

ПБб 418/6 /1886

0

ЛУКА ТЕЛОВИЋ
БЕОГРАД

LUKA TELOVIC
BELGRAD

ID = 50534415

7.6.6
418/6

Bibliothek

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
И. Бр. 45475.9

der

U n t e r h a l t u n g

und des

W i s s e n s.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Sechster Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

	Seite
Der letzte Folfunger. Historischer Roman von C. H. v. Dedenroth (Fortsetzung)	5
Unter einem Dache. Novelle von C. Merf	105
Der schwarze Georg. Aus dem Leben des Befreiers Serbiens. Von Alfred Stelzner	180
Ein Besuch beim König von Birma. Skizze von Friedrich Meister	190
Die deutschen Familiennamen. Sprachwissenschaftliche Skizze von Karl Gander	207
Wiener Walzer. Bilder aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau. Von B. v. Wolfshofer	222
Die Marshall-Inseln. Unsere jüngste Erwerbung im stillen Ocean. Geographische Skizze. Von Karl Hager	232
Mannigfaltiges:	
Die Hinrichtung eines Königsmörders	247
Der Weiße bei den Schwarzen	250
Chemie und Hauswirthschaft	251
Das Einfangen einer Klapperschlange mit dem Lasso	253
Respekt vor der Arbeit	254
Reich belohnte Botschaft	255
Ein charakteristischer Bericht	255
Eine brave Frau	256
Ein vielversprechender Jüngling	256
Aus der Schule	256

ЛУКА ЦЕЛОВИЋ
БЕОГРАД
LUKA CELOVIĆ
BEOGRAD

Der letzte Folkunger.

Historischer Roman

von

G. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Die Sache dürfte wohl Euch nichts angehen,“ versetzte Gebhard, aber Sture schüttelte den Kopf.

„Es läßt sich über die Rechte des Sohnes gegenüber der Autorität des Vaters streiten,“ antwortete er, „und da ich gewissermaßen schon ein Recht habe, mich als künftiges Mitglied der Familie zu betrachten, so dürftet Ihr wohl Ursache haben, mein Urtheil Euch günstig zu stimmen.“

„Ich will Euch deshalb nicht bemühen!“ rief Gebhard, der sich einen Humpen mit Rheinwein füllen ließ, „Hako und ich, wir haben Durst, wollt Ihr mit uns anstoßen?“

„Es wäre eine Kränkung, wenn ich mich dessen weigerte, aber verargt es mir nicht, wenn ich meine Kanne nicht leere und nur mit wenig Tropfen Euch Bescheid thue. Ich erwarte den Abgesandten des Schwedenkönigs, der das Ergebnis seiner Audienz bei der Königin von Dänemark mit mir besprechen will, und wie Ihr wißt, liebe ich es über-

haupte nicht, mein Denkvermögen durch die Geister des Weines trüben zu lassen."

„Macht's wie Ihr wollt. Aber sagt, fällt Euch nichts an meinem Freunde auf?"

Sture lächelte. „In Betracht Eurer Neigungen und Gewohnheiten bin ich nicht überrascht," sagte er, „daß Ihr Jemand Euren Freund nennt, der so aussieht, als könne er einen Freund, wie Ihr es seid, sehr wohl brauchen."

Weder Hako noch Gebhard bemühten sich, den Sinn dieser verschlungenen Worte zu entziffern. „Ich sah gestern bei der Messe im Dom die Königin Margaretha und ihren Sohn, den König Olaf," erklärte Gebhard. „Es war mir, als sähe ich ein Schattenbild von Hako. Der Norweger hat dasselbe Haar, dieselben Gesichtszüge; ich dachte, wenn Hako schwer krank wäre, müsse er aussehen wie König Olaf, so wunderbar ist die Aehnlichkeit."

„Ihr habt nicht ganz Unrecht," versetzte Blasius, nachdem er einen prüfenden Blick auf Hako geworfen, „und wenn Ihr Euren Freunde ein Verdienst aus diesem Spiel der Natur machen wollt, so erkenne ich es an."

Gebhard beachtete den spöttischen Ton nicht, in welchem Sture diese Worte sprach; er schaute Hako triumphirend an, als befriedige es ihn, daß ein Dritter seine Meinung bestätige; Hako dagegen, dem bei der Wendung, die das Gespräch genommen, das Blut in's Antlitz getreten, schaute unmuthig auf. „Mir wäre es keine Ehre," rief er, „dem Sohne Hakon Jarl's zu ähneln; spart Euren Spott."

Hennig v. Moltke, welcher in diesem Augenblicke sich der Gruppe näherte, hörte die heftigen Worte, und es

mochte ihn überraschen, daß Blasius Sture dieselben hervorgerufen, da der Patrizier sich ihm gegenüber als ein großer Verehrer der Königin Margaretha ob ihres Wissens und ihres gebildeten Geistes gezeigt hatte. „Ihr denkt doch nicht,“ sagte er, als Sture sich erhob und Miene machte, sich von Gebhard und Hako zu verabschieden, „daß ich mit trockener Kehle den Keller verlasse? Wenn es den Herren hier genehm ist, so leere ich einen Becher in ihrer Gesellschaft.“

Sture mußte sein Vorhaben, sich mit dem Gaste zu entfernen, aufgeben und sich darein finden, in der Gesellschaft zu verweilen, in der er sich doppelt unbehaglich fühlte, seit er erfahren, daß dem Genossen Gebhard's seine Erscheinung keinen Respekt einflöße. „Ich hätte gern von den Politicis mit Euch gesprochen,“ sagte er in flüsterndem Tone zu Moltke, „aber solche Dinge sind nicht für Jedermann.“

„Ich habe keine Geheimnisse,“ versetzte Hennig, ohne seinen Wink zu beachten, „es kann Jeder wissen, daß die Königin von Dänemark die versöhnlichen Vorschläge zurückgewiesen hat, die ich ihr im Namen meines Königs gemacht, der Friede wird also wohl die längste Zeit gedauert haben.“

„Unmöglich!“ rief Blasius. „Sie wäre nicht hier in Lübeck, wenn sie den Bundesgenossen der Hanse herausfordern wollte. Sie ist zu klug, um sich die Hanse zum Feinde zu machen. Ihr habt sie gewiß mißverstanden, oder hättet Ihr sie herausgefordert? Hättet Ihr Unbilliges von ihr verlangt?“

„Mag sein, daß ich mehr gefordert habe, als sie bewilligen konnte,“ versetzte Moltke, „ich bat um klaren Wein und nahm das Gebräu nicht, das sie wohl mit Euren Rathsherrn vorher präparirt hat.“

„Dafür wird der König von Schweden Euch schlechten Dank wissen, oder denkt Euer König einen Krieg ohne die Hilfe der Hansa zu führen?“

„Das kümmert mich nicht, ob er Bundesgenossen sucht, aber wenn es gilt, seine Krone zu vertheidigen, wird er nicht fragen, ob die Herren Städter es erlauben.“

„Und er hat Recht,“ rief Gebhard. „Sind die Lübecker auf ihren Geldsäcken zu Weibern geworden, daß sie aus Furcht vor einem Kriege mit den Dänen sich von einem ränkesüchtigen Weibe foppen lassen? Nur ein Blinder sieht es nicht, daß die Tochter unseres alten Freundes Waldemar den Städtern schmeichelt, um die Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Ist der Rath der Hansa schon so entartet, daß er die Gefahr nicht sehen mag, und sich von dem falschen Weibe den Bart streicheln läßt, nur um das Schwert nicht aus der Scheide zu ziehen?“

Blasius zuckte die Achseln. „Der Senat handelte vielleicht klüger,“ antwortete er spöttisch, „die Weisheit der Klopffechter und Abenteurer zu Rathe zu ziehen.“

„Beginnt keinen Streit beim Weine,“ mahnte Moltke, als Gebhard bei dieser Herausforderung die Hand an das Schwert legte. „Mögen Diejenigen, welche die Völker regieren, über Krieg und Frieden entscheiden, das Schwert ist leichter gezogen, als die Wunden geheilt, die der Krieg schlägt. Die Königin ist Mutter, sie vertritt die Rechte ihres Sohnes.“

„Nein,“ nahm jetzt Hako das Wort, „die Dänin selbst will herrschen auch über Norwegen, sonst würde sie ihren Sohn nicht wie ein Weib erziehen.“

„Wißt Ihr es so gewiß,“ fragte Moltke, „ob es Margaretha's Schuld ist, wenn man von ihrem Sohn verächtlich redet, als lebe er wie ein Weib in ihren Gemächern? Die Einen sagen, er sei blöde und schwachsinzig, die Andern flüstern, er sei gar nicht ihr Sohn. Niemand vermag einem Kranken und Stumpfsinnigen Kraft und männlichen Willen zu geben, beides aber hat die Königin Margaretha, das hat sie mir heute gezeigt.“

Das Gespräch der jungen Männer nahm einen ruhigeren Charakter an, die hingeworfene Bemerkung Moltke's, daß man die Echtheit der Geburt Olaf's in Zweifel ziehe, gab der weiteren Unterhaltung ein ergiebiges Thema. Während Hako den Gedanken, daß in der Puppe Margaretha's nicht das Blut der Normannenkönige rollen könne, mit einer gewissen Befriedigung hinnahm, erörterte Blasius, es sei der Klugheit Margaretha's wohl zuzutrauen, daß sie, wenn ihr Sohn gestorben sei, dies verheimlicht habe und einen anderen Knaben für denselben ausgabe, um das Scepter von Norwegen nicht aus der Hand geben zu müssen. Je mehr er sich bemühte, eine solche Wahrscheinlichkeit durch Gründe der Politik zu rechtfertigen, um so aufmerksamer ward Gebhard. Die merkwürdige Ähnlichkeit Hako's mit dem Sohne Margaretha's, die Ungewißheit Hako's, ob er der Sohn von Niels Torsten, die seltsamen Anspielungen, die der alte Torsten darüber gemacht, daß Hako nicht wüßte, wer er sei, alles das hatte in ihm

seltsame Gedanken erweckt. Das Wunderbare hat stets für die Phantasie einen eigenen Reiz. Niels Torsten hatte Hako die Erlaubniß gegeben, Gebhard zu begleiten, als er gehört hatte, die Königin Margaretha werde nach Lübeck kommen, und Gebhard erinnerte sich des eigenen Tones, in dem Niels zu Hako gesagt, er solle das Weib kennen lernen, das den Sohn von Hakon Jarl zur ihrer Puppe gemacht.

Und wie solche Gedanken in Gebhard austauchten, erhielten alle die seltsamen Dinge Bedeutung, die er von Hako gehört: daß derselbe das Grab seiner Mutter leer gefunden, daß Niels Torsten ihm niemals die Liebe eines Vaters erwiesen, ihn aber doch mit Sorge gehütet, daß Hako den Argwohn ausgesprochen hatte, der Vater erziehe ihn für seinen Haß. Es war dem Alten, der bei jeder Gelegenheit, wenn von dem Gatten Margaretha's gesprochen wurde, einen finsternen Fluch gegen den König Hakon ausgestoßen hatte, schon zuzutrauen, daß er einen Akt der Rache gegen den König verübt, ihm den Sohn geraubt habe; erschien die Idee, Hako könne dieser geraubte Sohn des Königs sein, im ersten Augenblicke zu kühn, so erklärte es jetzt Blasius Sture, daß Margaretha wohl fähig sei, ein fremdes Kind für ihren Sohn auszugeben, um die Herrschaft über Norwegen nicht einem anderen Erben überlassen zu müssen.

6.

Hennig v. Moltke rüstete sich nach einigen Tagen bereits zur Abreise von Lübeck, als er eine Botschaft von der Königin Margaretha erhielt, noch einmal vor ihr zu erscheinen.

Gebhard v. Warendorp hatte Moltke inzwischen aufgesucht und ihm seine Gedanken über Hako zuerst wie einen scherzhaften Einfall, dann aber, als er Moltke aufmerksam werden sah, mit Anführung aller Momente, die seine Kombination unterstützten, mitgetheilt. Hennig war kein Mann, der müßiges und böshafte Geschwätz weiter trug, und wenn er im Rathskeller geäußert hatte, daß man die Echtheit Olaf's als Sohn Margaretha's in Zweifel ziehe, so hatte er immer noch vorsichtig gesprochen, denn der König Albrecht von Schweden hatte selber diese Behauptung aufgestellt und angedeutet, wenn Margaretha's ehrgeizige Gelüste sich nicht mit den Kronen von Dänemark und Norwegen begnügten, werde er eine Waffe zu finden wissen, die sie auch ihrer angemessenen Rechte auf Norwegen beraube. Jetzt regte Gebhard einen Argwohn an, der dem Verdachte bestimmte Farben gab.

Es war eine wichtige, ungeheuerliche Entdeckung, wenn sich dieselbe bestätigte, sie war eine furchtbare Waffe in der Hand Albrecht's gegen die Königin, aber auch eine solche, die das Gefühl empörte. War Hako der Sohn Margaretha's, den man ihr geraubt, den sie vielleicht für todt beweinte, so mußte er gegen seine Mutter auftreten, sie des Betruges anklagen, wollte er seine Rechte anerkannt sehen!

„Ist es Guer Freund,“ fragte Hennig, „der Margaretha des Betruges zeihen, der ihr sagen will, er sei ihr Sohn, nicht Olaf?“

„Er ahnt noch nichts davon,“ versetzte Gebhard. „Man hat ihn im Hass gegen die Dänen und deren Königin erzogen. Er darf nichts wissen, bis wir Beweise für die

Giltigkeit seiner Ansprüche haben, es wäre ja möglich, daß ich mich täusche."

Hennig nickte ihm zu. „Ja," sagte er, „es wäre ein Frevel, solchen Gedanken nachzuhängen, so lange noch ein Zweifel möglich ist, es hieße Gift austreuen mit leichtfertiger Hand."

Die Enthüllung Gebhard's hatte Moltke keine Ruhe gelassen. Es trat die Frage an sein Pflichtgefühl heran, ob er König Albrecht von dem Argwohn des Lübeckers in Kenntniß setzen müsse oder ob er davon schweigen dürfe. Die Königin wies den angebotenen Vergleich zurück, sie forderte damit Albrecht heraus, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen — aber durfte Moltke seinem Herrn eine Waffe zeigen, von der er nicht wußte, ob nur Lug und Trug sie geschmiedet, für die er so gut wie verantwortlich war, wenn er sie dem Könige gab? Das wußte er, daß Albrecht sie benutzen werde ohne Prüfung, und gerade deshalb wurde ihm die Entscheidung schwer.

Jetzt war er abermals zur Königin beschieden; hatte Margaretha ihren Sinn geändert, hatte sie sich entschlossen, nachzugeben?

Margaretha empfing Moltke heute in Gegenwart zweier Rätthe ihrer Krone und der Gräfin Edda v. Olffström.

„Meldet dem Könige von Schweden," sagte sie, nachdem sie ihn mit wohlwollendem Lächeln begrüßt, „daß ich nach der Verhandlung mit Euch die Angelegenheit dem Rathe der Hanse vorgelegt und daß ich beschlossen habe, den Schiedsspruch derselben anzunehmen. Der Senat von Lübeck soll zwischen mir und König Albrecht entscheiden."

Die Königin sagte das mit triumphirender Miene, und das vermehrte die Ueberraschung Moltke's. Die Königin zog es also vor, sich lieber noch tiefer vor der Hanfa zu demüthigen und von dieser ihre Pläne vereiteln zu lassen, als sich gütlich mit ihrem königlichen Vetter zu einigen.

Moltke sah, wie Edda die Lippen zusammenpreßte und einen stechenden Blick auf die Königin heftete. Auch sie schien überrascht und betroffen von der Mittheilung, welche Margaretha dem Abgesandten Albrecht's machte.

Die Königin weidete sich einen Moment an der Ueberraschung des schwedischen Gesandten. „Hennig Moltke,“ fuhr sie fort, „es mag etwas Neues sein in der Geschichte, daß Fürsten bei ihren Streitigkeiten unter einander die Bürgerschaft freier Städte zum Schiedsrichter anrufen, aber ich sehe in Albrecht von Schweden nur einen König durch der Hanfa Willen, und ich verhandle lieber mit der Macht, die ihn zum Könige erhoben hat, als mit dem Partisan des Bundes der Städte.“

Die Königin konnte über Albrecht nicht verächtlicher sprechen, als mit solchen Worten, aber das Bitterste dabei für den Stolz des Gesandten war, daß er die Thatsache, die sie ungeschminkt hinstellte, nicht zu bestreiten vermochte. Noch weniger war er im Stande, gegen einen solchen Entschluß Protest zu erheben, und wenn er im Herzen daran zweifelte, daß es der Königin mit dieser Unterwerfung unter den Willen der Hanfa Ernst sei, so konnte er ihr doch nicht in's Antlitz sagen, daß sie den Senat täuschen wolle.

Eine ehrliche, gerade Natur wird durch nichts leichter

empört und zu leidenschaftlicher Aufwallung hingerissen, als wenn Jemand, der ihr im Kampfe Theilnahme abgetrozt, den sie zu schonen gewünscht hat, plötzlich durch eine gelungene List als Sieger erscheint und mit seiner Schlaube triumphirt. Das Blut stieg Moltke bei dem Gedanken, diese höhnische Antwort dem Könige melden zu müssen, in's Antlitz, und jede Rücksicht vergessend, allein von dem Wunsche beseelt, diesem Weibe mit einem Streiche zu antworten, der ihr seine Verachtung bewies, rief er mit lauter Stimme, daß sein König sich dem Schiedsspruche gewiß unterwerfen, aber auch fordern werde, daß man prüfe, wer es sei, den die Königin als Erben des letzten Foltunger's ausgäbe.

Das dreiste Wort hatte eine Wirkung, wie Moltke sie wohl kaum erwartete. Waren die Gerüchte über Olaf's Person erlogen, so hätte Margaretha in diesen Worten nur eine Drohung gesehen, die sie beleidigen sollte — war sie aber eine Betrügerin, so mußte sie vorbereitet auf eine solche Anklage sein. Es war jedoch weder Zorn noch Schrecken, noch Troß, was sich in ihrem Antlitz malte, als die erste Betäubung überwunden war, sie starrte Moltke an, als fordere sie eine Erklärung, als dürste sie danach, als liege ihr der Gedanke fern, daß er ein solches Wort nur gesprochen haben könne, sie zu beleidigen. Ihr Antlitz war bleich geworden, sie schien zu schwanken, machte eine Geste, als solle ihre Umgebung sie verlassen, aber der zornige Ruf ihrer Rätthe, Moltke habe die Majestät beleidigt, und der Umstand, daß dieser seine Worte zu bereuen schien und die Entschuldigung stotterte, er habe nicht beleidigen wollen, gab ihr soweit die Fassung wieder, daß sie sich

erinnerte, es stehe der Abgesandte eines Mannes vor ihr, der sie tödtlich hasse.

Die Königin rang danach, ihre Erregung zu bemeistern, sie gebot ihren Rätthen, welche die Hand an's Schwert gelegt hatten und riefen, man müsse den Abgesandten mit Schimpf die Treppe hinunter werfen, Schweigen, ihr Blick heftete sich mit einer Mischung von bangem Zweifel, schmerzlicher Angst und qualvoller Erwartung auf Moltke. „Ich will es nicht glauben,“ begann sie endlich mit bebender Stimme und trotz ihrer inneren Unruhe mit einer Hoheit, welche Angesichts solcher Beleidigung nur ein reines Gewissen zu geben vermochte, „daß ein Edelmann, dem ich meine persönliche Achtung bewiesen, mich als Weib und als Mutter zu beleidigen wagt. Die Worte galten der Königin. Ich weiß es, daß man Zweifel darein setzt, ob Jemand der echte Sohn Hakon's sein kann, der leider so wenig von dem Blute seiner Eltern hat, wie Olaf; ich weiß, daß man sich erzählt, mein Kind sei geraubt und ausgewechselt, während ich in schwerer Krankheit darnieder lag, und nichts ist bitterer für mein Herz, als daß mein Sohn nicht selber dafür zeugt, wessen Blutes er ist. Wohlan, wer solche Zweifel mir in's Antlitz zu sagen wagt, der mag beweisen, was er redet, und kann er mich überzeugen, so werde ich die Erste sein, die den Betrug zu Schanden macht. Wer glaubt, daß eine Mutter, und wäre ihr Ehrgeiz noch so groß, den Schmerz um ihr verlorenes Kind verleugnete und ein frevelndes Spiel triebe mit dem heiligsten Gefühl? Aber wer den Schmerz einer Mutter darüber, daß sie nicht stolz auf ihr Kind blicken kann,

mit Zweifeln zu vergiften wagt, der muß Beweise haben, oder er ist aller Ehre bar und ein Frevler gegen das Heiligste. Ich nehme den Handschuh auf, den Ihr mir in's Antlitz geschleudert habt, Ritter v. Moltke. Beweist es, daß Olaf nicht der echte Olaf ist, oder ich nenne Euch und den, der Euch gesendet hat, einen Lügner. Edda Olfström, höre ihn an und berichte mir; Du weißt es, daß mein Herz bebend die Stunde ersehnte, Jemand zu hören, der einstehen will für die Zweifel, mit denen man mein Herz gemartert hat."

Die Königin verließ das Gemach und winkte den Rätthen, ihr zu folgen.

Raum hatte sich hinter ihnen die Thüre geschlossen, als der Ausdruck in den Zügen der zurückgebliebenen Hofdame sich völlig veränderte. In Gegenwart der Königin und ihrer Rätthe hatte Edda Entrüstung zur Schau getragen, dem Anschein nach hatte sie sich nur mit Widerstreben dem Willen Margaretha's gefügt, Moltke anzuhören — jetzt strahlte ihr Antlitz in schadenfrohem Triumph, und wie in vertraulichem Einverständnis schaute sie den Edelmann an. „Das war ein kühnes Wort," flüsterte sie, „aber es kam zu rechter Zeit, ich glaubte schon Alles verloren —"

Die Gräfin stockte plötzlich, der Ausdruck des Befremdens in den Zügen Moltke's mochte sie errathen lassen, daß sie undvorsichtig sei, ängstliche Unruhe lag in dem Blick, den sie jetzt fragend auf Hennig heftete, als erwarte sie eine Erklärung.

„Was glaubtet Ihr verloren, Gräfin?" fragte Moltke.
 „Seid Ihr König Albrecht's oder Margaretha's Freundin?"

Brennende Röthe bedeckte Edda's Wangen, Schrecken und Unruhe malten sich in ihrem Anlliz. „Ghe ich antworte,“ versetzte sie, „möchte ich Euch fragen, ob Ihr Eurem Eide gegen König Albrecht treu geblieben seid?“

„Zweifelt Ihr an meiner Ehre? Was soll die Frage?“ antwortete Moltke mit finsterem, fast drohendem Ernst.

„Weil ich nicht daran zweifeln möchte, daß Ihr der getreueste und ehrenhafteste Ritter des Königs seid, zeige ich Verwunderung über Eure Frage. Mir ist Vorsicht und Mißtrauen geboten, aber ich wüßte keinen Mann auf Erden, dem ich so fest vertraue, wie Euch, und ich habe das durch meine heimliche Botschaft bewiesen. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich Falsches prophezeite — die Königin hat mir entweder ihr Vertrauen entzogen, oder ihre Entschlüsse wechseln wie das Wetter im April.“

„Es scheint mir, daß Ihr das Vertrauen der Königin täuschet; wollt Ihr Euch da noch beklagen, wenn sie es Euch entzieht?“

„Eure Worte sind bitter. Wollt Ihr es etwa tadeln, daß Jemand, der nicht wie Ihr dem Könige mit dem Schwerte dienen kann, die Schlange, welche ihr Gift nach ihm spritzt, in der Höhle aufsucht und sie beobachtet?“

„Ihr seid also eine Spionin des Königs? Ihr gebt Euch her zur Heuchelei, um argloses Vertrauen zu täuschen? Gräfin, ich würde meine Ehre mit Schmach bedecken, wenn ich das Vertrauen der Königin ebenfalls täuschte. Ich werde Euch nicht verrathen, aber auch mit Euch nicht verhandeln.“

Es funkelte düster auf in den Augen Edda's, aber dem

Aussprüchen des Hasses und der Bitterkeit folgte im nächsten Moment ein Zucken tief schmerzlicher Regung. „Das ist Verachtung,“ murmelte sie mit bebender Stimme, „wüßtet Ihr, was ich erlitten, was in mir tobt und an meinem Herzen zehrt, Ihr nähmet das grausame Wort zurück.“

„Gräfin, denkt Ihr des Königs Achtung zu erwerben, wenn Ihr ihm auf solche Weise dient, denkt Ihr so Eurem Vaterlande zu nützen? Es straft sich der Verrath am Verräther und oft auch an denen, für die sich der Verräther opfert.“

Das Antlitz Edda's war wie von Schmerz und Bitterkeit verzerrt. Ein heiseres Lachen tönte aus ihrer Brust. „Die Achtung König Albrecht's,“ sagte sie mit bitterem Hohn, „ist mir nicht werth, daß ich den Finger hebe, und wollte ich ihn zu meinen Füßen sehen, so hätte ich Stockholm nicht verlassen. Ihr müßt sehr gering von mir denken, Hennig Moltke, womit habe ich das verdient? Wenn Ihr meint, es sei unehrenhaft und Verbrechen, Falschheit und List mit gleichen Waffen zu bekämpfen, so redet Ihr als ein Mann, der andere Waffen besitzt, Beleidigungen zu rächen, und der das Gefühl der Ohnmacht gerechten Hasses nie gekannt, wie es ein stolzes Herz zerfleischt. Hat Euch die kluge Frau, die Jeden und auch jetzt die Senatoren der Hanse mit ihrem Zauber zu behören weiß, umstrickt, die Heuchlerin, die alle Welt mit der Puppe Olaf betrügt?“

„Ihr haßt die Königin, und der Haß ist blind. Müßte ich glauben, daß sie heuchlerisch mich herausgefordert hat, ihr zu beweisen, daß der schwächliche, blöde Knabe, den sie mit

der Krone Norwegens geschmückt hat, nicht Hakon's echter Sohn sei, so könnte ich ihr einen Mann zeigen, der die Züge dieses Schattenbildes in den Farben der Kraft und des Lebens aufweist, dann würde ich antworten: „Beweise Du, daß jener Olaf Dein Sohn, König Albrecht wird den Norwegern einen Anderen zeigen!“

Es malte sich Ueberraschung, ja Schrecken in den Zügen Edda's. „Was ist das?“ rief sie. „Hätte der König Euch das Geheimniß anvertraut, wollte er jetzt schon — nein! Damit wäre Alles verdorben. Der echte Jarl darf erst auftreten, wenn der Falsche mündig wird, es hieße ihn in die Hände der Heuchlerin liefern, wollte man jetzt schon den Schleier lüften. Das Drohwort kam zu rechter Zeit, aber mehr wäre ein Frevel an meinem Bruder.“

„An Eurem Bruder?“ fragte Hennig, der seinen Ohren nicht traute.

„Ja, und wenn der König Euch das verschwiegen hat, so that er Unrecht, er durfte nichts sagen, oder er mußte Euch Alles enthüllen. Das Geschlecht der Folkunger hat der Fluch verfolgt, aber es ist noch nicht ausgestorben, und nach schwerer Buße wird der versöhnte Himmel ihm wieder seine Gnade spenden. Es ist Euch wohl bekannt, daß König Birger seine eigenen Brüder bei einem Gastmahl überfiel, sie gefangen setzte und den Hungertod sterben ließ. Die Schweden verjagten ihn und setzten den Knaben Magnus, den Sohn des ältesten der ermordeten Prinzen, auf den Thron. Er vereinte Norwegen mit Schweden, aber weil er zu den Kriegen mit Dänemark Geld brauchte und Steuern auf die Geistlichkeit legte, that

ihn der Erzbischof von Upsala in den Bann, und von diesem Tage ab verfolgte ihn der Fluch, das Unglück machte ihn hart und grausam. Er mußte nach dem Willen der Stände seine Söhne zu Mitregenten erheben, Hakon erhielt Norwegen, Erich Schweden. Blanka von Namur, des Königs Magnus Weib, ermordete Erich und seine Gemahlin durch Gift. Als sich nun Hakon mit Dänemark verband, wählten die Schweden auf Rath der Hanfa Albrecht von Mecklenburg zum Könige, Magnus ward vertrieben und starb im Exil, nachdem auch sein Sohn Hakon sich wider ihn erhoben hatte."

Hennig nickte zustimmend. „Ich weiß das,“ sagte er, „und wenn Margaretha von einem Erbrecht ihres Sohnes an die Krone Schweden spricht, so fußt sie auf dem Raub, den ihr verstorbener Gatte Hakon an seinem Vater verübt.“

„Wäre Olaf ihr Sohn,“ versetzte Edda mit bitterem Lächeln, „so würde sie damit den Fluch herausbeschwören, der die Sünden der Väter an den Kindern straft. Aber man erzählt, daß ein Weib, welches von König Hakon betrogen worden war, aus Rache ihm den Sohn geraubt und ihr eigen Kind in die Wiege gelegt habe, während Margaretha im Fieber lag. Ihr habt es selbst von der Königin gehört, daß sie zweifelt, ob es ihr Sohn ist, den sie groß gezogen hat.“

„Nach ihren Worten würde aber ihr Herz jubeln, wenn sich der rechte Olaf fände,“ versetzte Hennig; „sie ist ohne Schuld an dem Verbrechen, sie würde sich nicht zu schämen brauchen —“

Edda lachte höhniisch auf. „Ihr kennt das Weib nicht,

von dem Ihr redet, Ihr traut dem Schein, und Keiner versteht es besser, die Menschen zu täuschen, als diese Dänin. Sie hat kein Herz, in ihr brütet nur der Ehrgeiz!"

„Und Ihr schleicht Euch in das Vertrauen einer Frau, die Ihr so bitter hasset, so tief verachtet?“

„Hört mich zu Ende, ehe Ihr richtet. Ich will Euch ein Geheimniß anvertrauen, das König Albrecht Euch nur halb verrathen hat. Es lebt ein Folkunger, ein Keis vom echten Stamme. Als die Königin Blanka ihren eigenen Sohn Erich und dessen Weib mordete, da rettete meine Mutter das Kind Erich's und verbarg es vor den Wüthenden. Sie hat es mir auf ihrem Sterbebett anvertraut, daß mein vermeintlicher Bruder Magnus in Wahrheit der letzte echte Sproß des untergegangenen Königsgeschlechtes, daß er der rechtmäßige Erbe der Kronen von Schweden und Norwegen sei. Ich mußte es ihr schwören, das Kind zu hüten wie den Apfel meines Auges, und ihm nicht eher zu verrathen, wer er sei, als bis er ein Mann geworden —“

„Unmöglich!“ rief Moltke, Edda anstarrend, als rede sie Unglaubliches. „Magnus Olffström wäre ein Sohn Erich's von Schweden? Dann wäre er ja ein Neffe der Königin Margaretha!“

„Das ist er, und wenn Ihr Euch genau das Bild des Königs Hakon in dem Zimmer der Königin ansehen wollt, so werdet Ihr, wenn Ihr Magnus wiederseheth, den charakteristischen Zug der Folkunger in seinem Antlitz erkennen, Magnus hat dieselbe kühn gebogene Nase und die hoch gewölbten Augenbrauen, die das Bild Hakon's zeigt, und die auch Olaf's Zügen das Gepräge der Folkunger geben.“

Moltke hatte es auf der Zunge, Edda zu entgegnen, daß er einen jungen Mann gesehen habe, der ebenfalls die Züge der Folfunger trage, und über dessen Geburt ein Geheimniß walte, aber er unterdrückte das Wort, er mochte Edda keine Vermuthung mittheilen, welche die Angelegenheit noch mehr verwickelte. „Ich will an Euren Worten nicht zweifeln,“ sagte er, „aber wenn Euer Bruder der Erbe der schwedischen Krone ist, dann verstehe ich es nicht, daß Ihr dem Könige Albrecht ein solches Geheimniß mitgetheilt, daß Ihr gerade diesen Fürsten zu Eurem Vertrauten gemacht habt!“

Edda erröthete heftig. „Der König warb um meine Gunst,“ antwortete sie leise mit bebender Stimme. „Ich war eitel und unerfahren, ich hielt Worte der Schmeichelei für den Ausdruck leidenschaftlicher Gefühle und wähnte, seine Liebe biete mir auch die Krone. Ich schwankte zwischen eitler Begierde und dem Gebote der Pflicht. Es lag in meiner Hand, das Geheimniß zu bewahren, wer Magnus sei, und ich war nahe daran, der Versuchung zu erliegen, da erfuhr ich, daß König Albrecht mich betrüge, daß, während er mir seine Liebe schwur, seine Gesandten für ihn um die Hand einer Andern geworben hatten. Ich weinte vor Schmerz und Scham, aber ich klagte mich bitterer an als ihn, denn ich hatte den heiligen Eid brechen wollen, den ich meiner sterbenden Mutter geschworen. Der König kam, und als er seine Falschheit damit zu entschuldigen wagte, daß er seinen Thron durch eine Heirath mit einer Fürstentochter befestigen müsse, floß mir das Herz im Groll über und ich ließ ihn errathen, daß es in meiner Hand liege, den

Ständen des Reiches ihren angestammten Herrscher zu zeigen.

Als ich das Wort gesprochen," fuhr Edda nach kurzer Pause fort, „war es zu spät, dasselbe zurückzunehmen, ich hatte das Geheimniß verrathen; aber wenn ich zitterte, Magnus dadurch in's Verderben gebracht zu haben, so ward ich gottlob eines Besseren belehrt. Der König bot mir die Hand zum Bunde. ‚Unsere Interessen,‘ sagte er, ‚sind dieselben. Die Schweden haben die Folfunger vertrieben und wollen auch von mir nichts wissen; schükzte mich nicht die Hanja, so wählten sie am liebsten Margaretha von Dänemark zu ihrer Königin. Margaretha ist unsere gemeinsame Feindin, ihr Ehrgeiz trachtet danach, Schweden und Norwegen mit Dänemark zu vereinen, ich aber gönne es ihr von Herzen, daß Magnus ihr die Krone Norwegens entreißt.‘

Jetzt wißt Ihr Alles," schloß Edda. „Ich bin nicht hier als Spionin des Königs Albrecht, sondern um dem rechtmäßigen König von Schweden und Norwegen zu dienen, ihm wenigstens zu der Krone zu verhelfen, die Margaretha an sich gebracht. Ich habe mich in ihr Vertrauen geschmeichelt, um bezeugen zu können, wer die Puppe ist, die sie mit der Krone Norwegens schmückt, wenn der Tag kommt, wo Magnus sein Erbe fordern darf. Ihr habt gesehen, wie Guer Drohwort das Herz der Falschen erbeben ließ.“

Hatte Moltke zu Edda kein Vertrauen fassen mögen, weil er sie für eine Spionin Albrecht's hielt, die der König durch irgend eine Verheißung dazu erkaufte habe, sich in

die Umgebung seiner Feindin Margaretha zu schleichen, hatte er infolge dessen geschwankt, die Königin verächtlich zu beurtheilen, so erschien ihm jetzt Alles in anderem Licht. Es war ein edles Ziel, das Edda mit Mitteln erstrebte, die Moltke zwar nicht gefallen konnten, die er aber entschuldigen mußte. Der Blick Edda's suchte sein Auge, er fühlte instinktmäßig, daß seine Kälte sie verletze, daß sie von ihm erwarte und fordere, er solle ihr gerecht werden, ihr ein Wort der Anerkennung sagen.

Sie hatte ihn zu ihrem Vertrauten gemacht und sie lechzte nach einem freundlichen Wort, es war ihm, als lege sie es in seine Hand, ob sich ihr Dasein aufrichte, oder ob sie sich ganz dem Dämon verkaufe; er fühlte, daß es nur eines warmen Wortes von ihm bedürfe und sie werde sich von ihm leiten lassen in voller Hingebung — aber durfte er sie täuschen, dieses bange Herz mit einer Hoffnung betrügen, die zu erfüllen ihm beinahe graute?

Ihr Auge hing an seinen Lippen. „Redet,“ flüsterte sie, „bin ich noch ein verächtlich Weib in Euern Augen? Sagt es, und ich verlasse den Hof der Königin.“

„Was Ihr begonnen, müßt Ihr durchführen, wollt Ihr nicht umsonst Euch hergegeben haben zu diesem Spiel und auch den verderben, um dessentwillen Ihr es gewagt,“ antwortete Moltke. „Aber lasset Euch nicht blenden durch den Haß. Ich zweifle nicht an Euren Worten, aber müßtet Ihr jemals erfahren, daß Ihr Euch in dem Urtheil über Diejenige getäuscht, die Ihr so bitter hasset, dann sorgt, daß Ihr nichts gethan habt, was Ihr Euch selber nicht vergeben könnt.“

Es blickte wieder düster auf in den Augen Edda's. „Ihr zweifelt — sie hat es also auch Euch angethan!“ rief sie und wilde Leidenschaft flammte aus ihren Zügen. „Darum hasse ich dieses Weib aus tiefster Seele, weil sie es versteht, Jeden mit ihrer Heuchelei zu umstricken. Mich zu verachten, ward Euch leicht, Jene kann ich brandmarken, und Ihr zweifelt!“

Es klang eine unbeschreibliche Bitterkeit, ein Ton der Verzweiflung aus ihren Worten, Hennig sah es ihr an, wie tief elend sich dieses Weib fühlte, und von Mitleid ergriffen, reichte er ihr die Hand. „Euer Dasein hat der Mangel an Glück vergiftet,“ sagte er, „und Ihr sucht Trost im Haß. Hättet Ihr mich gefragt, anstatt König Albrecht, ich hätte Euch gerathen: geht nicht an den Hof der Königin, sondern laßt Gott walten! Die Königin erwartet meine Antwort von Euch. Sagt ihr, als hätte ich es verrathen, ein Folkunger lebe und werde mit dem Scheinkönig Olaf rechten um die Krone. Höret, was sie sagt, und verlaßt sie, wenn ihr Ehrgeiz das Recht des eigenen Neffen nicht prüfen und anerkennen will; sorgt nicht um Magnus, den schützt ein höheres Walten, wenn er dazu erkoren ist, eine Krone zu tragen.“

Edda's Antlitz erglühete. „Ich werde den Weg gehen, den Ihr mir weiset,“ sagte sie mit heftig bebender Stimme, „und führte er mich in den Kerker oder in den Tod. Die Königin wird mich nicht ziehen lassen, sie wird nach Rache dürsten, denn soll ich ihr mein wahres Antlitz zeigen, so soll sie auch erfahren, wie tief ich sie gehaßt habe. Ihr wollt es — ich gehorche, Ihr sollt Edda Olfsström

doch noch achten lernen, wenn Ihr mich auch niemals wiederseht."

Das junge Mädchen entfernte sich mit diesen Worten rasch, Moltke schaute ihr einen Moment sinnend nach, dann verließ er das Haus der Königin. —

Die Könige waren damals meist nur Heer- oder Parteiführer, deren Hofstaat häufig so gering, daß sie kaum auf ihren festen Schlössern sicher vor einem Ueberfall waren, und beispielsweise der Graf Heinrich von Schwerin den Dänenkönig Waldemar II., einen Ahnen Margaretha's, auf der Jagd gefangen genommen und mehrere Jahre in Haft gehalten, weil derselbe gegen ihn intrigirt hatte, während er in's heilige Land gezogen war. Das Gerücht von einem Prinzenraube, durch den man den echten Sohn Hakon's entführt habe, war daher durchaus nicht etwas so Ungeheuerliches und Unwahrscheinliches, daß seine Verbreitung auf besondere Schwierigkeiten gestoßen wäre; der Umstand aber, daß Margaretha als eine ehrgeizige, herrschsüchtige Fürstin bekannt war, erklärte den Argwohn, daß sie wissentlich einen fremden Knaben für ihren Sohn ausgeben, um im Namen desselben regieren zu können.

Als Margaretha in ihrem achtzehnten Jahre die Mutter eines Sohnes geworden, ward sie von einer schweren Krankheit befallen, und als sie nach langem Leiden wieder genesen war, befand sich ihr Gatte auf einem Kriegszuge, die Wärterin, die ihr Kind gepflegt, war verschwunden und eine Fremde brachte ihr den Knaben, den sie vor ihrer Erkrankung kaum gesehen. Diese Wärterin hatte etwas in ihrem Wesen, was Margaretha unsympathisch berührte,

das Auge der Frau hatte etwas Scheues, Unstütes, sie lächelte böshaft, wenn das Kind nach ihr die Arme ausstreckte und nicht zu der Mutter wollte.

Hakon kehrte zurück, und war er nie ein zärtlicher Gatte des Weibes gewesen, das ihm die Politik schon als Kind angetraut, so hatten ihn die Mißerfolge Waldemar's noch mehr gegen dessen Tochter verstimmt. Der Mann, der sich aufgelehnt hatte gegen den eigenen Vater, dessen Ehrgeiz nur Enttäuschungen erlebt hatte, dem nur seine Schmeichler Achtung erwiesen und dessen rohe Natur nur in sinnlichen Ausschweifungen Genüsse und Zerstreuungen suchte, konnte kein Verständniß für den Werth eines geistig feingebildeten, für alles Edle begeisterten Weibes haben. War ihm aber die Mutter gleichgiltig, so schien es fast, als ob er den Sohn geradezu hasse, welcher der Erbe seiner Krone werden sollte. Heute machte es ihm ein böshaftes Vergnügen, wenn der Knabe Lieder sang, welche die Skalden zum Ruhme der Helden gedichtet, welche die Dänen bezwungen und die man den Knaben gelehrt, obwohl seine Mutter eine Dänin war — morgen warf er Margaretha spöttisch vor, daß ihr Sohn ein verweichlicht Kind ohne Blut und Kraft sei, ein Hohn für die Normannen, deren König er werden wolle; ja, in der Trunkenheit stieß Hakon Worte aus, als sähe er seinen Stamm durch den Fluch der Götter für erloschen an, als habe er keinen Sohn und Erben.

War es der Instinkt des Muttergefühls, war es die Gleichgiltigkeit des Vaters gegen den einzigen Sohn, waren es die seltsamen Worte, die Hakon im Rausche entfallen waren und das Mißtrauen gegen die Wärterin, die Olaf während

ihrer Krankheit überwacht hatte, was Margaretha's Herz nicht warm schlagen ließ für den Knaben — genug, als nach Hakon's Tode die ersten Gerüchte davon, daß man im Wolfe erzähle, ihr Kind sei geraubt und gegen ein anderes umgetauscht worden, zu ihren Ohren drangen, erstarb in der Brust der jungen Frau die Liebe zu dem Knaben.

Margaretha ergriff für denselben die Zügel der Regierung und begann die Erziehung Olaf's mit Strenge zu leiten, aber es war zu spät, die Keime auszurotten, die einmal in seiner Brust Wurzel geschlagen; Margaretha vermochte nur durch eiserne Härte die bösen Leidenschaften niederzuhalten, die jetzt zu Tage traten, wo Olaf des Schutzes jener Personen entbehrte, die seine Fehler bemäntelt und ihm mit dem Dänenhaß Troß gegen die Mutter eingeflößt hatten.

Als die Gräfin Edda nach der Unterredung mit Moltke bei der Königin eintrat, sagte diese, mit Mühe nach Fassung ringend: „Ich errathe Deine Nachrichten, aber ich will nur Eines wissen. Ist es ein Lebendiger, den meine Feinde als den echten Olaf erkennen, so will ich ihn sehen, bieten sie mir aber nur einen Todten, so zeihe ich sie der Lüge.“

„Der echte Erbe der Folfunger lebt!“ antwortete Edda, den Blick fest und düster auf die Königin heftend.

„Er lebt!“ schrie Margaretha auf, „lebt und das sagst Du mir in diesem Tone? Mein Kind lebt und Du schaust mich an, als brächtest Du mir Fluch? Du redest nicht die Wahrheit, Du hast Gift auf der Zunge!“

„Der Erbe der Folfunger lebt, aber weder der, den Ihr zum Schwächling gemacht, ist der Erbe des Thrones,

noch ein Anderer, den Hakon Jarl gezeugt. Der Sohn des ermordeten Erich von Schweden lebt, ihm gebührt die Krone der Normannen."

„Hat Hennig Moltke sich zum Träger dieses Märchens gemacht, das wohl der Wik König Albrecht's erfunden hat, denn ein Anderer hätte Klügeres erfunden!"

„Ich könnte Euch antworten," versetzte Edda, deren Blick etwas Stechendes erhielt, „daß keine Lüge so dreist sei, wie die, welche Ihr selber aufstellt. Aber es ist Wahrheit, was ich rede, und ich wußte darum, ehe ich herkam, mir die Puppe anzusehen, die Ihr für den König der Normannen ausgeben wollt!"

Das Antlitz der Königin war bleich geworden, aber je bitterer die Schmähung war, die ihr Edda in's Antlitz schleuderte, um so ruhiger maß ihr Auge das Weib, dem sie ihr Vertrauen geschenkt und das jetzt gegen sie aufzischte wie eine Schlange.

„Ich bin auf neutralem Boden," antwortete Margaretha mit stolzer Würde, „da zwingt mich nicht die Pflicht, Dich daran zu erinnern, daß Du mit Deiner Herrin und Königin redest. Du hast mir Ergebenheit geheuchelt, warum thatest Du das, wenn Du mich hassest?"

Edda starrte die Königin betroffen an. Diese Ruhe brachte sie aus der Fassung.

„Edda Olfström," fuhr die Königin fort, als die Gräfin den Blick verwirrt zu Boden schlug, „Du warst mir mehr wie eine Tochter, Du warst mir eine Freundin, ich glaubte mich von Dir verstanden zu sehen in Allem, was meine Gedanken bewegte. Du hast mich getäuscht, und da ich

Dich nicht verachten kann und mag, fordere ich die Erklärung, warum Du das gethan. Ich halte Dich keiner Niedrigkeit fähig. Sage mir, welche Ursache Dich bewog, mir mit finsternem Hasse in der Brust als eine Heuchlerin zu nahen und gerade heute, wo mein Herz zagt und blutet, die Larve fallen zu lassen, anstatt Dich an meinem Kummer, meinen Sorgen zu weiden!"

Edda schaute die Königin fast mit Bestürzung an, sie ward an der Frau irre, sie mußte alles Gift der Bitterkeit in ihrem Herzen sammeln, um dem Eindruck nicht zu erliegen, der sie schwankend machte, ob Margaretha ihren Haß verdiene.

„Ich habe es von Euch gelernt, eine Maske zu tragen,“ rief sie, „aber ich bin des ecklen Spieles satt. Ich kam zu Euch mit dem Zweifel in der Brust, ob es wahr sein könne, daß eine Mutter aus eittem Ehrgeiz ihren Sohn zum Weibe macht, aber Ihr wollt herrschen und Eurem Ehrgeiz ist jedes Mittel gerecht. Ich spotte darüber, was Ihr von mir haltet, und ich werde Euch entlarven vor aller Welt.“

Die Königin antwortete nicht, sie schien in tiefes Sinnen versunken. „Es ist nicht möglich,“ rief sie plötzlich, als beachte sie die Worte Edda's nur insofern, als sich dieselben auf den Sohn Erich's bezogen, „wenn ein Kind des ermordeten Bruders meines Gatten lebte, hätte das nicht geheim bleiben können. Er wäre aufgetreten oder man hätte ihn aus dem Dunkel eines Verstecks hervorgeholt, als die Schweden König Magnus und die blutige Blanka von Namur vertrieben. Das ist eine Intrigue Albrecht's, und Du bist das leichtgläubige Opfer.“

„Ich bin es, die Magnus gehütet, seit meine Mutter gestorben ist,“ rief Edda, „ich bin es, die ihn König Albrecht zugeführt hat!“

Der Haß gab dem jungen Mädchen den Muth, diese Worte der Königin mit herausforderndem Hohn in's Antlitz zu schleudern, es war, als habe sie in den Jahren der Verstellung, wo sie die ergebene Dienerin Margaretha's gespielt, den Durst gesammelt für diese Stunde der Rache und lechze jetzt darnach, den Labekelch bis auf den letzten Tropfen zu leeren, mochte für sie daraus folgen, was da wolle. Es war ihr anzusehen, daß alle ihre Gedanken nur dahin gerichtet seien, die Königin auf's Tiefste zu verletzen, daß die Ruhe Margaretha's sie nicht erschreckte, sondern ihre Leidenschaft reizte. Die ruhige, überlegene Haltung der Königin mußte dem erregten Weibe entsetzlich werden, denn fühlte sich die Königin nicht getroffen, vermochten die Pfeile des Hasses bei ihr keine wunde Stelle zu treffen, so mußte der Haß an sich selber irre werden. Und dieser Krisis war die Leidenschaft Edda's schon nahe, es überkam sie wie ein Ahnen, daß Verblendung sie irre geführt, als Margaretha sie auch jetzt noch mit einem Blicke maß, in dem sich eher Mitleid als Zorn der staunenden Ueberraschung beimischte.

Der trokige Hohn erstarb plötzlich in den Zügen Edda's, sie starrte die Königin, deren Blut auch bei diesen Worten nicht in Wallung gerieth, betroffen, ja mit Bestürzung an, wie ein Jähzorniger, der geglaubt hat, seinen Speer in das Herz des Feindes gestoßen zu haben, erschrecken mag, wenn er dann statt der schmerzverzerrten Züge seines Opfers

dasselbe unverlezt sich erheben, seinen Speer an dem versteckten Panzer desselben zersplittert sieht.

Einen Moment überlegte Margaretha ihre Antwort, dann erhob sie sich stolz und fest, ruhig, aber mit eisiger Kälte und vernichtender Verachtung schaute sie die Gräfin an.

„Ihr habt Euren Auftrag schlecht erfüllt,“ sagte sie mit stolzer Würde, „das Einzige, was Euch gelungen ist, die Kunst, mein Vertrauen zu erschleichen, das habt Ihr schlecht verwerthet, denn hättet Ihr offene Augen gehabt, so würdet Ihr entdeckt haben, daß Niemand sehnlicher als ich gewünscht hätte, der Krone von Norwegen einen würdigen Erben zu finden. Lebte in Wahrheit ein Sohn Erich's und hätte man ihn mir gebracht, ich hätte den Ständen von Norwegen gerathen, lieber ihn als Olaf zu erwählen. Spart Euer Lächeln des Zweifels, ich weiß es, daß Ihr mich nie verstehen werdet, meine Antwort gilt auch nicht Euch, sondern dem König Albrecht. Mein Ziel ist das Glück der Völker, die jetzt unter einem Scepter vereint, und ich werde einen Erben finden, der mein Werk vollendet, Olaf wird das niemals sein, ebenso wenig aber ein Zögling Albrecht's, der die Krone Schwedens nur trägt, um seinen Gelüsten zu fröhnen und das Land zu verderben. Ich hätte mit stolzer Freude einen Neffen umarmt, den ich würdig befunden, die drei Reiche des Nordens zu vereinen und zu beherrschen; in dem Zögling Albrecht's sehe ich einen Feind, einen Knecht der Feinde nordischer Macht, und denen, die mein Vertrauen betrogen, rufe ich zu: Ihr seid Betrüger, und als Betrüger werde ich den richten, der sich den letzten Foltunger nennt. Das meldet Eurem Herrn.“

Damit wandte sich die Königin ab und verließ das Gemach.

Die Gräfin stand da wie betäubt. Als sie das Gift ihres Hasses gegen die Königin ausgesprochen, hätte eine heftige, eine drohende Antwort sie befriedigt, jetzt aber wirkte diese mit ruhiger Würde gegebene Drohung zermalmend. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, es ward ihr plötzlich klar, daß sie in blindem Hasse das Natürlichste nicht gesehen.

Die Königin hatte sie entlassen. Hätte Margaretha der Beschämten die Hand geboten, Edda hätte ihren letzten Blutstropfen hergegeben, ihr zu dienen, ihr zu beweisen, daß sie dieses Vertrauens würdig sei, daß sie nur in wahnfinniger Verblendung eine verächtliche Rolle, sich selber zum Spiel, gespielt — aber die Verachtung schweigend hinnehmen, das vermochte sie nicht, da hätte sie sich lieber einem Dämon verkauft. Wieder funkelte es unheimlich, blitzte es düster auf in ihrem Auge. „So sei es denn,“ murmelte sie, „Kampf bis auf's Messer zwischen uns, Du sollst den Zahn der Schlange fühlen, nach der Du mit dem Fuße getreten!“

7.

Der Senator Kanut v. Warendorp saß in dem gepolsterten Sessel seines Arbeitszimmers und prüfte mit wohlgefälligem Blick seidene Gewebe, welche ein ihm gehöriges Schiff aus der Levante gebracht, aber vergebens schielte sein Blick nach der Tochter hin, die ihm die Stoffe vorlegte, ob ihre Miene kein Begehren verrathen, ihre

Lippe nicht den Wunsch aussprechen werde, sich mit einem dieser kostbaren Tücher zu schmücken.

Der alte Herr hatte seinem Sohne einen minder bösen Empfang bereitet, als er das beabsichtigt; einerseits hatte die Befriedigung darüber, daß Gebhard nach Aussage des Kapitäns das Schiff bei heftigem Sturme gut geführt, daß man ferner auch sehr gute Geschäfte in Bergen gemacht, ihn milder gestimmt, andererseits hatte die Vorstellung Blanka's, den Sohn, der nun einmal einen brennenden Thatendurst besitze, durch Strenge nicht zu größerem Ungehorsam und Trotz zu reizen, ihn veranlaßt, den Ungehorsam nicht allzu hart zu rügen. Gebhard hatte durch die heimliche Entfernung vom Vaterhause gezeigt, daß selbst die Drohung, ihn zu verstoßen, wenig helfen werde, und da hatte die Bitte Blanka's, der Vater solle ihn nicht mehr wie einen Knaben behandeln, solle seinen Wünschen Rechnung tragen, dann werde Gebhard durch Güte besser als durch Strenge zu leiten sein, ihre Wirkung nicht verfehlt.

Der Senator hatte das Wort der Vergebung gesprochen, aber deshalb nicht verziehen, noch weniger seine Pläne in Bezug auf den Sohn geändert. Er gehörte zu den zähen Naturen, die wohl die Wege, die sie verfolgt haben, nicht aber das Ziel aufgeben und nach einem Fehlschlage mit verdoppeltem Eifer andere Mittel versuchen. So hatte er sich denn auch jetzt schon einen Plan geschaffen, Gebhard's Ehrgeiz auf Ziele nach seinem Geschmacke und den Interessen seines Handelshauses gemäß zu lenken, und da er den Einfluß Blanka's auf den jungen Mann kannte, hätte

er wohl gewünscht, diese durch ein Versprechen zu gewinnen, ehe er ihre Hilfe forderte.

Der Senator v. Warendorp war im Rathe der Hanza der Führer jener Partei, welche einem Bündnisse mit Dänemark sich geneigt zeigte; er war ein begeisterter Bewunderer dieser Frau geworden, die mit Geist und Feuer den Grundsatz aufstellte, ein blühendes mächtiges Dänemark sei für den Bund der Städte keine Gefahr, sondern im Gegentheil, der Handel der Hanza werde sich mächtig heben, wenn sie in Freundschaft mit den Völkern der Ostsee-Gestade lebe und die Entwicklung der Industrie und des Handels dieser Völker begünstige — Dänemark werde alsdann auch allezeit der Hanza gegen ihre Feinde zur Seite stehen.

Margaretha bewies dadurch, daß sie nach Lübeck gekommen und ihre Pläne in Bezug auf eine künftige Vereinigung der drei nordischen Reiche nicht leugnete, daß sie der Politik ihres Vaters entsage, Frieden mit der Hanza suche, ja, daß sie sich fast als eine Vasallin derselben betrachte. Der Zauber ihrer Beredtsamkeit hatte Warendorp völlig umstrickt und einen großen Theil der Abgeordneten der Städte gewonnen, es schmeichelte den Meisten, daß eine Königin sich vor dem Rathe beugte, die Macht der Hanza als eine Großmacht anerkannte, und Diejenigen, welche der Tochter Waldemar's nicht trauten, wurden überstimmt. Ranut v. Warendorp hatte die Idee gefaßt, daß die vertraute Freundin der Königin, wenn dieselbe auch älter als Gebhard, eine passende Parthie für denselben sei. Er zweifelte nicht, daß die wahrscheinlich wenig bemittelte Waise mit Freuden dem einzigen Sohn eines reichen Pa-

triziers die Hand reichen werde, und daß Gebhard sich kein höheres Glück wünschen könne, als der Gatte einer Dame zu werden, die das Vertrauen und die Liebe der Königin von Dänemark besaß. Sein Sohn konnte durch eine solche Verbindung das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche erreichen, ein Ritter und Feldherr oder Admiral werden, dem Handelsause Warendorp erblihten aber die einflußreichsten Verbindungen in Kopenhagen.

Der Senator hatte sich mit dieser Idee wie mit einer Spekulation beschäftigt, alle Chancen erwogen und der Plan war weit genug gereift, die ersten Schritte zu seiner Ausführung zu beginnen; Kanut durfte damit nicht zögern, er mußte Gebhard, der eben heimgekehrt war, ein Ziel für den Ehrgeiz geben, ehe derselbe sich selbst ein solches suchte.

„Wie gefällt Dir die Gräfin Olffström?“ fragte er plötzlich, als Blanka gerade ein goldgesticktes Sammetgewebe entfaltete. „Du solltest sie auffordern, sich diese Stoffe anzusehen; die Königin Margaretha hat nichts Aehnliches, solche Arbeit ist noch nicht nach Lübeck gekommen.“

„Wenn Du es wünschest, will ich sie einladen, gern thue ich es nicht, sie gefällt mir wenig.“

„Weshalb nicht?“

„Ich weiß es nicht — aber das ist ja gleichgiltig.“

„Das ist es nicht. Ich wünschte, daß Du Dich mit ihr befreundetest. Es spricht sehr für sie, daß eine Frau wie die Königin Margaretha sie mit ihrem Vertrauen auszeichnet. Sie ist schön und liebenswürdig, sie wäre eine Frau, wie ich sie Gebhard wünschte.“

Blanka schaute erschrocken auf. Sie kannte ihren Vater hinreichend, um zu wissen, daß er derartige Gedanken niemals ohne bestimmte Absicht hinwarf, daß er mit seiner Idee schon einen Wunsch, wo nicht einen Willen aussprach.

Blanka zögerte einen Moment mit der Antwort, sie fühlte, daß der Blick ihres Vaters sie beobachte, und das steigerte ihre Verwirrung. Sie mochte es nicht verrathen, was ihr der Bruder im Geheimen anvertraut, daß er in Bergen sein Herz vergeben, aber sie war auch nicht im Stande, sich unbefangen zu zeigen. „Das ist wohl nicht Dein Ernst,“ stotterte sie.

„Warum nicht? Die arme Gräfin wird den Sohn eines Warendorp nicht verschmähen. Für Gebhard aber —“

„Hänge dem Gedanken nicht weiter nach, Vater, Du weißt ja nicht einmal, ob die Gräfin nicht schon eine Wahl getroffen hat. Blasius Sture sagte mir, daß sie dem schwedischen Ritter eine heimliche Botschaft geschickt hat.“

„Dem Abgesandten Albrecht's? Das wäre ja Verrath an der Königin!“

„Sie ist eine Schwedin, der Ritter Moltke kann ihr nahe stehen, ohne daß sie deshalb das Vertrauen der Königin täuscht. Ich habe Blasius deshalb getadelte, daß er den Gastfreund überwacht und von dessen Geheimnissen redet; ich sage Dir das, was er mir mitgetheilt hat, auch nur im Vertrauen.“

Warendorp war in Gedanken versunken, ein Argwohn schien in ihm aufzusteigen, der ihn sichtlich erregte. „Sollte die Königin doppelzünftig sein,“ murmelte er, „sollte sie

heimlich mit den Schweden Ränke schmieden, während sie die Hilfe der Hanse gegen Albrecht anruft?"

Ein Diener meldete Herrn Blasius Sture, der den Senator dringend zu sprechen begehre. Herr Sture sagte, er sei in Begleitung einer verschleierten Dame.

Der Senator sprang auf, den Besuch zu empfangen, und hatte ihn auch die seltsame Botschaft auf Unerwartetes vorbereitet, so erschrak er doch, als er in der verschleierten Dame die Gräfin Olffström erkannte.

Edda hatte die Wohnung der Königin verlassen, sei es, daß sie doch fürchtete, Margaretha könne ihre Macht gebrauchen, persönliche Rache zu üben, sei es, um den Bruch unheilbar zu machen, sich selber davor zu schützen, bei einer etwaigen Vorstellung der Königin sich vor ihr als Beschämte und Ueberwundene zu demüthigen. Sie hatte sich in die Wohnung Moltke's begeben, von ihm zu fordern, daß er sie unter seinen Schutz nehme und nach Stockholm führe, der Ritter hatte ihr dann auch seinen Schutz zugesagt, aber da er Befehle erhalten, die seine Abreise verzögerten, ihr den Vorschlag Sture's, bis dahin ein Asyl im Hause von dessen Braut zu suchen, zur Annahme empfohlen.

Blasius wußte nichts Genaueres über die Veranlassung des Bruches zwischen Edda und der Königin, aber er hoffte, das Geheimniß zu erforschen, er konnte errathen, daß es sich hier um wichtige Dinge handle, da Moltke Edda seinen Schutz hatte versprechen müssen, er spielte selber den Geheimnißvollen, und brüstete sich nicht wenig damit, der Vertraute in einer Angelegenheit zu sein,

welche in der ganzen Stadt ungeheures Aufsehen machen mußte.

„Genehmigt meine Bitte um Gastfreundschaft für die Gräfin,“ sagte er, „und wollt es Ihr bestätigen, daß in unserer Stadt der Schutz eines Bürgers ebenso viel gilt, als der eines Gesandten, falls die Königin von Dänemark, was ich bezweifle, vergessen sollte, daß sie selber nur Gast der Stadt Lübeck ist.“

„Keiner darf es wagen, Jemand anzutasten, dem ich mein Haus geöffnet,“ nahm der Senator das Wort, „hier gilt hanseatisch Recht. Aber die Rücksicht auf den hochverehrten Gast der Stadt Lübeck, auf eine Königin, die ich persönlich hochachte, zwingt mich, ehe ich Euch als Gast aufnehme, Gräfin, zu der Frage —“

Der Senator stoßte, die Gräfin machte eine abwehrende Geste. „Ich verzichte auf eine Gastfreundschaft,“ sagte sie, ihn unterbrechend, „für welche mir Bedingungen gestellt werden. Ich wußte nicht,“ fügte sie, sich zu Blasius wendend fort, „daß Ihr mich in das Haus eines Dänen führtet.“

Damit wollte sie sich entfernen, aber der Senator hielt sie zurück.

„Bleibt,“ rief er, „Ihr habt mich mißverstanden. Ich kenne Euch als vertraute Freundin und Dienerin der Königin Margaretha, und wenn ich einen Argwohn gegen Euch hegte, würde die Bürgschaft meines Freundes Blasius Sture jeden Zweifel niederschlagen. Aber wenn sich Freunde entzweien, soll der Wohlmeinende nicht dazu helfen, den Bruch zu vergrößern, sondern zur Versöhnung rathen.“

Habt Ihr in der Leidenschaft die Königin verlassen, so gestattet mir, zwischen Euch zu vermitteln — man soll die Sonne nicht untergehen lassen über frischem Groll.“

„Bemüht Euch nicht,“ versetzte Edda. „Ihr mögt es gut meinen, aber Ihr werdet eher Feuer und Wasser, als mich mit der Dänin versöhnen, und ich will lieber Obdach in der ärmsten Hütte suchen, als bei Jemand, den diese falsche Schlange gleißnerisch überlistet hat, den der Schafspelz täuscht, den Margaretha um ihre Schultern gehangen.“

„Wenn Ihr das sagt, die Ihr die Königin genauer kennt, als irgend ein Anderer es vermag, wenn nicht die augenblickliche Erregung des Unmuths Euch erbittert, sondern feste Ueberzeugung Eure Worte diktiert,“ antwortete Warendorp, „so kann es für die Stadt und für die Hanse von großem Segen sein, daß Ihr mein Haus betreten habt. Ich leugne es nicht, daß ich es bin, den die Bewunderung dieser geistreichen Frau und das Vertrauen auf ihren rechtschaffenen Charakter veranlaßt hat, im Rathe der Hanse das Bündniß mit Dänemark durchzusetzen. Belehrt mich eines Besseren, beweist mir, daß ich mich in ihr getäuscht habe, und es ist noch nicht zu spät, einen Fehler gut zu machen.“

„Erschließt Euer Herz,“ nahm jetzt auch Blasius das Wort. „Euer plötzliches Zerwürfniß mit der Königin hängt, wie ich vermuthe, mit der fehlgeschlagenen Mission des Ritters v. Moltke zusammen. Der Ritter ist wohl verpflichtet, seine Geheimnisse zu bewahren, aber Ihr könntet der Stadt einen großen Dienst erweisen, wenn

Ihr uns Aufklärung über die geheimen Absichten der Königin gäbet.“

„Ich übe keinen Verrath,“ entgegnete Edda stolz, „auch nicht gegen eine Feindin. Aber ich entlarve eine Betrügerin. Der Knabe, dem sie den Königsmantel umgehungen, ist nicht Hakon's Sohn. Der Tag wird kommen, an dem der echte Erbe der Krone Harald Schönhaar's sein Erbe der Dänin entreißen wird.“

„Das alte Märchen von einem Kinderraube!“ lächelte der Senator.

„Ihr redet doch nicht von dem Manne, der mit Gebhard Warendorp aus Norwegen gekommen ist?“ fragte Blasius, welcher mit steigender Aufmerksamkeit gelauscht hatte.

„Nein,“ versetzte Edda, „ich rede von Jemand, den ich von Jugend auf als den einzigen rechtmäßigen Erben der Normannenkronen gekannt und dessen Geheimniß ich bis heute gehütet habe. Ich habe seinen Namen der Königin genannt und sie zittern gesehen.“

Es entstand eine Pause. Die Mittheilung, welche Edda wie ein wichtiges Geheimniß verrieth, machte nicht den Eindruck, den sie erwartet, und durch die Gleichgiltigkeit, welche besonders der Senator zeigte, enttäuscht, wandte sich die Gräfin zu Blanka, als wüßte sie das Gespräch abzubrechen.

Blanka v. Warendorp hatte bis dahin eine scheue Zurückhaltung beobachtet, einmal, weil das Auftreten Edda's keine Sympathien in ihr erweckte, dann aber, weil es Blasius war, der diesen Gast in's Haus gebracht.

Blasius hatte Blanka niemals Veranlassung gegeben,

sich mit dem Gedanken, daß er nach dem Wunsche der beiderseitigen Väter ihr Gatte werden solle, besonders zu befreunden. Der eitle, eingebildete junge Mann behandelte seine Braut, als sei es eine Ehre und ein großes Glück für dieselbe, dereinst seine Gattin werden zu sollen, als habe er nicht nöthig, sich ihre Zuneigung zu erwerben, als sei dieselbe eine selbstverständliche Folge der Bewunderung, die sie ihm zolle. Hielt er es aber seiner Würde nicht angemessen, der Braut jene kleinen, zärtlichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, mit denen man dem Frauenherzen schmeichelt, so hatte Blanka ihrerseits das Band, welches sie mit ihm verflocht, so lange wie ein von der Pflicht auferlegtes betrachtet, bis in ihrem Herzen das Selbstgefühl der Jungfrau erwacht war und das Glück anderer Liebenden sie veranlaßt hatte, Vergleiche anzustellen. War der Grundzug ihres Charakters auch anspruchslose Bescheidenheit, beschäftigte sie der peinliche Gedanke, daß die Schuld an ihr liege, wenn ihr Verlobter sie wie ein Kind behandle, so mußte doch mit der Zeit die Frage ihr nahe treten, ob es nicht besser sei, wenn Blasius sich eine Andere wähle, und dieses Gefühl war jetzt nach der Rückkehr ihres Bruders durch die absprechende Art, mit welcher Sture sich auch über Gebhard äußerte, besonders lebendig geworden. In diesem Augenblicke aber, wo Blasius als Cavalier einer Dame auftrat, deren Handlungsweise einen peinlichen Eindruck auf Blanka machte, ward es ihr klar, daß sie es sich selber schuldig sei, seine Anmaßung zurückzuweisen. Sie vertrat die Stelle der Hausfrau, er fragte nicht, ob ihr der Gast willkommen sei, er wandte sich jetzt mit der Auf-

forderung, für die Bequemlichkeit der Gräfin zu sorgen, in einer Weise zu ihr, als habe sie ohne Weiteres seinen Wünschen nachzukommen. Der Umstand, daß der Senator vorher die Idee geäußert hatte, die Gräfin wäre vielleicht eine passende Frau für Gebhard, trat hinzu, Blanka zu erregen, sie sah im Geiste den Einfluß ihres Verlobten auch in dieser Beziehung der Stellung Gebhard's im Vaterhause gefährlich werden, genug, sie erwiderte in gereizter Stimmung, wenn ihr Vater einen Gast aufnehme, werde sie dafür sorgen, daß derselbe sich wie zu Hause fühle, aber sie werde dessen Befehle erwarten.

„Ich habe der Gräfin Gastfreundschaft angeboten,“ sagte der Senator, aber Edda hatte die Worte Blanka's gehört und war sichtlich unangenehm berührt, da kam Blasius einer Bemerkung ihrerseits zuvor.

„Meine Verlobte ist ängstlicher Natur,“ sagte er, „sie versteht nichts von der Politik und es erschreckt sie wohl, daß Ihr den kühnen Muth habt, einer Königin zu trogen. Habt Nachsicht, edle Gräfin, sie ist noch ein unerfahren Kind.“

„Ich habe kein Verständniß für Politik,“ versetzte Blanka hoch erröthend, „aber ich schäme mich dessen nicht, wenn die Politik Bande vertrauter Freundschaft zerreißt; ich beklage Euch, Gräfin, ebenso wie die Königin, daß Ihr eine Freundin verloren.“

Edda stieg das Blut in's Antlitz, sie mußte argwöhnen, daß Blanka sie absichtlich beschäme, aber als Blasius lächelte, als habe das Urtheil Blanka's keine Bedeutung, antwortete sie mit dem Troß der Bitterkeit ihres Herzens:

„Ich habe das Vertrauen eines ränkesüchtigen Weibes getäuscht, ich bin nicht zu beklagen, ich verlange weder Theilnahme noch Achtung, nur ein Obdach, bis das Schiff nach Schweden abgeht.“

„Ihr habt die Gräfin beleidigt!“ zürnte jetzt Blasius.
„Verzeiht ihr, Gräfin —“

„Ich verbiete es Euch, für mich zu reden,“ unterbrach ihn Blanka in einer leidenschaftlichen Erregung, die sie ihm noch nie gezeigt; „Euch aber,“ wandte sie sich zu Edda, „bitte ich zu entschuldigen, wenn ich Euch gekränkt, nicht weil ich meine Worte bereue, sondern weil ich sehe, daß Ihr Euch unglücklich fühlt im Herzen.“

Es lag etwas in dem Tone und in dem Blicke Blanka's, das Edda tief in's Herz drang und sie wider Willen so erschütterte, daß eine Thräne ihr in's Auge drang. Sie ergriff die Hand Blanka's und drückte dieselbe an ihre Brust.

Blasius, den die Hestigkeit Blanka's mehr überrascht, als erzürnt hatte, denn dazu war ihm Blanka zu unbedeutend, sah mit Staunen, wie die Gräfin sich jetzt erhob und mit Blanka das Gemach verließ, als wenn sie in dieser Sekunde vertraute Freundinnen geworden wären. Warendorp lächelte befriedigt, das anmaßende Auftreten Sture's hatte auch ihm mißfallen.

„Habt Ihr Gebhard gesehen?“ fragte er, als die Frauen das Gemach verlassen hatten.

„Nein, er wird wohl mit dem Norweger im Rathsfeller zechen,“ versetzte Blasius in wegwerfendem Tone und sichtlich verstimmt darüber, daß der Senator das Benehmen Blanka's gegen ihn nicht entschuldigte.

„Wer ist denn dieser neue Freund Gebhard's eigentlich? Habt Ihr ihn gesehen? Gebhard rühmt ihn als kühnen und geschickten Seefahrer, ich soll ihm ein Schiff anvertrauen, mein Sohn will sich für ihn verbürgen.“

„Ein Schiff mag er führen können, aber ich rathe Euch nicht, ihm zu trauen. Der schwedische Ritter hat ihm zugeredet, sein Glück in Stockholm zu versuchen, und ich argwöhne, daß Gebhard nicht übel Lust hat, mit ihm zu gehen. In den Faktoreien von Pommern und von Gottland spukt ein unruhiger Geist. Beschließt die Hanza den Bund mit Dänemark, so gährt es unter den Schweden.“

„Die Faktoreien der Hanza haben sich dem Willen des Senates zu fügen; seit wann fürchtet der Lübecker den Ungehorsam unter der Flagge?“ rief der Senator und es blickte in seinen Augen auf. „Also Gebhard möchte nach Schweden?“ fuhr er nach einer Pause fort. „Das sollte mir lieber sein, als seine Sehnsucht nach der Levante. Der Knabe hat wildes Blut, man muß den Most ausgähren lassen, aber in einem Fasse, welches man unter den Augen behalten kann.“

„So handelt nach Eurem Ermessen,“ versetzte Blasius mit einem Lächeln, als ermüde ihn das Gespräch, „es soll mich wundern, ob jemals edler Wein aus solchem Moste wird. Ihr habt den ersten Ungehorsam verziehen, der zweite wird folgen; mir kann es lieber sein, Gebhard geht mit den Leuten, die nach seinem Geschmacke sind, nach Schweden oder Pommern, als daß er Blanka dazu aufreizt, mir in wenig artiger Weise zu widersprechen, meine Ansichten zu bekriteln. Ihr waret selbst Zeuge da-

von, welche Nichtachtung sie mir in Gegenwart der Gräfin gezeigt hat."

„Da war sie nicht ganz im Unrecht,“ entgegnete Warendorp. „Wenn ich mich nicht ähnlich, wie meine Tochter gegen die Gräfin ausgesprochen, so habe ich besondere Gründe dazu. Ich habe mich vielleicht durch die Bewunderung, die ich der Königin zollte, verleiten lassen, ihre Wünsche dem Rathe wärmer zu empfehlen, als es den Interessen der Hanse entspricht, ich muß als Mitglied des Rathes mehr der Klugheit, als dem Gefühle folgen und abwarten, wie weit sich die Angaben der Gräfin bestätigen, ehe ich mein Urtheil über dieselbe bilde, Ihr aber habt sehr rasch Eure Farbe gewechselt.“

„Diesen Vorwurf kann ich zurückweisen,“ antwortete Blasius mit Empfindlichkeit, „ich verehere die Königin Margaretha als eine Frau von Geist und Wissen, unter deren Schutze die Gelehrsamkeit einen höheren Rang einnimmt, als die rohen Künste, mit denen sich Ritter und Kriegsknechte brüsten, aber in Betracht der Gerüchte, welche der Königin vorwerfen, daß sie einen untergeschobenen Knaben für den Erben Hakon's ausgibt, erscheint es mir richtiger, den Angaben einer hochgeborenen Dame Glauben zu schenken, als der klugen Königin unbedingt zu vertrauen. Ich halte es auch für eher möglich, daß man einen Sohn des ermordeten Erich von Schweden in der Verborgenheit aufgezogen hat, als daß die Leute, welche Hakon's Sohn geraubt haben sollen, das Kind am Leben gelassen hätten. Der Norweger, den Guer Sohn hergeführt, ist zwar dem Sohne Margaretha's sehr ähnlich, aber das kann weder ein Beweis gegen

die Legitimität Olaf's sein, noch dafür, daß er der legitime Sohn Hakon's ist. Es ist eben nur eine Vermuthung."

"Ihr erwähntet das schon vorher, gibt sich denn der Norweger für einen Prinzen aus? Gebhard hat mir kein Wort davon gesagt."

"Ich bin nicht so glücklich, das Vertrauen Eures Sohnes zu besitzen, und ich würde mich damit trösten, daß auch Ihr dasselbe entbehrt, wenn ich nicht argwöhnen müßte, daß Gebhard meine Braut damit auszeichnet, seine hochfliegenden Pläne kennen zu lernen," versetzte Blasius in sarkastisch spöttischem Tone. „Dieser Verdacht ist es, der mich veranlaßte, Blanka daran zu erinnern, daß ich sie überwache."

Der Senator rief einen Diener, demselben den Befehl zu ertheilen, daß er Gebhard und den Norweger zu ihm bescheide. —

Der Sohn des alten Senators hatte bis jetzt keineswegs so vollkommen mit Hako sympathisirt, um sich für dessen Zukunft zu begeistern, er war auch nicht der Charakter, der sich für das Glück eines Andern opfert; aber trat Hako als legitimer Erbe König Hakon's auf, fand er dazu die Unterstützung des Schwedenkönigs, wie das zu erwarten war, so entbrannte ein Krieg gegen Dänemark, da konnte Gebhard als Freund Hako's eine bevorzugte Rolle spielen, seinen schönsten Traum erfüllen, Kaperschiffe ausrüsten und gegen die Dänen fechten, sich Ruhm erwerben, vielleicht gar Kopenhagen erobern. Ob Hako alsdann König der Norweger würde oder nicht, ob man ihn als legitimen Sohn Hakon's anerkannte, oder ihn als Betrüger entlarvte,

das hatte mit den Plänen seines Ehrgeizes nichts zu schaffen, die Hauptsache war, daß ein Krieg ausbrach.

Das ganze Bemühen Gebhard's war deshalb dahin gegangen, Hako für ehrgeizige Pläne zu entflammen, und hiezu hatte er, wie Sture argwöhnte, Blanka's Hilfe angesprochen. Die Schwester war leicht zu überreden, Gebhard schilderte ihr mit feurigen Worten, welche hohe Aufgabe sein Freund habe, wie derselbe dazu nur der Ermuthigung bedürfe und vielleicht ihr Lächeln den Mann, der ihrem Bruder das Leben gerettet, dazu entflammen könne, ein Held zu werden und sich eine Krone zu erobern. Auch Blanka fielen die Züge Hako's auf, als der Bruder ihr den Freund zuführte, sie fand bestätigt, was auch Moltke zugegeben, daß Hako den Stempel des Geschlechts der Foltunger, wie ihn das Bild Hakon Jarl's zeige, Zug für Zug im Antlitz trage; ihr für alles Romantische empfänglicher Sinn, der bis dahin das Ideal eines Mannes in dem Bruder gesehen, erfaßte die Idee vielleicht um so lebhafter, als sie fühlte, daß die Blicke Hako's ihr Blut rascher wallen ließen. Dieser Mann war ganz anders als ihr Bruder, und ähnelte doch dem Bilde, das ihre Träume sich von einem Manne geschaffen, dem ihr Herz sich hingeben könne. In Hako's Gegenwart hatte sie zum ersten Male gefühlt, daß ihr Blasius Sture nicht nur gleichgiltig sei, sondern daß sie ihn verabscheue.

„Margaretha kann Olaf nicht mehr verleugnen,“ so sprach Gebhard zur Schwester, „ohne sich zur Betrügerin zu stempeln; erwachte auch ihr Herz beim Anblick Hako's, sie würde das Gefühl ersticken. Sage Du es Hako, daß

er nicht gegen die Mutter auftritt, sondern gegen eine Frau, die ihren Sohn lieber verleugnen, als der Krone entsagen würde."

Hako schüttelte den Kopf. „Glaubte ich," sagte er, „daß jenes hohe stolze Weib, das neben dem Schattenkönige in der Messe ihre Kniee vor dem Gefreuzigten beugte, meine Mutter sein könne, hätte es mir Niels Torsten oder die greise Seherin mit klaren Worten gesagt: es ist Deine Mutter, die Du in Lübeck sehen sollst, so ginge ich zu ihr und spräche: ‚Ich will nichts von Dir als Deine Liebe,‘ ich würde mich aber lieber in's Meer stürzen, als die Waffen erheben gegen meine Mutter. So aber hat man mir keine Gewißheit gegeben, und mir ist es fast leichter um's Herz, das Räthsel in der Brust zu tragen, ob meine Mutter todt oder ein Weib ist, das mich verleugnet, als in ihr die Königin zu sehen, die mein Vaterland in's dänische Joch gezwungen hat. Redet nicht mehr zu mir von diesen Dingen, Gebhard, und Euch, holde Jungfrau, bitte ich, laffet Euch durch die Worte Eures Bruders nicht beirren, fragt Euer Herz und es wird mir beistimmen, daß ich freble, wenn ich anders handle."

„Ihr frevelt gegen Euch selber!" rief Gebhard, der Schwester zuvorkommend. „Ich sage Euch, daß die Königin Margaretha in Euch ihren Sohn nicht erkennen kann, wenn Euer Herz ohne Ehrgeiz ist, wenn Ihr das Blut verleugnet, dessen Stempel Euer Antlitz trägt. Der Sohn von Königen muß als Sieger vor die Mutter treten, die in ihm das echte Blut ihres Gatten erkennen soll, nicht als Bettler. Das wollte auch Euer Pflegevater,

sonst hätte er Euch Gewißheit und Beweise für Eure Geburt mit auf den Weg gegeben. Der Erbe Hakon's soll die Krone von der Dänin fordern, die ihm gebührt, und an dem, was er fordert, soll die Mutter ihn erkennen."

„Und wenn ich nicht ihr Sohn bin, so entlarvt sie einen Betrüger!“ entgegnete Hako. „Drängt mich nicht — achtete ich Eurer Worte, so ginge ich noch heute zur Königin, die Zweifel zu lösen, mit denen Ihr mir die Ruhe raubt — aber dann müßtet Ihr vertreten, was Ihr mir in's Ohr flüstert, seit wir Lübeck betreten haben!“

„Zum Wahnsinn werde ich Euch nicht rathen,“ murmelte Gebhard in Unmuth und Bitterkeit über das Fehlschlagen seiner Ueberredungskunst.

Diese Unterredung ließ einen herben Stachel in Hako's Brust zurück, er traute Gebhard fortan nicht mehr, und als dieser über die gescheiterten Pläne gar zu scherzen begann und äußerte, er könne jetzt seinem Vater, wenn er ihm die Braut nenne, Freia Torsten nicht mehr als die Schwester des Königs der Norweger und Schweden bezeichnen, da war es Hako, als wäre es vielleicht auch für Freia besser, wenn er Gebhard damals nicht aus dem Wasser gezogen hätte.

Hako hätte sich am liebsten noch an demselben Tage eingeschifft, um Lübeck zu verlassen, aber wenn er darauf verzichten wollte, durch Gebhard's Verwendung einen Posten als erster Steuermann oder als Schiffsführer zu erhalten, so fehlte ihm der einzige Vorwand, der ihm das gestattet hätte, da der Ritter v. Moltke, der ihm ebenfalls seine

Protektion angeboten, in Folge von Befehlen, die er erhalten, seine Abreise aufgeschoben hatte.

Die Kunde, daß die Königin Margaretha sich dem Schiedsrichterspruch der Hansa unterworfen habe, wurde in der Stadt auf das Lebhafteste besprochen. Zum ersten Male wurde die Macht der Hansa von einem gekrönten Haupte in so glänzender Weise anerkannt, und Hako hörte jetzt Urtheile über Margaretha, welche ganz anders lauteten, als man sich sonst über ihren Charakter geäußert hatte. Viele, die der Königin bis dahin nicht getraut und nicht gewagt hatten, ein günstiges Urtheil über die Tochter des Todfeindes der Hansa zu äußern, erzählten jetzt, daß nur die Bosheit Margaretha verleumde, sie habe Alles versucht, Olaf geistig und körperlich auszubilden zu lassen, aber ihr Bemühen sei fruchtlos gewesen, und es sei ihre schwerste Sorge und ihr bitterster Kummer, keinen Erben zu haben, dem sie die Vollendung ihrer Pläne anvertrauen könne.

Manche sprachen sogar mit Begeisterung von ihr, daß sie eine große Königin sei, deren hohe Pläne die Hansa unterstützen müsse, denn sie erstrebe die freie Entwicklung des Handels, den Frieden der Völker, und wolle die nordischen Reiche nur vereinen, um, stark gegen äußere Feinde, die Kultur im Innern und nach Außen zu verbreiten.

Die Brust Hako's hob sich bei solchen Worten, gegen welche Gebhard nur mit spöttischem Zweifel und Berufung auf den alten Haß gegen Dänemark zu kämpfen vermochte, es war ihm, als habe man den Haß gegen Margaretha in seine Brust gepflanzt, um ihn fernzuhalten von Der-

jenigen, der zu nahen ihn jetzt eine wunderbare Sehnsucht beschlich.

Gebhard und Hako wurden nicht wenig überrascht, als der Diener des Senators im Rathskeller, wo man eben in dreister Weise über Politik stritt, nicht bloß den Sohn zum Vater beschied, sondern auch meldete, Seine Gestrengen wünschten den Norweger Hako Torsten ebenfalls zu sprechen; das Erstaunen der jungen Leute wuchs aber noch mehr, als der Diener Gebhard die Neuigkeit zuflüsterte, Herr Blasius Sture habe im Warendorp'schen Hause ein Asyl erbeten für eine Dame der dänischen Königin.

Während der sonst so übermüthig dreinschauende Gebhard eine gewisse Beklommenheit zeigte, als er und sein Genosse bei dem Senator eintraten, blickte das Auge Hako's frei und ruhig, er verneigte sich mit Ehrerbietung, aber ohne Furcht oder Scheu vor dem mächtigen Rathsherrn der Hansa.

„Bei allen Heiligen,“ rief Warendorp, als sein Auge den Fremden gemustert hatte, „Ihr gleicht dem König Hakon, als wäre er selbst von den Todten erstanden. So sah er aus, als ich ihn warnte, mit König Waldemar in's Feld zu ziehen und er trozig den Bund mit der Hansa verschmähte. Hat Euch die Königin Margaretha gesehen?“

„Nein, edler Herr,“ versetzte Hako, dem bei diesen Worten das Blut in die Wange gestiegen, „und ich wollte es auch nicht; ich bitte Euch, zieht keine Schlüsse aus meinem Aussehen, ich bin nichts Anderes und will nichts Anderes sein, als ein Seemann, der Brod und Arbeit sucht.“

Der Rathsherr warf mißtrauische Blicke bald auf Hako,

bald auf seinen Sohn. „Ihr lügt mit ehrlichem Auge,“ sagte er, „und Du,“ wandte er sich zu Gebhard, „Du hintergehst Deinen Vater. Du batest um ein Schiff nach Schweden, um diesen jungen Mann dem Könige Albrecht vorzuführen, ihn als den Sohn König Hakon's auszurufen, einen Krieg zu entzünden. Du willst Politik auf eigene Hand treiben, weißt Du auch, daß das Gesetz der Hanza Dich mit Verlust der rechten Hand strafen kann für solches Wagen? Daß Du ein Rebelle bist, wenn Du solche Ränke schmiedest?“

„Wenn der Rath der Hanza um das Lächeln der Dänin buhlt,“ versetzte Gebhard, „so ist es Mannespflicht, ihm das Spiel zu verderben, aber fürchte nichts, in den Adern Hako Torsten's fließt kein edles Blut, welches das Leben für eine Krone wagt, ich habe mich in ihm getäuscht.“

„Wenn es Gebhard als Adels gilt, gegen das Gesetz der Natur zu freveln,“ rief Hako, „so hat er Recht; aber auch Euch, edler Herr, ziemt es schlecht, mich einer Lüge zu zeihen, ehe Ihr mich kennt. Gäbe mir Jemand Gewißheit, daß ich wirklich König Hakon's Sohn bin, so würde ich mich niemals auflehnen gegen König Hakon's Weib, ich würde bis an's Ende der Welt gehen, eine Mutter zu finden, die nach mir als ihrem Sohn begehrt; aber lieber mögen mich die Wellen verschlingen, als daß ich eine Mutter fände, die mir vorwerfen könnte, ich suchte sie, weil sie eine Königin, und der ich nicht beweisen kann, daß ich kein Betrüger bin.“

Der Senator betrachtete Hako mit steigendem Wohlgefallen, er überlegte lange, ehe er antwortete.

„Das ist eine seltsame Geschichte,“ sagte er, wie noch mit widerstrebenden Entschlüssen kämpfend, „ich weiß nicht, welchen Rath ich Euch geben soll. Die Königin Margaretha ist eine Frau, an welcher der Klügste irre werden kann. Ich sollte meinen, daß ihrem Herzen und ihrer Politik ein Sohn, wie Ihr, willkommener sein müsse, als der kranke Olaf. Aber wer kennt die Gedanken dieser Frau, bei der vielleicht der Ehrgeiz das heiligste Gefühl der Natur verleugnet, sähe sie in Euch ihr echtes Kind, aber auch den Mann, der ihr die Krone raubt! Wenn jedoch ein anderer Foltunger sich erhebt — und ich höre, daß ein Brudersohn König Hakon's lebt — wenn Albrecht von Schweden für denselben austritt, dann könnte es sein, daß Margaretha Euch willkommen heißt.“

„Ein anderer Foltunger?“ rief Gebhard aufhorchend, und es schien, als könne er sich so rasch für diesen begeistern, wie er die möglichen Ansprüche Hako's ohne Weiteres anerkannt hatte.

„Ein Sohn des ermordeten Erich, die Gräfin Olfsström sagt, er lebe in Stockholm, König Albrecht wisse darum.“

„Gelobt sei Gott,“ murmelte Hako, tief aufathmend. „Wie Ihr die Königin schildert, edler Herr, und Euch kann ich vertrauen, möchte ich lieber meine Mutter im Grabe wissen, als ihr mich nahen. Lebte aber ein Sohn König Erich's, so ist er der Erbe der Foltunger, ihm kann ich Blut und Leben weihen, und zieht er gegen die Dänen, um mein Vaterland zu befreien, so frage ich nicht, mit wem ich das Schwert kreuze, er ist mein Herr und Jarl, ganz Norwegen wird sich für ihn erheben.“

Der Rathsherr gab Befehl, die Gräfin Olffström in's Gemach zu bitten. Dadurch, daß Hako sich mit solcher Begeisterung für Magnus erklärte, nahm die Angelegenheit eine Wendung, welche ganz den Wünschen des Senators in Bezug auf Gebhard entsprach. Hatte er gefürchtet, Gebhard könne sich einem Abenteuerer anschließen, dessen Interessen mit denen der Hanja kollidiren konnten, so sah er jetzt den Sohn auf eine Bahn geleitet, die er ihm gestatten konnte. König Albrecht war der Partisan der Hanja, unterstützte derselbe Magnus, so durfte der Rathsherr Gebhard gestatten, im Dienste desselben sein Glück zu versuchen.

Jetzt traten Edda und Blanka ein, die dem Rufe des Senators alsbald gefolgt waren, und dieser beobachtete neugierig, welchen Eindruck das Erscheinen der Gräfin auf seinen Sohn machte. Edda's erster Blick traf Hako, sie stuzte sichtlich, aber mit aller Gewalt ihrer Selbstbeherrschung verbergte sie ihre Ueberraschung und zeigte schon im nächsten Moment eine gleichgiltige Miene, sie richtete ihr Auge auf Gebhard, und sobald sie ihre Fassung völlig gewonnen, begrüßte sie ihn als den Sohn des Hauses, den sie an der Aehnlichkeit mit seinem Vater erkenne.

„Ei,“ sagte der Senator, „Gebhard ähneln mir weniger, als seiner seligen Mutter, aber Ihr scheint wenig überrascht, edle Jungfrau, erkennt Ihr nicht König Hakon's Züge in diesem jungen Manne?“

Blanka traute ihren Ohren nicht, als Edda lächelnd und dem Anschein nach völlig unbefangen versetzte, die Aehnlichkeit wäre nicht zu leugnen, aber auch nichts Ueber-

raschendes, sie habe oft von der Königin Margaretha gehört, es gäbe in Norwegen viele junge Leute, die für ihres Valtens Kinder gelten könnten. „Daher auch allerlei Gerüchte,“ setzte sie hinzu, „über welche die Königin die Achseln zuckt, während man wähnt, sie fürchte das Auftreten von Prätendenten.“

Es hätte nichts geben können, was das Interesse Aller für die etwaigen Ansprüche Hako's rascher enttäuschen mochte, als diese hingeworfene Bemerkung einer Dame, von der man erwartet hätte, daß ihr die Gelegenheit willkommen gewesen wäre, den Argwohn gegen die Königin, daß sie einen fremden Knaben für den Sohn Hakon's ausgabe, zu bestätigen.

Hako fühlte sich wie von einem Banne befreit; diese wenigen Worte der Vertrauten Margaretha's zerstörten das ganze Gewebe von Ahnungen, Träumen und Zweifeln, mit welchen dunkle Andeutungen und Aufreizungen sein Denken umspinnen, und je drückender ihm in letzter Zeit die Frage geworden war, wie er sich, ohne sein Gewissen zu belasten, dem Labyrinth von Zweifeln entziehen könne, um so freudiger nahm er Edda's Worte als ein Orakel hin.

Er schaute das schöne Mädchen wie eine Fee an, die erschienen war, ihn von düsterem Banne zu erlösen; der Gräfin dagegen genügte ein Blick auf den jungen Mann, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er nicht heucheln könne, daß er zu leiten sei, wie ein argloses Kind. Sie wäre aber auch kein Weib gewesen, wenn sie nicht gleichzeitig bemerkt hätte, wie Gebhard's Blicke berauscht an ihr hingen, wie er darüber triumphirte, daß sie kein Interesse

für Hako gezeigt hatte, und daß andererseits die geringschägige Abfertigung, die Hako erhalten, Blanka verstimmt.

„Gestern noch,“ sagte Edda, sich zum Senator wendend, „hätte das Erscheinen eines jungen Mannes, der dem Könige Hakon ähnlich sieht, und für den sich Patrizier von Lübeck, vielleicht auch der Abgesandte König Albrecht's mehr, als er gestanden, interessiert, die Dänen beunruhigen können, denn ein böses Gewissen sieht Gespensler. Heute aber, wo ich ihr sagte, daß ein Sohn König Erich's lebt, schwinden die Spukgestalten der geängstigten Phantasie vor der lebendigen Gestalt des Rächers, und das ist Magnus der Folkunger. Der Tag ist nahe, wo er sich erheben wird, Margaretha die erschlichene Krone zu entreißen.“

„Das gebe Gott!“ rief Gebhard und sein Auge schaute Edda in Begeisterung an, „Lübeck, sowie die ganze Hanse werden der dänischen Rake, die heute schmeichelnd die Krallen versteckt, das Naschen für immer verleiden. Ich ziehe mein Schwert für Magnus, und wenn die Flagge der Hanse sich wieder vor den Thürmen Kopenhagens bauscht, werde ich die erste Kugel in das Dänennest schleudern, oder man soll mich einen Prahler und eine Memme schelten.“

„Und ich will an Eurer Seite fechten, wenn es gilt, mein Vaterland zu befreien,“ sagte Hako, „der Normanne wird dem Deutschen nicht nachstehen.“

„Gemach,“ lächelte der Senator, „wartet's ab, ob der Rath der Hanse den Krieg will, ich denke, die Königin Margaretha wird sich dem Schiedsspruch fügen, den sie

angerufen hat, auch wenn er ihre Pläne vereitelt. Es ziemt der Jugend nicht, das Kriegsgeschrei in der Stadt auszustößen, wo der Rath tagt, zähmt Eure Begierde, und Ihr, edle Jungfrau, vergesst nicht, daß Ihr Gast in friedlichem Hause seid. Ich will Dir gestatten," fuhr der Senator, sich wieder zu Gebhard wendend, fort, „nach der pommerischen und schwedischen Küste mit dem ‚Drachen‘ zu steuern. Weil ich sehe, daß Dein unruhig Blut Dich doch nicht tauglich macht, mir im Comptoir zu helfen, übe Dich meinetwegen in der Schiffsführung, aber ich gebiete Dir mit Strenge, verpflichte Dich keiner Partei, Du bist Unterthan der Hanse. — Er ist ein Warendorp," setzte der alte Herr, das Wort wieder an Edda richtend, hinzu, „unsere Vorfahren zählen nicht weniger ritterliche Krieger und Seehelden, als kluge Handelsleute in ihren Reihen, er braucht eher einen Mentor, als daß es nöthig wäre, sein Blut zu kühnem Wagen anzufeuern."

Edda erröthete, es war ihr, als brenne der Blick Gebhard's jetzt heißer auf ihrer Wange, wo sein Vater ihr andeutete, daß er ahne, welche Macht sie über ihn gewonnen, und Gebhard schien instinktmäßig die Wünsche zu errathen, die sein Vater in Bezug auf ihn Blanka angedeutet. Sein Antlitz glühte, und Blanka, die noch vor wenig Stunden gezittert hatte, daß das Geheimniß, welches Gebhard ihr gestanden — seine Liebe zu Freia Torsten — einen Bruch mit dem Vater herbeiführen könne, sah sich jetzt von dieser Sorge befreit, aber ihr Herz ward dessen nicht froh, im Gegentheil, ein schwererer Druck lastete auf ihm, als früher.

Edda schien darüber zu triumphiren, daß sie Gebhard entflammte, der Bruder aber, der ihr gestanden, er habe sein Herz an Freia Torsten vergeben und keine Macht der Erde werde ihn hindern, der Tochter des einfachen Mannes sein Wort zu halten, der erglühete für dieses dämonische Weib, das bald wie eine Furie des Hasses, bald wie eine verführerische Zauberin erschien!

8.

Ein Jahr war seit den vorhin erzählten Ereignissen dahingeschwunden.

In einem palastähnlichen Gebäude am grünen Ufer eines kleinen See's in Smaland saß Gräfin Edda Olfsström an einem Erkerfenster und schaute träumerisch hinaus in die blauen Fluthen, welche die Zinnen und Thürmchen des Palastes widerspiegelten.

Die Verhältnisse hatten sich inzwischen für die Ungeduld eines leidenschaftlichen Herzens wenig geändert, keiner der Wünsche, die Edda's Brust mit heißem Begehren erfüllt, hatte die geringste Befriedigung erhalten.

Hennig v. Moltke war ihr ein Fremder geblieben, obwohl sie ihr Herz in Lübeck vor ihm ausgeschüttet, obwohl sie gefühlt hatte, daß sie Theilnahme, ja Interesse in seiner Brust erweckt; hatte sie es durch die Schilderung ihrer Schicksale und der Aufgabe ihres Lebens erreicht, daß der Argwohn, sie habe nach der Hand des Königs Albrecht getrachtet und sei dessen Spionin geworden, sie diesem Manne nicht mehr verächtlich machte, so war es ihr doch nicht gelungen, sein wärmeres Interesse zu gewinnen.

Noch ward das Geheimniß, daß ein Sohn König Erich's

lebe, gehütet, das Geschlecht der Folfunger war auch in Schweden so verhaßt, daß Magnus niemals Aussicht gehabt hätte, ein Rival Albrecht's werden zu können; aber trotzdem, daß die Intriguen zu Gunsten Margaretha's und ihres Sohnes immer bedenklicher für Albrecht wurden, zögerte dieser noch immer, seinen stärksten Trumpf gegen Margaretha auszuspielen und für Magnus die Krone von Norwegen zu fordern. Der Argwohn, daß Albrecht auch ihr gegenüber falsches Spiel spiele, beschlich Edda's Herz immer mächtiger, obwohl ihr kein greifbarer Anhalt dafür geboten wurde, und in einsamen Stunden trat ihr die Erinnerung an die Worte Moltke's vor die Seele, daß sie besser gethan, sich Margaretha anzuvertrauen, als dem Könige Albrecht.

Die Königin hatte nichts gethan, die Flucht Edda's zu verhindern, das betrogene Vertrauen zu strafen; obwohl Edda in ihren Diensten gestanden und ohne Erlaubniß, ohne Abschied entwichen war, hatte die Königin ihr alle ihre Effekten, auch die, welche sie in Kopenhagen zurückgelassen, ohne ein Wort des Vorwurfs oder Tadel's zugeschickt, ganz als sei sie in Gnaden entlassen.

Das würdige Benehmen der Königin gegen sie, die in blindem Hass des schnöden Vertrauensbruchs gespottet, mit ihrer Heuchelei geprahlt, hatte Edda beschämt und die Bitterkeit ihres Herzens vermehrt, der Haß wächst ja, wenn der Verhaßte sich nicht gereizt und nicht verächtlich zeigt. Es war Edda ein böshafter Triumph schadenfrohen Hasses gewesen, daß Margaretha es ihr verdankte, wenn Hako Lübeck verlassen hatte, ohne daß die Königin ihn gesehen.

Edda wußte es ja, wie das Herz der Königin von dem furchtbaren Zweifel gemartert werde, ob Olaf ihr Sohn oder nicht, ob vielleicht ihr wirklicher Sohn irgendwo in der Dunkelheit lebe, oder als das Opfer eines ihrer Feinde zu Grunde gegangen sei — Edda glaubte selber nicht an das Bild, das ihr Haß sich von dieser Frau geschaffen.

Noch zwei Monate, dann mußte die entscheidende Krisis eintreten, dann war Olaf mündig, dann mußte Margaretha bei den Ständen Norwegens und Dänemarks ihre Ernennung zur Regentin nachsuchen, dann war der Moment da, wo Magnus seine Ansprüche geltend machen, wo er hervortreten mußte als Erbe der Folkunger.

Zwei Monate — eine Ewigkeit für die Ungeduld banger Erwartung!

Von Gebhard und Hako hatte Edda nichts gehört, seit dieselben vor etwa sechs Monaten Stockholm besucht und Gebhard der Gräfin seine Huldigungen dargebracht hatte. Zur großen Enttäuschung des eitlen jungen Mannes, der eine freundlichere Aufnahme erwartet, hatte Edda ihm bedeutet, daß sie ihn weder Magnus vorstellen, noch ihn öfter empfangen könne, bis die Zeit da sei, wo sie sich nicht mehr gezwungen sah, das Geheimniß ihres Bruders zu hüten. Die schöne Intrigantin hatte sich begnügt, die Flamme, die sie spielend in der Brust Gebhard's entzündet hatte, durch verheißende Blicke anzufachen, wie man sich ein Werkzeug für den Fall sichert, daß man es gebrauchen könnte.

Der Blick Edda's streifte träumerisch über die Ufer des See's, da blickte es unter dem wehenden Laub der Birken, ein Trupp geharnischter Reiter bog in den Weg,

der zu ihrem Schlosse führte, ein, an der Spitze desselben sah sie den König.

Edda sprang erschrocken von ihrem Sitze auf. Es mußte etwas Besonderes sein, was König Albrecht veranlaßte, ihr ungemeldet einen Besuch zu machen, und das um so mehr, als sie vor einigen Tagen von Magnus gehört hatte, er begleite den König nach Schloß Kalmar, wo Albrecht eine neue Schanze anlegen lasse und bei Gelegenheit der Befichtigung derselben eine große Jagd veranstalten wolle.

Es war bekannt, daß König Albrecht in dem düsteren festen Schlosse zu Kalmar nicht nur seine wildesten Orgien feierte, sondern dasselbe auch als Kerker für Gefangene benutzte, die er für einige Zeit oder für immer verschwinden lassen wollte. Der Schloßhauptmann war ebenso wie jeder Mann der Besatzung dem Könige blind ergeben, und jedesmal, wenn der König auf Kalmar gehaust hatte, verbreitete sich das dunkle Gerücht von Gewaltthaten, die dort geschehen seien, die Gerüchte bestätigten sich in den meisten Fällen, nur selten erschien Jemand wieder, der mit dem Könige das Schloß betreten und den man vermißte, wenn Albrecht dasselbe verließ.

Edda hatte keine Ursache zu bösen Ahnungen, und doch fühlte sie Beklemmungen, als sie den König plötzlich erblickte. Albrecht hatte seit ihrer Rückkehr von Kopenhagen keinen Versuch gemacht, die Schranken zu überschreiten, welche sie seiner Galanterie gesetzt, er hatte während ihrer Abwesenheit Magnus in allen ritterlichen Künsten ausbilden lassen, ihn durch Wohlwollen an seine Person gefettet, es schien, als ob nur das durch ein gemeinsames

Geheimniß und durch gleiche Interessen gefestete Band ihn mit der schönen Gräfin vereine, als habe seine Leidenschaft für das schöne Weib sich in ruhige, kühle Freundschaft verwandelt.

Die Hofmeisterin der Gräfin hatte den König bereits in dem mächtigen, von hohen Säulen getragenen Treppenhause empfangen, als Edda zur Begrüßung desselben aus ihren Gemächern trat. Die große Halle, in der sich ein langer Tisch mit Humpen und Trinkhörnern befand und an dem man Gästen das Willkommen kredenzte, füllte sich mit Rittern und Reifigen vom Gefolge des Königs, der Lektere stieg bereits die Treppe hinan, aber er war seltsamer Weise nicht von Magnus geleitet, und das war auffällig, da der König doch das Haus der Gräfin Olffström besuchte.

Der König trug ein reich mit Gold ausgelegtes Panzerhemd, darüber einen mit Hermelin verbrämten Mantel, und dieser, sowie die seidene Feldbinde waren bestäubt, auch sah man es an seinen blutbefleckten Sporen, daß er einen weiten und scharfen Ritt gemacht. Den Helm hatte ihm bereits der Edelknappe abgenommen, die barettähnliche Mütze mit wallender Feder und einem goldenen Stirnreif war auf die schon in's Grau spielenden Locken gedrückt.

„Wo ist Magnus?“ fragte Edda, sich tief vor dem Könige verneigend und mit dieser Frage ihrer Unruhe den ersten Ausdruck gebend.

Der König war immer noch ein schöner Mann, obwohl der Stempel der Ausschweifungen und wilden Leidenschaften auf seine Züge geprägt war, und wie er erregt vom Ritt,

aber mit den vollendeten Manieren eines galanten Cavaliers Edda die Hand bot und lächelnd mit der Frage antwortete, ob er nicht allein kommen dürfe, hätte der Blick, der diese Worte begleitete, manche Schöne erröthen machen können. Aber es lag etwas in seinen Zügen, was Jemand, der ihn genau kannte, mißtrauisch gegen die zur Schau getragene Unbefangenheit machte; Edda fühlte es instinktmäßig, daß dieser plötzliche Besuch einen ernstern Zweck habe, und die ausweichende Antwort steigerte ihre Unruhe.

„Ich fürchte, daß Magnus ein Unfall begegnet ist,“ versetzte sie, „sonst hätte er sich die Ehre nicht nehmen lassen, Eure Majestät hier zu begrüßen.“

„Bannt jede Sorge,“ antwortete Albrecht, „Euer Bruder war auf die Jagd geritten, als mir eine Botschaft kam, die mich veranlaßte, sofort satteln zu lassen und mit Euch die sonderbare Neuigkeit zu besprechen. Sind wir hier sicher vor jedem Horcher?“ fuhr er sich umschauend fort, als Edda ihn in ein Empfangsgemach geführt hatte. „Sorgt dafür, daß Keiner uns belauschen kann.“

Edda zögerte. „Meine Hofmeisterin,“ versetzte sie, „ist völlig zuverlässig, ich habe keine Geheimnisse vor ihr. Eure Majestät gestatten, daß sie in der Nähe bleibt.“

Die Stirne des Königs bewölkte sich. „Niemand darf uns hören,“ entgegnete er, schon in dem Tone gewisser Ungeduld. „Es ist nothwendig, daß ich Euch allein spreche, Edda. Habt Ihr alberne Bedenken, so verpfände ich mein königliches Wort dafür, daß Eure spröde Sittsamkeit so sicher vor mir sein soll, als säße eine Mutter zwischen Euch und mir.“

„Traut Ihr meinem Worte nicht?“ fuhr der König fort und das Blut stieg ihm in's Antlitz, als Edda sich ungeschlüssig zeigte, „es handelt sich um die wichtigsten Dinge, seid Ihr ein närrisches Kind, so eile ich unverrichteter Sache davon!“

Edda ließ ihre Bedenken fallen, obwohl ihr Mißtrauen keineswegs beseitigt war, aber sie konnte nicht zweifeln, daß es sich um ihre lebhaftesten Interessen handelte, der König hätte sonst nicht Miene gemacht, sich zu entfernen.

Die Gräfin gab der im Vorzimmer harrenden Hofmeisterin den Befehl, die Thüre zu schließen und sich den inneren Gemächern fern zu halten, bis sie rufe.

Albrecht hatte sich gemächlich in einen Sessel niedergelassen und vielleicht war es gerade das zur Schau getragene Mißtrauen Edda's, welches ihn daran erinnerte, daß er ähnliche Kämpfe schon früher gehabt und ihn reizte, die schöne Gräfin sich anzusehen, ob sie noch ebenso begehrenswerth sei wie früher.

Der König war vielleicht nie, wenn er Edda begegnet, so frei von zärtlichen Gedanken gewesen als heute, aber jetzt, wo das Mißtrauen Edda's ihn gereizt, warf er der Gräfin, welche ihm unnöthige Besorgnisse verrathen hatte, zuerst spöttische Blicke nach, aber plötzlich war es, als ob der Anblick dieser schönen Gestalt die alte Begierde in ihm entzündete. Sein Auge füllte sich mit Gluthen, aber es war ein unheimliches Feuer, das sich denselben beimischte, es lag etwas Bestialisches in seinen Blicken, als könne er sein Opfer mit derselben Wonne küssen und zerreißen.

Er senkte den Blick zu Boden, als Edda sich wieder

nahte und in respektvoller Entfernung Platz nahm, als fürchte er, sie könne errathen, welche Umwandlung in ihm vorgegangen oder als wolle er erst das Resultat des Gespräches abwarten, ehe er Gdda sein Gesicht zeige.

„Olaf ist todt,“ begann er mit flüsternder Stimme. „Ein sicherer Bote aus Kopenhagen hat mir die Nachricht gebracht.“

„Olaf todt?“ rief Gdda erschreckend und starrte den König an, als wisse sie noch nicht, ob sie sich dieser Nachricht freuen solle oder nicht.

„Er ist todt oder er soll es sein. Margaretha treibt ein seltsames, unerklärliches Spiel. Nachdem man mehrere Wochen hindurch von Olaf nichts gesehen und Gerüchte sich verbreitet hatten, er sei krank, läßt die Königin plötzlich erklären, er sei gestorben, sie habe die Leiche ihres Sohnes in aller Stille beisetzen lassen, und ihre Rätthe, ihre Hofbediensteten bestätigen, daß sie der Beerdigung des Königs von Dänemark und Norwegen beigewohnt.“*)

„Sie hat ihn ermorden lassen!“ rief Gdda.

„Das glaubt auch das Volk, mein Bote meldet mir, daß man offen sage, die Königin habe ihn entweder tödten oder in ewigem Kerker verschwinden lassen.“

„Und das Volk erhebt sich nicht gegen die Mörderin?“

„Es ist Alles ruhig in Kopenhagen, aber auch in Norwegen und anderswo. Margaretha scheint sich stark genug zu fühlen, die Krone festzuhalten.“

„Mögen die Dänen das dulden, die Norweger werden

*) Historisch.

es nie," rief Gdda, „jetzt ist die Stunde da, jetzt muß Magnus von den Ständen Norwegens die Krone fordern. Jetzt mahne ich Euch an Euer Wort, laffet die Herolde ausrufen, daß König Magnus seinen Thron besteigt, seine Krone sich ertrogen will.“

„Das eben ist es," antwortete Albrecht, „was reiflicher Erwägung bedarf. Durch vorschnelles Handeln wäre leicht Alles verdorben, wir müssen erst Margaretha's Pläne erforschen, ehe wir das Geheimniß lüften.“

„Nicht einen Augenblick zögere ich länger," rief Gdda in Erregung flammend. „Ich habe Euer Wort, und zögert Ihr, so wage ich es allein. Sollen erst die Abgesandten Margaretha's die Stände Norwegens durch Verheißungen und Drohungen gewinnen? Magnus muß das Volk der Normannen aufrufen, ehe es Margaretha's tückischen Worten gelauscht. Zögert Ihr — ich rufe es aus in allen Heerstraßen: Olaf ist todt, König Magnus, der Sohn Erich's wird Norwegen befreien.“

„Halt!" mahnte der König, dem leidenschaftlichen Weibe, das schon hinauszuweichen wollte, entgegentretend. „Das verbiete ich; um Eurer selbst, um Magnus' willen," setzte er in begütigendem Tone hinzu, „muß ich Euch hindern, im Rausche der Leidenschaft Unüberlegtes zu thun. Lasset uns erst das Klügste berathen.“

„Ihr habt geschworen, Magnus anzuerkennen und für ihn die Waffen zu erheben, wenn Margaretha für Olaf nach der Krone Norwegens greift —“

„Für Olaf, aber Olaf ist todt," unterbrach sie der König. „Jetzt ist der Thron aber frei und wir müssen

erst sehen, wen Margaretha für denselben vorschlägt. Sie wird mit mir unterhandeln müssen, sie weiß es, daß ich Magnus an meinem Hofe erziehe, Ihr habt ihr das Geheimniß verrathen. Warten wir ihre Vorschläge ab.“

Wenn ein anderer Mann, zu dessen Charakter Edda größeres Vertrauen gehabt als zu König Abrecht, so gesprochen hätte, dann wäre es doch noch fraglich gewesen, ob der Unmuth und die Bitterkeit über ein weiteres Hinausziehen der Erfüllung seines Versprechens sich hätten beschwichtigen lassen, so aber sah Edda in dem Bemühen des Königs nur die Absicht, seinen Wortbruch zu bemänteln. „Sagt es offen,“ rief sie, bebend vor Erregung, „daß Euch der Muth fehlt, Euer Versprechen einzulösen, daß Ihr aus Feigheit Lieber Margaretha's Befehle erwartet, als einen Kampf mit der Dänin wagt.“

Das Antlitz des Königs röthete sich bei dieser Beschimpfung, aber Edda trotzte seinem Blick, ja, sie schien ihn herausfordern zu wollen, seine Macht an ihr zu erproben, sie schien auf das Aeußerste gefaßt und in ihrer Leidenschaft eher zu wünschen, daß er brutal gegen ein Weib werde, als daß er ihres Zornes spotte.

Der Blick des Königs erhielt etwas Stechendes. „Ihr vergesst, mit wem Ihr redet,“ versetzte er, „Ihr vergesst, daß ein Weib, das die Huldigungen eines Mannes verschmäht hat, sich damit des Rechtes begibt, ihn ungestraft beschimpfen und verhöhnen zu dürfen. Es gab eine Zeit, wo Ihr Alles von mir hättet fordern dürfen, aber Ihr habt es gewollt, daß wir einander nur so weit nahe traten, als unsere Interessen zusammen gingen. Gedenkt jenes

Tages, wo ich mein Knie vor Euch bog und Ihr mich daran mahntet, daß ich ein König sei, den ein Weib ver=spotte, kein edles Weib könne mich achten, ehe ich Rache an Margaretha genommen, die meine Liebe verschmäht, die meinen Thron untergrabe, Euer Blick verhieß mir Erfüllung meines Hoffens, wenn ich die Krone Norwegens Margaretha entriß und Magnus auf das Haupt setzte. Was bietet Ihr mir heute?"

Edda schlug verwirrt das Auge zu Boden, was in diesem Moment ihre Brust durchtobte, ist schwer zu beschreiben.

Jetzt sah sie es ein, daß der König sie betrogen und daß der blinde Haß gegen Margaretha sie verleitet hatte, eine große Thorheit zu begehen, und mit der unsäglichen Bitterkeit dieser Erkenntniß vermischte sich namenlose Angst.

„Wo ist Magnus?" schrie sie, „wo ist mein Bruder?"

Der König lächelte schadenfroh, das stolze Weib, dem er es nicht vergessen, daß sie ihn verschmäht hatte, begann zu fühlen, daß er ihr Meister sei.

„Ich habe dafür gesorgt, daß Ihr keine Uebereilung begeht," versetzte er, „ich kann es nicht dulden, daß Ihr Unruhen erregt, die den Gang meiner Verhandlungen mit der Königin Margaretha stören könnten. Er ist in Sicherheit, aber ich müßte ihn als einen Gefangenen behandeln, wenn Ihr versucht, mir Schwierigkeiten durch ihn zu bereiten."

Hätte Edda die Macht besessen, den König erwürgen zu können, sie wäre in diesem Augenblick fähig gewesen,

eine Mörderin zu werden. Jede Fiber ihres Körpers zuckte in Haß und kochender Leidenschaft.

„Habe ich Dir den Giftzahn ausgezogen, schöne Schlange?“ spöttelte der König, „erkennst Du jetzt, daß Du besser gethan hättest, die Gunst Albrecht's nicht zu verschmähen? Doch ich bin nicht grausam, ich will Dich nur davor schützen, unsere Freundschaft in Feindschaft zu verwandeln. In wenigen Tagen, denke ich, werden Margaretha's Pläne klar daliegen, und ich werde auch erfahren, was die Hanse beschlossen hat. Dann sprechen wir uns wieder — hüte Dich, das Geringste zu Gunsten Deines Bruders zu thun, ehe ich meine Entscheidungen getroffen, es hängt von mir ab, ob ein Sohn Erich's existirt, wenn ich seiner bedarf, oder ob Magnus Olsson vom Erdboden verschwindet.“

Edda brach wie eine Ohnmächtige zusammen, der König verließ das Gemach, und wenige Minuten später hatte der glänzende Reiterzug das Schloß verlassen.

9.

Eine Brücke verbindet die Insel Quarnholm, auf der die uralte Stadt Kalmar liegt, mit dem Festlande, vor dem Hafen von Kalmar liegt, von brandenden Wogen umbraust, die kleine Insel Grimskär, und diese ließ König Albrecht augenblicklich verschanzen, um den Eingang zum Hafen besser versperren zu können. Auf dem Festlande, jenseit der Brücke, erhebt sich das uralte Schloß, dessen Thurm man Meilen weit sieht. Es ist ein düsteres, mächtiges Gebäude mit Vorsprüngen und Giebelthürmen,

spitzen Dächern und Kuppeln, auf drei Seiten vom Meere umgeben, auf der Landseite durch doppelte Gräben geschützt, und bildet mit starken gemauerten Wällen ein regelmäßiges Viereck mit einem runden Thurm in jeder Ecke. Das Schloß Kalmar galt als das festeste Bollwerk Schwedens, Karthaunen und Feldschlangen drohten von seinen Wällen, die zuverlässigsten Truppen hielten die Thore besetzt, und die eisernen Fallgitter erhoben sich nur, Demjenigen den Eintritt zu gestatten, der die Erlaubniß dazu mit des Königs Siegel zeigte.

Es sind etwa drei Wochen verflossen, seit König Albrecht Edda das drohende Wort gesagt, Magnus Olffström verschwinde vom Erdboden, wenn er es wolle. Umsonst hat Edda gehofft, sich in ihrer Noth an Hennig v. Moltke wenden zu können, man hat ihr gesagt, der Ritter sei in Kopenhagen; umsonst hat sie in Kalmar nachzuforschen versucht, ob man Magnus im Schlosse gefangen halte oder ob man ihn anderwohin gebracht, umsonst hat sie Gold und Edelsteine dem geboten, der ihr das Thor des Schlosses öffne oder nur Kunde von Magnus bringe.

Der König hat sich im Palaste Olffström nicht wieder blicken lassen, obwohl er das verheißen. Edda hat es erfahren, daß Abgesandte der Hansa und auch ein Gesandter Margaretha's in Stockholm mit dem Könige verhandeln, es ist ein schlechtes Zeichen, daß Albrecht ihr keine Nachricht gibt — sie möchte verzweifeln in ohnmächtiger Wuth, in Schmerz, Haß und Bitterkeit.

Man hat ein schnödes Spiel mit ihr getrieben und sie steht da ohne Freund, ohne Rathgeber, ein Gespött des

Mannes, der ihr Leben um sein Ziel, ihr Herz um seine Rache betrogen.

Es ist eine Sommernacht, wie sie nur der Norden kennt. Die Sonne taucht erst gegen zehn Uhr unter den Horizont, aber es wird nicht dunkel, die Sommernacht im Norden ist ein zwar sonnenloser, aber unbewölfter Tag, der mit Thau und Schatten und erfrischender Kühle zur Erde hinabsteigt, bis Mitternacht kann man ohne Licht lesen, ein mildes Zwiellicht verbindet wie eine Silberspange das Gestern und Heute, Morgen und Abend sitzen in stillen Stunden unter sternlosem Mitternachtshimmel wie Schwestern zusammen.

Bei der Insel Grimskär liegt ein Schiff vor Anker, das gestern in den Hafen von Kalmar eingelaufen ist, heute denselben verlassen, aber plötzlich seine Fahrt eingestellt hat, nachdem es bereits von der Rhede verschwunden war. Es ist nach Sonnenuntergang umgekehrt, als habe es etwas vergessen, und jetzt, wo es still geworden im Hafen, und wo in den Häusern am Strande die Lichter erloschen sind, stößt ein Boot ab, das von zwei Männern gerudert, pfeilschnell die Fluthen durchschneidet und sich dem Festlande nähert.

Die beiden Männer im Rahne sind Gebhard v. Warendorp und Hako Torsten. Der Rahn beschreibt einen Bogen bei seiner Fahrt, die Männer, welche zuerst nordwärts gesteuert, halten plötzlich nach Südost, sobald sie sich der Küste genähert, als hätten sie ihr Ziel den Wächtern auf der Zinne von Schloß Kalmar verborgen halten wollen. Jetzt schwimmt der Rahn am Ufer entlang, hohe

Felsen schützen ihn vor den Blicken der Späher, und die Kuderer machen eine kleine Pause, um sich von der angestrengten Arbeit zu erholen.

„Ich sehe zwei spitze Felsen und dazwischen ein Dach,“ sagt Gebhard, „aber kein Licht, noch weniger das verheißene Zeichen, drei Kerzen im Dreieck.“

„Um so besser, dann können wir umkehren.“

„Ich habe Dich nicht gebeten, mitzukommen. Wenn ein Abenteuer keinen Reiz für Dich hat, wozu drängst Du mir Deine Begleitung dann auf!“

„Weil ich einem Freunde zur Seite stehe auch bei Dingen, von denen ich ihn lieber fern hielte. Ich verstehe diese Heimlichkeiten nicht. Als man uns vorgestern Abend im Palaste Olström sagte, die Herrin sei nicht zu Hause, werde uns aber in Kalmar Botschaft senden, war mir schon Manches verdächtig, ich glaubte, die Gräfin wollte Dich nicht empfangen. Da kommt heute der Bote, der uns heißt, mit Kurs nach Kopenhagen abzusegeln, bei Abend zurückzukommen und uns an's Land zu schleichen, als wären wir Männer, welche bei Tage zu empfangen die Gräfin sich schämt, oder als wolle sie uns zu Verbotenen auffordern. Was hat sie zu besorgen, wenn die Wache vom Schlosse des Königs uns bemerkt?“

„Das werden wir Alles erfahren,“ lächelte Gebhard, „sollte sie etwa Geheimnisse ihrem Boten anvertrauen? Hat sie mich ersehen, ihr heimlich einen Dienst zu leisten, so macht mich das stolz, nicht argwöhnisch.“

„Traue dem Weibe nicht, Gebhard. Wenn sie Deine Verehrung ihrer Person beachtete, wenn sie Deine Neigung

ermuntern wollte, hätte sie Dich vor sechs Monaten anders empfangen. Es ist ihr willkommen, daß Du ihr und Magnus Deine Dienste angeboten hast, aber mißtraue dem Lächeln eines Weibes, das der Dänenkönigin Jahre hindurch Ergebenheit geheuchelt hat. Ich will Dich nicht wieder an das Wort mahnen, das Du Freia gegeben hast, aber wenn Du sie einer Anderen opfern willst, die Du mehr liebst, so lasse das wenigstens kein Weib sein, welches nur mit Dir spielt."

„Spare Dir Deine Sorgen,“ rief Gebhard im Tone gereizter Empfindlichkeit, „wer sagt Dir, daß ich Freia mein Wort breche, daß mich dasselbe jemals gereut? Aber soll ich deshalb stumpf sein gegen den Zauber eines schönen Weibes, das mich reizt, ihre Huld zu erobern? Ich suche Abenteuer, nichts weiter, und wenn Du sagst, daß die schöne stolze Gräfin mit mir nur spiele, so neidest Du mir wahrscheinlich ihre Huld. Da flammen die Kerzen auf — sie erwartet uns. Hüte den Kahn, wenn Du Gefahren für Deine Haut oder Deine Ehrbarkeit witterst.“

„Ich neide Dir die Huld der Gräfin so wenig, daß ich gern zurückbleibe,“ antwortete Hako, „sollte Dir aber Gefahr drohen, so wirst Du mich nicht vergebens rufen.“

Gebhard zuckte die Achseln und sprang aus dem Kahne an's Ufer, um den steilen Pfad zu dem Hause, in welchem man das Zeichen mit den Kerzen gegeben hatte, allein zu erklimmen. Er war es gewöhnt, die kleinen Reibungen, die er öfter mit Hako hatte, in dieser Weise enden zu sehen, daß Hako that, was er im Stillen gewünscht hatte. Der Nachgiebigkeit Hako's dankte er es, wenn der Freund-

schaftsbund noch keinen vernichtenden Stoß erlitten hatte, Hako fügte sich allen seinen Launen so weit, daß es nie zu einem Bruche kam. Einen solchen wünschte aber auch Gebhard nicht, so unbequem ihm die ruhige Ueberlegenheit des Mannes auch war, der fast wider seinen Willen ihm ein Freund blieb, mit Neid in der Brust fühlte Gebhard doch den Werth dieser Freundschaft.

Gebhard konnte der Begegnung mit Edda erwartungsvoll entgesehen. Er wußte noch nichts von dem Verschwinden ihres Bruders, er hatte in allen Faktoreien, die er besucht, Männer gewonnen, welche bereit waren, sich auf den ersten Ruf für König Magnus zu erheben und — wenn die Hanja neutral blieb — Kaperschiffe auszurüsten, um auf eigene Hand gegen die Dänen zu fechten. Er trat vor die schöne Gräfin nicht mehr bloß als der Sohn eines reichen Patriziers von Lübeck hin, dessen Gold und Einfluß ihn auch für eine Grafentochter beachtenswerth machten, er konnte ihr sagen, daß auf seinen Wink eine ganze Flotte, bemannt mit den kühnsten Seeleuten der deutschen Küste, auf den Wogen des Meeres erscheinen werde, und daß ihr Lächeln ihm ein Preis sei, um dessentwillen er dem Zorne des Vaters und selbst dem Drohen der Hanja trocken werde.

Hatte er Freia's vergessen, hatte er Hako die Unwahrheit gesagt, hätte er Jener sein Wort gebrochen, wenn Edda ihm ihre Hand geboten? Er wäre wohl selber nicht im Stande gewesen, diese Frage richtig zu beantworten, aber in jedem Falle drückte es ihn, daß er sich Freia verpflichtet, daß er sich mit seinem Worte gebunden hatte. Leichtfertig,

ein Kind des Augenblicks und ein Spiel der Empfindungen des Moments, ebenso eitel und ehrgeizig, wie im Grunde des Herzens von ehrenhaften Gesinnungen beseelt, hatte er sich selber gebunden, als ihn die Liebe zu dem einfachen Mädchen beschlich, und sträubte sich jetzt dagegen, daß der Zwang ihn abhalten solle, dem Reize der Eitelkeit zu widerstehen. Hätte der Vater ihm Edda's Hand angeboten, hätte Edda sich der Eroberung leicht willfährig gezeigt, er hätte Jenem getrozt und hier der Versuchung widerstanden, so aber reizte ihn nicht nur Edda's spröde Koketterie, das ewige Warnen Hako's vor der Sirene, es trat der eitle Gedanke, der ihn schon für Hako interessirt, hinzu, daß er, der Lübecker Bürger, einem Prätendenten den Thron verschaffen, daß ein König ihm die Krone verdanken solle. Das war eine Verlockung zu kühnen Unternehmungen, zu festen Wagnissen, pikant durch das Lächeln eines schönen stolzen Weibes, das ihn früher kaum der Beachtung werth gehalten hatte, das ihn aber jetzt bewundern lernen sollte.

Das Heimliche, Geheimnißvolle, das Hako mißtrauisch gemacht, übte auf Gebhard einen verführerischen Reiz; anstatt zu bedenken, daß Edda, wenn sie zu befürchten hatte, daß die Wache auf dem königlichen Schlosse ihren Verkehr mit Lübeckern beobachte, unmöglich etwas vorhaben könne, was mit den Interessen des Königs Albrecht harmonire, oder was derselbe gestatten könne, sah er in dem geheimnißvollen Rufe nur das Vertrauen der schönen Gräfin, und fürchtete nicht, daß sie auch mit ihm falsches Spiel triebe, wie sie die Königin Margaretha getäuscht hatte.

Das Haus, welches wie ein Vogelnest zwischen zwei

spitze Felsen eingeklemmt auf der Höhe des Bergrückens lag, war ehemals eine feste Burg gewesen, die in irgend einer Fehde zerstört worden war. Auf den Resten des alten Gemäuers thronte ein nothdürftiges Dach, die von Brandrauch geschwärzten und theilweise verfallenen Thür- und Fensteröffnungen waren mit rohen Holzstämmen restaurirt und die ganze Behausung machte einen öden, unwirthlichen Eindruck. Eine alte, armselig gekleidete Frau empfing den Nahenden und führte ihn in einen Raum, der, wie ein Strohlager andeutete, der Bewohnerin als Schlafstätte diente. Hier saß auf einem hölzernen Schemel die Gräfin Olstroom — wahrlich, es konnte keinen größeren Kontrast geben, als der zwischen diesem Empfange und dem in ihrem Palaste, wo die Gräfin übermüthig im Glanze ihres Reichthums ihm entgegengetreten war.

Sie war in ein schwarzes Gewand gekleidet, eine schwarze Spitzenkrause umgab halbmondförmig, im Nacken aufsteigend, das Haupt, von dessen Scheitel ein schwarzer Schleier herabfiel, der das bleiche Antlitz düster umrahmte, in der Hand hielt sie eine Reitgerte, aus ihrem Gürtel sah man den silbernen Griff eines kleinen Dolches hervorschimmern. Sie war also wahrscheinlich zu Pferde an diesen einsamen Ort gekommen, und ihre düstere Tracht, bei der eine Waffe als einziger glänzender Gegenstand in die Augen fiel, konnte Gebhard schon errathen lassen, welchen Charakter dieses Rendez-vous, das sich seine Phantasie wohl anders geträumt, haben werde.

„Ihr suchtet mich in meinem Schlosse,“ begann Edda, während Gebhard im Banne der Ueberraschung erwar-

tungsvoll lauschte. „Habt Ihr gehört, welcher schwere Schlag mich getroffen? Kamt Ihr, um mir von Eurer Theilnahme zu sprechen, Eure Neugierde zu befriedigen, oder darf ich hoffen, daß ich in meinem Unglück noch Freunde habe, die mir mehr bieten als Worte!“

„Ich komme von Danzig. Ich hörte dort die Kunde, daß der Sohn der Dänenkönigin gestorben sei, und lichtete trotz Sturm und Wellen die Anker, um Euch zu melden, daß ich dreißig Schiffe für den Dienst des Königs Magnus gerüstet habe. Ich dachte nicht anders, als das Banner des Königs von Norwegen auf den Zinnen Eures Palastes zu sehen und von Eurer Hand die Schärpe zu erhalten, die mich dem Dienste des Königs weihet. Man sagte mir, Ihr wäret nicht auf dem Schlosse, ich hörte in Kalmar nichts von Rüstungen, sah nirgends das Banner der Folfunger wehen, das ich schon entfaltet glaubte, und wollte nach Stockholm, Euch dort zu suchen. Da kam Eure Botschaft und Ihr seht mich hier. Ich weiß nichts von Dingen, die in Schweden geschehen, ich habe Niemand gesprochen, aber Gott verhüte, daß ich Schlimmes von Euch höre. Ist König Magnus krank?“

„König Magnus?“ murmelte Edda mit bitterem Lächeln. „Als ich Euch das Geheimniß anvertraute, daß der Jüngling, welcher sich Magnus Olström nannte, der letzte Sprosse eines alten Königsgeschlechtes sei, da hatte ich nur Margaretha zu fürchten. Ich haßte das ehrgeizige Weib als die Buhlerin um die Krone der Normannen und haute auf das Wort des Königs Albrecht, aber kein Verrath ist so schwarz, wie der, den dieser Mann an mir verübt —“

er hat Magnus verschwinden lassen und unterhandelt mit Margaretha."

„Magnus verschwunden? Sagt, daß die Schergen der Dänin ihn ermordet haben, und ich will's glauben!" rief Gebhard.

„Der König hat es mir selbst gesagt, daß der Tod Olaf's ihn seines Wortes enthebe. Jetzt feilscht er mit Margaretha, und je nach dem was sie ihm bietet, soll sich entscheiden, ob es einen Erben Erich's gibt oder nicht. Er hat mich gewarnt, nach Magnus zu forschen, in einigen Tagen wollte er mir Nachricht geben; jetzt sind Wochen vergangen, der Glende spottet meiner Qualen. Ich bin heimlich hier, ich weiß es, die Späher des wortbrüchigen Königs umlauern mein Schloß, und erführe Albrecht, daß ich einem Hanseaten seine Schurkerei enthülle, so wäre mein Urtheil gesprochen. Aber lieber wage ich Freiheit und Leben, als daß ich ihm den Triumph seines feigen Verrathes gönne, lieber mag er an Magnus und mir zum Mörder werden, als daß er Magnus zu seinem Werkzeuge erniedrigt, zu einem Kaufpreise für seinen Handel mit Margaretha. Ich habe meine Entschlüsse gefaßt. Ich trage auf meiner Brust einen Brief an die Königin Margaretha, und Derjenige, dem ich denselben anvertraue, der hat etwas in Händen, das mir mehr gilt als mein Leben, wer mir den Dienst leistet, den Brief in die Hände der Königin zu legen, dem will ich gewähren, was ein unglückliches, verzweifeltes Weib zu geben vermag: meine Person, mein Vermögen. Ich wage es noch einmal, einem Menschen zu vertrauen — verrathet mich, wenn

Ihr wollt, das wäre ein Gnadenstoß, aber sagt es mir in's Antlitz, daß Ihr mich verderben wollt, betrügt mich nicht — ich sehe es Euch an, Ihr wollt mir den Dienst nicht leisten!“

Der Blick des Argwohns einer Verzweifelnden ist scharf, und Edda täuschte sich nicht, der Preis, welcher Gebhard entflammt hätte, wenn sie ihn vor wenig Monaten geboten, hatte heute den Reiz für ihn verloren, wo statt einer übermüthig stolzen Schönen ein abgehärmtes Weib vor ihm stand, das in der düsteren Leidenschaft des Hasses den Zauber für ihn verloren hatte.

„Ihr thut mir einen Schimpf an, edle Jungfrau,“ versetzte er, „ich wäre ein Schurke, könnte ich Euer Vertrauen verrathen, aber wenn Ihr, wie ich vermuthe, aus einem gerechten oder irrthümlichen Haß gegen König Albrecht der Dänin Eure Hand reichen wollt, so kann ich Euch nicht dienen, ich hasse in Margaretha die Todfeindin der Deutschen, der Hansa, meiner Vaterstadt; ich kann zum Rebellen werden gegen den Senat der Hansa, wenn er, verblindet von den Schmeichelnworten dieses Weibes, gegen das eigene Fleisch wüthet, ich weihte Euch mein Schwert, als Ihr mich aufgerufen, die Rechte des Foltunger's gegen Margaretha zu schützen, aber ich wechsle nicht die Farbe und lockte mich auch der höchste Preis —“

„Genug!“ unterbrach ihn Edda, deren Antlitz in der Scham der Enttäuschung, in Bitterkeit und Zorn flammte, „Euer Nein bedarf keiner Phrasen als Schminke.“

Die Gräfin war aufgesprungen und wandte sich, das Gemach zu verlassen, da pochte es draußen an die Pforte.

Einen Augenblick wich alle Farbe von den Wangen Edda's, im nächsten Moment aber funkelte es wild in ihrem Auge. „Verrath!“ murmelte sie und ihre Hand griff nach dem Dolche.

Die Thüre ward aufgerissen, aber nicht Schergen des Königs Albrecht, wie Edda gefürchtet hatte, sondern Hako Torsten erschien auf der Schwelle.

10.

Während Hako in dem Boote Wache hielt, sah er plötzlich einen hellen Schein wie von einer brennenden Fackel am Thore der Burg Kalmar aufleuchten und in dem röthlichen Flammenschein Harnische bliken, gleich darauf war es ihm, als funkele es zwischen den Felsen auf der Rammhöhe und auch unterhalb der Burg. Der Argwohn, daß man den Kahn doch bemerkt habe, daß Gewappnete die Burg verließen, um die Gegend zu durchsuchen, drängte sich ihm auf — es war möglich, daß man Gebhard in eine Falle gelockt hatte, ebenso möglich war es aber auch, daß die Gräfin Gebhard zu irgend einem geheimen Anschläge verleitet hatte, und daß ihm jetzt die Gefahr drohte, gefangen zu werden.

Der Kahn lag versteckt zwischen Klippen, die Sorge für ihn war geringer, als die, Gebhard zu warnen. Hako schwankte daher nicht lange und eilte den steilen Pfad hinauf, der zu dem einsamen Hause führte, er konnte dasselbe früher erreichen, als die Gewappneten vom Schlosse, welche bis zu dem Hause die dreifache Entfernung zurückzulegen hatten — wenn Hako sich in seinen Kombinationen nicht täuschte.

So stand er denn jetzt, athemlos vom raschen Ersteigen des felsigen Pfades, vor der Gräfin, und ein Blick auf diese und auf Gebhard genügte, ihn zu überzeugen, daß hier von einem zärtlichen Rendez-vous nicht die Rede sei, wie er vorher wohl geargwöhnt hatte. Er erschraf vor dem Aussehen Edda's, welche, die Hand am Dolche, ihn anstarrte, als sähe sie ein Gespenst.

Es hätte aber auch keine Erscheinung Edda mehr erschrecken und ihr unerwarteter vor das Auge treten können, als dieser Mann, der die Züge König Hakon's trug. Sie hatte das Bild des verstorbenen Gatten der Königin Margaretha oft genug theils auf der Leinwand, theils in Olaf, dem lebendigen Schatten des Todten, gesehen, war sie aber schon damals in Lübeck von dem Anblick Hako's betroffen gewesen, obwohl sie es sich nicht anmerken lassen wollte, so war der Eindruck jetzt um so mächtiger, wo nur der Schein weniger Kerzen das große öde Gemach erhellte und das geröthete Antlitz Hako's düsterer in der matten Beleuchtung erschien, wo sein Haar, vom Nachtwinde zerzaust, ihm wild um die Schläfen hing.

Der ganze Haß ihres Herzens hatte Edda nie einen böshafteren Streich gegen Margaretha führen lassen, als in jener Stunde, wo sie Hako zum ersten Male gesehen, wo sie bei seinem Anblick gefühlt, es könne wahr sein, daß man Margaretha ihren Sohn geraubt habe, und dieser sei es, den ihr Herz betraure als einen Todten. Ihr dankte es Margaretha, wenn Hako Lübeck verlassen, wenn die Königin ihn nicht gesehen hatte, und dieser Frevel an Margaretha und an Hako war Edda vor die Seele

getreten, als Albrecht sie betrogen hatte, es war über sie gekommen wie ein Gottesgericht — die Schandthat Albrecht's rächte es an ihr, daß sie an Margaretha gefrevelt.

Der Brief, den Edda an Margaretha geschrieben, verhieß der Königin, daß Edda ihr sagen könne, wo ein Mann weile, der aussähe wie König Hakon's Sohn, wenn Margaretha ihr verzeihen, ihr die Hand bieten wolle, Magnus zu befreien. Gebhard hatte ihr den Dienst verweigert, den Brief zu bestellen, und jetzt stand Hako vor ihr, der Mann, mit dessen heiligsten Gefühlen sie ein frivolles Spiel getrieben und den sie auch jetzt noch wie ein Werkzeug behandeln wollte, das je nach der Antwort Margaretha's auf ihre Vorstellung ihr ein Mittel zur Versöhnung mit der Königin werden oder ferner ihrem Hasse dienen sollte. Da stand der Mann, dessen Her, nach Gewißheit verlangte, ob er eine Mutter habe oder nicht, ob diese Mutter nach ihrem Sohn begehre oder nicht, und den sie schnöde belogen, dem sie selbst jetzt, wo das Unglück sie verfolgte, die Wahrheit nicht hatte sagen wollen, ehe man ihr einen Preis dafür geboten.

„Es haben Reifige das Schloß Kalmar verlassen, und ich vermuthete, sie durchsuchen die Gegend,“ berichtete Hako, um sein Erscheinen zu erklären, „wenn wir eilen,“ wandte er sich zu Gebhard, „so können wir noch das Boot erreichen.“

„Habt Ihr etwas zu fürchten,“ sagte Gebhard zur Gräfin, „so befehlt. Ich biete Euch Zuflucht auf meinem Schiffe, oder ich biete Euren Verfolgern mit dem Schwerte Troß, bis Ihr in Sicherheit seid.“

Die Gräfin beachtete die Worte Gebhard's kaum, sie kämpfte mit einem Entschlusse, der sich ihrer Seele aufgedrängt hatte und ihrem Stolze eine Demüthigung kostete. Aber die Noth drängte. „Ich habe Euch getäuscht, Hako Torsten,“ rief sie, ihren Brief aus dem Nieder ziehend, „bringt dieses Pergament der Königin Margaretha, ihr Herz sehnt sich nach dem verlorenen Sohne, sagt ihr, daß der Himmel sie gerächt hat an mir — eilt, sorgt für Euch und den Brief, aber nicht für mich.“

Hako griff nach dem Briefe, aber Gebhard fiel ihm in den Arm, es erregte ihn in seiner gereizten Stimmung doppelt, daß die Gräfin ihn nicht beachtete und Hako ihr Vertrauen schenkte. „Ich will es nicht,“ rief er, „lasse Dich nicht bethören. Sie will mit der Dänin unterhandeln, weil König Albrecht Magnus in Gast genommen hat.“

Gebhard wollte Hako das Pergament entreißen, aber dieser duldete es nicht. Die Worte der Gräfin hatten ihn in eine Art von Betäubung versetzt, er vermochte nicht sogleich das Ungeheure zu fassen, aber die leidenschaftliche Erregung Gebhard's, der gewaltthätige Versuch, ihm den Brief zu entreißen, erweckten das Gefühl, dieser Bevormundung zu trozen, und der Ruf Edda's: „Der Brief ist an Eure Mutter!“ den die Gräfin ausstieß, als Gebhard nach dem Pergamente griff, bestärkte ihn darin, des Freundes Anmaßung zurückzuweisen.

„Der Brief ist mir anvertraut,“ rief er, „was sichts Dich an! Suchst Du Streit, anstatt an die Sicherheit der Dame zu denken?“

„Gib den Brief zurück,“ schäumte Gebhard, der die eiserne Faust Hako's gefühlt, als dieser seinen Arm zurückgestoßen hatte, „wer mit der Dänin verhandelt, ist mein Feind!“

Gebhard griff nach seinem Schwerte, er sah, daß die Gräfin Hako ermunterte, ihm zu trotzen, und gewöhnt daran, Hako wie einen Untergebenen zu behandeln, gereizt und erbittert darüber, daß dieser sich gewissermaßen mit der Gräfin gegen ihn vereinte, hätte er einen blutigen Kampf mit dem Freunde nicht gescheut, wenn Hako ihn nicht zur Besinnung gebracht hätte.

„Bist Du wahnwitzig?“ donnerte der Normann. „Willst Du ein Weib verderben, das seine Ehre Dir anvertraut? Sollen die Reisigen von Kalmar uns hier finden?“

„Fort!“ rief Edda Hako zu, „entfliehet, besorgt den Brief, denkt nicht an mich! Ihr aber,“ wandte sie sich zu Gebhard, und wilder Haß sprühte aus ihrem Auge, „Euch verachte ich, Ihr verrathet ein Weib, Ihr seid der Ehre bar —“

Hako gehorchte dem Befehle Edda's, er mochte auch denken, daß Gebhard ihm folgen werde, wenn er zum Boote eilte; trafen die Reisigen Edda allein, so war wenigstens ihre Ehre nicht kompromittirt. Er eilte hinaus und hatte sich darin auch nicht getäuscht, daß Gebhard seinem Beispiel folgen werde. Man hörte bereits das leise Klirren von Waffen in der Ferne, die beiden Männer flogen den steilen Pfad hinab, als sie aber die Klippen erreichten, in denen das Boot verborgen lag, sprang Gebhard zuerst in dasselbe, riß das Schwert von der Seite

und zückte es gegen Hako, ihm den Eintritt in das Boot verwehrend.

„Halt!“ sagte er mit düsterer, von leidenschaftlicher Erregung bebender Stimme, „entscheide Dich, ob Du mein Freund oder mein Feind sein willst, wirf den Brief in's Meer, oder sehe zu, wo Du bleibst, auf meinem Schiffe ist kein Raum für einen Dänenknecht.“

„Du bist wahnwitzig, Gebhard. Du selber sporntest mich an, meine Abkunft zu erforschen —“

„Als Feind der Betrügerin, ja — mit dem Schwerte in der Faust, aber nicht als Bettler bei der Dänin.“

„Gebhard, ich rieth Dir ab, die Gräfin aufzusuchen, Du hörtest nicht; willst Du jetzt ein Weib verrathen, das Du geliebt hast?“

„Willst Du etwa um ihre Gunst buhlen?“ höhnte Gebhard, durch diese Mahnung noch mehr gereizt. „Laufe ihr nach!“ rief er spöttisch und stieß den Kahn ab, da in demselben Momente Bewaffnete sich näherten und ein donnerndes „Halt!“ riefen.

Mochte Gebhard im nächsten Moment Reue fühlen, daß er den Freund schnöde im Stich gelassen, oder nicht — es wäre zu spät gewesen, ihn noch zu retten, denn schon füllte sich das Gestade mit Gewappneten, welche Speere und Streitkolben dem flüchtigen Boote nachschickten, während Andere Hako umringten. Es wäre einerseits ein hoffnungsloses Beginnen gewesen, wenn Hako versucht hätte, sich der Verhaftung zu widersetzen, andererseits that er auch klüger daran, darauf zu trohen, daß man ihm kein Verbrechen vorwerfen konnte, und das um so weniger, als

man ihn ja nicht kannte und ihn im Streit mit dem Manne gesehen hatte, der heimlich in der Nähe der Burg gelandet war. Er übergab sein Schwert dem Rottenführer und erklärte, er komme aus Norwegen, habe Dienste auf einem Schiffe in Kalmar suchen wollen und sich hier am Strande verirrt.

In einer Zeit, wo nach dem Dunkelwerden die geschlossenen Fallgatter aller Städte und Burgen selbst im Frieden von einer verstärkten Wache besetzt wurden, da man nirgends sicher vor dem Handstreich oder tückischen Ueberfall eines raubjüchtigen Feindes oder eines Macht-habers war, der den Landfrieden brach, wurde Jeder, den man in der Nähe einer festen Burg zur Nachtzeit erlappte, als verdächtig behandelt, das heimliche Landen von Kälmen war mit strenger Strafe bedroht, und die Wachen, welche auf den Zinnen der Wartthürme in Burgen oder Städten den Sicherheitsdienst übten, machten nicht viel Umstände, wenn sie etwas Verdächtiges bemerkten, der Bolzen flog aus der Hafenbüchse, ob er einen Schuldlosen traf oder nicht, man stäubte den Gefangenen, der sich nicht genügend ausweisen konnte, schnitt ihm an manchen Orten auch wohl die Ohren ab, oder knüpfte ihn an einem Baume auf; die Justiz war rasch und grausam, ganz dem Charakter der Zeit entsprechend.

Man hatte vom Wartthurme des Schlosses Kalmar den Kahn bemerkt, in welchem Gebhard und Hako an's Land gefahren waren, aber auch fast gleichzeitig den nahenden Hufschlag von Rossen gehört, und daher nicht sogleich Reißige nach dem Strande geschickt, man wollte erst ab-

warten, wer dem Schlosse von der Landseite nahe, die Besatzung hatte jederzeit einen Ueberfall zu fürchten, welcher der Burg oder nur der Befreiung von Gefangenen galt.

Der Reitertrupp hielt vor dem Außenwerke, das die erste Zugbrücke schützte, der Führer hatte dem Schloßhauptmann einen Befehl des Königs zu übergeben, als er aber hörte, daß ein Kahn gesehen worden sei, den ein Schiff von der Rhede an's Land geschickt, schien er diesem Vorfall eine sehr ernste Bedeutung beizulegen, denn er erklärte, er werde selber die Durchsuchung der Umgegend leiten und die Gastfreundschaft im Schlosse für den Rest der Nacht erst annehmen, wenn er sich versichert, daß keine Gefahr von außen drohe.

Der Schloßhauptmann verneigte sich zustimmend. Der Führer des Reitertrupps war der Ritter Hennig v. Moltke, bekannt als ein getreuer Vasall des Königs; von jedem Anderen hätte der Schloßhauptmann argwöhnen können, daß er dieses Anerbieten mache, um Denjenigen, der einen heimlichen Anschlag beabsichtigt, entrinnen zu lassen, wenn er in ihm etwa einen Freund erkannte, unter den Großen des Reiches waren ja viele, die mit Gefangenen auf der Burg verwandt waren, von Hennig v. Moltke war aber keine Pflichtverletzung zu besorgen.

Hätte der Schloßhauptmann in die Brust Hennig's sehen können, er hätte anders geurtheilt. Der Ritter war kaum von seiner Sendung nach Kopenhagen zurückgekehrt, als König Albrecht ihn von seinen Maßregeln gegen Magnus unterrichtet hatte. Der König, dem es nicht entging, daß Moltke seine Handlungsweise befremdete und empörte,

schilderte dieselbe als geboten durch die Leidenschaftlichkeit Edda's, welche ihn zu übereilten Schritten habe zwingen wollen, und erklärte, daß er nur die Verhaftung von Magnus befohlen habe, um die Proklamirung desselben als Anwärter auf den Thron von Norwegen bis zu einem Momente hinziehen zu können, wo dies auch seinen Interessen gemäß, wo er einen günstigen Erfolg hoffen könne. Er gestattete Moltke, um denselben völlig zu beruhigen, sich persönlich in Kalmar davon zu überzeugen, daß Magnus dort nichts als die Freiheit entbehre, und forderte ihn auf, Edda zu trösten und zur Geduld zu ermahnen.

Der Ritter hatte sich auf dem Wege nach Kalmar zuerst nach Schloß Olfström begeben und Edda dort nicht gefunden. Wir haben geschildert, wie Edda schon vor Jahren, als sie in Stockholm gelebt und der König sich um ihre Gunst bemüht hatte, nichts schmerzlicher empfand, als daß der Ritter Moltke ihr seine Achtung versagte und sich ihr fern hielt, wie sehr sie auch danach geschmachtet, sich sein Interesse zu erobern. Wie wenig eitel der Ritter auch war und wie wenig ihm auch gerade die Auszeichnung schmeicheln konnte, daß ein Weib, welches er für eine eitle, ehrgeizige Kokette hielt, ihm ihre Gunst beinahe zudringlich entgegentrug, mußte er doch fühlen, daß ihre Neigung zu ihm mehr als eine Laune der Koketterie sei, und es mußte ein gewisses Interesse für Edda in ihm rege werden, als sie plötzlich aus Stockholm verschwand und dadurch den Argwohn widerlegte, daß sie nach der Eroberung des Königs getrachtet habe. Aeußerungen, welche der König fallen ließ, bewiesen es ihm jetzt,

daß Albrecht der Gräfin nachgestellt, daß Edda ihn zurückgewiesen hatte, und es war für Moltke ein beschämender und drückender Gedanke, daß er einer Waise, die vertrauensvoll vielleicht nur seinen Schutz gesucht, nicht wenigstens den Ritterdienst eines wohlwollenden Freundes geleistet habe. Wenn Edda's Bild jetzt, wo er sie besser beurtheilte, vor seine Seele trat, erschien es ihm in völlig anderem Licht, und mit der Reue schlich sich ein der Sehnsucht ähnliches Gefühl in sein Herz; das Wesen, das er nicht geachtet hatte, als es ihn gesucht, erschien ihm begehrenswerther, nun es seinen Blicken entschwunden war.

Da sah er Edda plötzlich in Lübeck wieder, aber fast in noch verächtlicherer Gestalt, als früher, als eine Spionin des Königs, die das Vertrauen einer Fürstin, das sie durch Heuchelei erschlichen hatte, betrog, und er mußte annehmen, sie spiele im Auftrage Albrecht's, bestochen durch Verheißungen des Königs. Erst als Edda Margaretha verlassen und ihm ihr Herz ausgeschüttet hatte, sah er, daß sie weniger Verachtung, als Mitleid verdiene, daß ihre Leidenschaften das junge Mädchen, dem nie ein Freund und Rathgeber zur Seite gestanden, irregeleitet hatten, daß sie eines edlen Zweckes halber, erbittert durch Enttäuschungen, zur Heuchlerin geworden war. Und er sah es diesem Weibe an, daß ihr Herz ihm den Vorwurf mache, er hätte sie retten können, wenn er gewollt, seinen Rath hätte sie befolgt, ihm hätte sie vertraut!

Es lastete auf ihm wie eine Schuld, Edda war für ihn fortan ein Weib, dessen Unglück seinem Gewissen ein Vorwurf war, dem aber die Hand zu bieten er sich scheute;

ihre wilde Leidenschaftlichkeit ließ ihn vor dem Gedanken erbeben, daß er nicht mehr so fest gegen ihren Zauber gepanzert sei, als früher. Er fühlte, daß sie ihn noch liebe, und daß er sie fliehen müsse, wolle er nicht wider Willen sich an sie fetten, er ersehnte die Stunde, wo Magnus mit seinen Ansprüchen hervortreten sollte, wo Edda mit demselben Schweden verließ und die Befriedigung ihres Ehrgeizes ihr Ersatz für alle ihre Enttäuschungen bot.

Die heutige Eröffnung des Königs empörte ihn. Der Lehnsherr, dem er Treue geschworen, spielte mit einem heiligen Wort. Albrecht mochte seine That beschönigen, wie er wollte, der Argwohn war erweckt, daß er Edda betrügen könne um den Preis, für welchen sie sich zur Heuchlerin entwürdigte. Schon das Wort, Moltke solle Edda beruhigen, ließ ihn ahnen, wie schnöde Albrecht gegen ein Weib gehandelt, dem er ehemals zu Füßen gelegen, daß er die Gräfin behandelte wie andere schöne Frauen, deren Widerstand er zu brechen versucht, und er konnte ahnen, in welcher Stimmung er das leidenschaftliche Weib nach solchem Betrüge finden werde.

Man sagte ihm im Palaste zuerst, die Gräfin sei unwohl und könne Niemand empfangen, dann, als er dringender wurde, sie sei über Land gefahren, die ängstliche Unruhe der Diener und ihrer Hofmeisterin erweckte die nahe liegende Besorgniß, daß Edda irgend ein gewagtes Unternehmen zur Befreiung ihres Bruders begonnen, es war ja leicht in Schweden Mißvergnügte zu finden, die selbst offene Rebellion gegen den König nicht scheuten.

Der Ritter beeilte sich, Schloß Kalmar zu erreichen,

und die Kunde, die ihm dort wurde, schien seinen Argwohn zu bestätigen. Er entsandte einen Theil seiner Beute nach dem Strande, auf das Boot zu fahnden, mit dem Reste durchsuchte er den bewaldeten Kamm des Höhenzuges und erreichte das einsame Haus in demselben Moment, wo die Gräfin ihr Roß besteigen wollte, das unter Aufsicht zweier Edelknaben in der Nähe des Hauses seiner Herrin geharrt.

Die Gräfin erkannte den Ritter, der ihr ein gebietendes „Halt, im Namen des Königs!“ zurief, nicht sogleich. „Zurück!“ herrschte sie, „oder findet König Albrecht nicht nur Buben, welche Dirnen ihren Eltern entführen, sondern auch Ehrlose, die eine edle Frau anzutasten wagen? Wer thut einer Frau Gewalt an?“

„Edle Gräfin,“ versetzte Moltke mit gedämpfter Stimme, damit seine Reifigen es nicht hörten, „mein Wort darauf, ich schütze Euch, aber gestattet mir, meine Pflicht zu erfüllen, erklärt mir Euer Hiersein so, daß ich nicht gezwungen bin, Euch nach Kalmar zu führen.“

„Ah — der Ritter v. Moltke!“ rief Edda mit unbeschreiblicher Bitterkeit des Tones, „Ihr seid in Schweden und Ihr habt den schändlichen Wortbruch geduldet —“

„Um der Heiligen willen,“ flehte Moltke, „macht es mir nicht unmöglich, Euch zu schonen, bezähmt Eure Leidenschaft, fordert mich nicht heraus, an meine beschworene Pflicht zu denken. Sagt, daß keine unerlaubte Absicht Euch hergeführt — seid Ihr allein?“

Die Gräfin fühlte, daß er um sie besorgt war, aber er sprach von einer Pflicht gegen den König, und das reizte

ihre Bitterkeit. „Ritter v. Moltke,“ antwortete sie, „ich bin ein freies Weib, und Keiner ist berechtigt, mich zur Rede zu stellen. Wagt es der König, den Wegelagerer zu spielen, und habt Ihr ihm zu gehorchen, so braucht Gewalt, schleppt mich fort, Ihr seid der Stärkere, aber Schwedens Edle werden die Schmach rächen.“

Der Ritter schöpfte Athem, er sah, daß die Leute, welche inzwischen das Haus durchsucht hatten, Niemand gefunden, als eine alte Frau, welche mit lautem Jammern betheuerte, sie habe einer verirrten Dame einen Trunk zur Erfrischung geboten, sie habe nichts verbrochen.

„Wenn Ihr Euch verirrt habt auf dem Wege, edle Frau,“ rief er, „so verzeiht, daß ich Euch belästigt; zieht in Frieden, des Königs Gewappnete werden Euch eher schützen als bedrohen.“

„Lieber suchte ich Schutz in der Höhle des Bären!“ rief Edda, der es fast ein wollüstiges Gefühl war, ihrem Hass gegen König Albrecht Lust zu machen. „Ich habe mich nicht verirrt, ich habe das nur der armen Frau gesagt, ich streife hier umher, um zu sehen, ob es keine Männer mehr in Schweden gibt, die das Banner des fremden Tyrannen dort von der Burg reißen, ob Gottes Blitz nicht hernieder fährt, die Mauern zu sprengen, in denen der echte König von Schweden dem ehrlosen Wortbrüchigen flucht —“

„Ihr wißt nicht, was Ihr redet, Ihr fiebert!“ rief Moltke. Leise flüsterte er dann in beschwörendem Tone: „Wollt Ihr Euch und Magnus verderben in blinder Wuth? Schweigt — ich bitt Euch — erwartet mich in Eurem Schloß.“

Die Gräfin fügte sich endlich, es lag etwas in dem bittenden Tone des Ritters, was sie bewog, der Vernunft Gehör zu geben. Sie bestieg ihr Roß und sprengte davon.

11.

Hennig v. Moltke wandte in tiefer Erregung über die eben erlebte Scene sein Pferd, um nach Schloß Kalmar zurückzureiten, seine Leute hatten nichts gefunden, was den Verdacht, es sei irgend ein Anschlag gegen die Burg beabsichtigt gewesen, bestätigte, und es erschien dem Ritter fast wie ein beschämender Hohn, einem Könige zu dienen, der vor einem Weibe zitterte. Aus Furcht vor einer leidenschaftlichen Handlung Edda's hatte Albrecht Magnus verhaften lassen und Moltke beauftragt, ihr ernstlich vorzustellen, daß, wenn sie eigenmächtig etwas zu Gunsten desselben unternähme, sie damit die strengsten Maßregeln heraufbeschwöre. Edda hatte wohl Recht, diese Besorgniß Albrecht's machte die Ehrlichkeit seiner Absichten mehr als verdächtig, es schien auf der Hand zu liegen, daß der König, wenn er sich damit den Besitz Schwedens vor den Intriguen Margaretha's sichern konnte, den Foltunger opfern werde.

Vor dem Schlosse erwarteten die Reifigen, welche Hako zu ihrem Gefangenen gemacht hatten, die Rückkehr des Ritters. Moltke erkannte auf den ersten Blick in dem Gefangenen den Mann, den er in Lübeck gesehen, und auf dessen Aehnlichkeit mit dem Bilde König Hakon's man ihn aufmerksam gemacht, aber er schwieg darüber, als man ihm berichtete, welche Angaben der Gefangene über seine Persönlichkeit und seine Absichten gemacht habe. Der Arg-

wohn stieg in ihm auf, daß zwischen der Gräfin und diesem Manne Beziehungen irgend welcher Art geherrscht, die den nächtlichen Ausflug Edda's erklärten, sei es, daß sie sich seiner als Werkzeug zu einem geheimen Zwecke bedienen oder auf den Mann hatte fahnden wollen, von dem man schon in Lübeck vermuthet, er werde sich für den geraubten Sohn Margaretha's ausgeben. Er befahl, den Gefangenen in Gewahrsam zu behalten, und begab sich über die niedergelassene Zugbrücke in's Schloß.

Der Hauptmann der Burg, dem Moltke schon vorher das königliche Schreiben überreicht hatte, mußte inzwischen stark getrunken haben, denn sein Antlitz war hochgeröthet und wie in Weindunst gehüllt. Ein eigenthümliches Lächeln verzerrte die rohen, finsternen Züge. „Es ist ein Unglück geschehen,“ sagte er, „ich verschulde es nicht, Ihr könnt Euch morgen selbst davon überzeugen, daß mich kein Vorwurf trifft.“

„Was ist geschehen?“ rief Moltke erschrocken und bestürzt, eine gräßliche Ahnung drängte sich ihm auf. „Ich hoffe, Ihr redet nicht von Magnus Olffström.“

„Er ist todt.“

„Todt?“ schrie Moltke auf und seine Faust ballte sich, „dann ist er ermordet worden!“

„Es ist nicht meine Schuld,“ versetzte der Hauptmann, die Achsel zuckend. „Er war gewarnt worden, sein Zimmer zu verlassen, es war ihm gesagt, daß darauf der Tod stehe. Wahrscheinlich war's Guer Trompetenruf, der ihn hinausgelockt — als ich zu ihm gehen wollte, ihm zu sagen, ein Abgesandter des Königs wolle ihn sprechen, war's geschehen!“

Moltke stand da wie betäubt, er hörte kaum hin, wie ihm der Hauptmann erklärte, daß Magnus ein Gemach im Thurme innegehabt, zu dem man auf einer Leiter ansteige, die des Abends weggenommen werde; dann liege aber auch die Fallthüre im Vorflur des Gemaches nicht fest, und wer darauf trete, müsse hinabstürzen. Dies sei geschehen, der Gefangene habe das strenge Verbot übertreten und verschulde es daher selbst, wenn er den Hals gebrochen und mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe liege.

Alle Worte des Hauptmanns vermochten nicht die Ueberzeugung zu erschüttern, daß die Ermordung des jungen Mannes auf Befehl des Königs geschehen sei, und daß man ihn — Moltke — vielleicht absichtlich dazu nach Schloß Kalmar geschickt habe, daß er bezeuge, wie Magnus selber seinen Tod verschuldet. Die Worte des Königs, Moltke solle sehen, wie man Magnus in milder Haft halte und dann Gdda beruhigen, erschienen wie im gräßlichsten Hohne gesprochen.

Der Ritter ließ sich zu der Leiche des Unglücklichen führen. Man hatte dieselbe noch nicht einmal aufgenommen, keinen Versuch gemacht, ob das Leben vielleicht noch zu retten sei, aber der Hauptmann erklärte diese Rohheit mit den Worten, Moltke müsse sehen, daß keine Hand den Gefangenen angetastet habe, daß keinen der Wächter ein Vorwurf treffe. „Er war als geheimer Gefangener hier, er muß in aller Stille eingescharrt werden, so ist's die Regel, und nur der König darf erfahren, was geschehen,“ bemerkte der Hauptmann; „ich habe Euch den

Todten im Vertrauen gezeigt, da Ihr der Bote des Königs seid, ich ermahne Euch auf Eid und Pflicht, darüber zu schweigen.“

Es ward Moltke unheimlich zu Muthe in den düsteren Mauern, wo schon so Mancher verschwunden und jetzt wieder ein grauenvoller Mord begangen worden war. Er mußte verbergen, was in ihm vorging, schöpste der Hauptmann Verdacht, so konnte er eigenmächtig — wenn er nicht gar geheimen Befehl dazu hatte — auch ihn festhalten.

„Ich werde es bezeugen,“ sagte er, „daß der Tod weder durch Schwert noch Dolch, sondern durch einen Sturz geschehen ist, und daß auch wohl Niemand den Gefangenen hinabgestoßen hat. Aber geheim wird die Sache nicht bleiben können, die Gräfin Olffström weiß es, daß ihr Bruder hier gefangen gehalten wurde; sollte man ihr nicht gestatten können, die Leiche zu sehen, dieselbe in geweihter Erde beisetzen zu lassen?“

„Wenn sie dazu hieher kommen will, kann es geschehen,“ antwortete der Hauptmann mit einem Lächeln, als wünsche er das, „aber sonst darf sie nichts erfahren, es sei denn, der König gäbe Befehl dazu. Ihr irrt Euch wohl, es weiß Niemand, wen die Mauern von Burg Kalmar geborgen, die Gräfin mag's vermuthen, aber wer ihr Gewißheit darüber gibt, der übt Verrath am König.“

Moltke hielt es für gerathen, weiteren Widerspruch fallen zu lassen, er bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, die Gefühle, die in ihm tobten, zu verbergen. „Ich hatte Befehl,“ sagte er, „von hier nach Schloß Olffström

zu reiten, aber Ihr habt Recht, der König muß entscheiden, ob die Schwester des Verstorbenen etwas erfahren darf oder nicht. Ich werde noch in dieser Nacht nach Stockholm zurückreiten und dem Könige Bericht erstatten."

Der Hauptmann schien einen Moment zu schwanken, aber er wagte es doch wohl nicht, dem Abgesandten des Königs das Verlassen der Burg eigenmächtig zu verweigern, dessen Reifige überdem die äußere Zugbrücke überschritten hatten und schwerlich eine Gewaltthat gegen ihren Führer duldeten. Aber der Ritter hatte das Gefühl der Ohnmacht gegenüber tyrannischer Gewalt zum ersten Male empfunden, er schöpfte erst Athem, als er die Zugbrücke der Burg hinter sich hatte, und wenn ihn bisher Eid und Pflicht zur Treue gegen seinen Lehnsherrn selbst da unerschütterlich gebunden, wo er Abrecht's Handlungen nicht billigen konnte, fühlte er es jetzt, daß seine Ehre fordere, sich von diesem Manne loszusagen für alle Zeit.

Der Landweg von Kalmar nach Stockholm nimmt mehrere Tagereisen in Anspruch, und der kleine Umweg über Schloß Olfström kam dabei wenig in Betracht. Dennoch schwankte Moltke, ob er Edda dort aufsuchen dürfe, ehe er dem Könige seine Dienste aufgesagt, es erschien ihm das als eine Verletzung beschworener Pflicht, denn das stand in ihm fest, daß er Edda seinen Schutz gegen den König bieten wolle. Andererseits aber hatte er zu besorgen, daß Edda in ihrer Unruhe um Magnus ein Wagniß unternehme, das jetzt, selbst wenn es gelang, völlig zwecklos geworden war, ihre Anwesenheit in der Nähe von Kalmar

war ja nur dadurch zu erklären, daß sie einen Plan zur Befreiung des Bruders vorbereitet habe.

Hennig hatte Edda gesagt, sie solle ihn auf Schloß Olfsström erwarten, aber abgesehen davon, daß er ihre Ungeduld auf keine zu harte Probe stellen durfte, konnte er nicht einmal mit Gewißheit darauf rechnen, daß sie ihn erwartete, und der Plan, der ihr heute vereitelt worden, nicht morgen von Neuem versuchte.

Der Ritter nahm auf dem Marsche Hako in's Verhör, er konnte, wie wir schon oben erwähnt, kaum daran zweifeln, daß dessen Anwesenheit in Kalmar mit der Edda's in irgend welcher Beziehung stehe, aber Hako wiederholte zuerst die Angaben, die er dem Rottenmeister gemacht, und als Moltke ihn daran erinnerte, daß er ihn in Lübeck getroffen habe, änderte das nichts in seiner Verschlossenheit, Hako konnte ja unmöglich zu dem Abgesandten und Ritter des Schwedenkönigs Vertrauen fassen.

Die Geduld des Ritters war bald erschöpft. Hako war zu keinem Geständniß der Wahrheit zu bewegen, als Gefangenen mochte der Ritter ihn nicht nach Stockholm schleppen, denn er hatte ja nichts weniger als die Absicht, Edda anzuklagen, er wußte also nicht recht, was er mit ihm beginnen sollte. Da kam ihm eine Idee. „Wenn es wahr ist,“ sagte er, „daß Ihr in Schweden Dienste sucht, so kann ich einen tüchtigen Mann brauchen; verpflichtet Euch mir mit Wort und Handschlag, und mein Rottenmeister soll Euch Roß und Farnisch geben.“

„Verzeiht, edler Herr,“ entgegnete Hako, „ich bin Seemann und suche Dienst auf einem Schiffe.“

„Dann habt Ihr wohl nicht gut gethan bei den Lübeckern, daß Ihr nach Schweden gekommen seid? War's nicht der junge Warendorp, mit dem ich Euch traf, und der darauf schwören wollte, Ihr wäret gar eines Königs Sohn?“

„Er spottete meiner. Ich sagte Euch die Wahrheit, ich bin aus Bergen in Norwegen, eines Fischers Sohn.“

„Aber Ihr seht dem verstorbenen König Hakon ähnlich wie ein Ei dem anderen. Wir sind nicht weit von Schloß Olfström, da wohnt eine Dame, die soll Euch sehen.“

Der Ritter fixirte Hako bei diesen Worten scharf, derselbe erröthete leicht, aber er schien keineswegs erschreckt oder unangenehm betroffen. „Ah,“ rief Hennig, „Ihr kennt die Dame, sie war damals auch in Lübeck!“

„Ich habe sie dort flüchtig gesehen.“

„Und heute Nacht? Da habt Ihr sie wieder gesehen!“

Die Verwirrung Hako's bei dieser direkten, unerwarteten Frage ließ errathen, daß Moltke sich nicht täusche.

Hako antwortete nicht, er verstand es weder zu leugnen, noch seine Miene zu beherrschen.

„Gesteht!“ herrschte der Ritter. „Es war ein heimlicher Anschlag im Werke. Wer sind Eure Genossen?“

Die Verwunderung, welche sich jetzt in den Zügen Hako's malte, mußte den Ritter wieder irre machen, sie schien nicht erheuchelt und doch war nicht anzunehmen, daß dieser Mann zufällig zu derselben nächtlichen Stunde am Strande des Kalmar-Sundes sich in der Nähe der Beste aufgehalten haben sollte, wo Gdda sich dorthin verirrt.

Da Hako auch jetzt noch bei seinem Schweigen beharrte und jede Auskunft verweigerte, entschloß sich der Ritter, doch zuvor in Schloß Olffström vorzusprechen, ehe er dadurch, daß er dem Könige seine Dienste auf- und sich von ihm losgesagt, die Freiheit erlangt hatte, offen auf die Seite Edda's treten zu können.

Das Schloß Olffström lag, wie wir oben erwähnt, an einem kleinen See, unfern der Meeresküste. Wenn der Ritter auch gesehen hatte, daß Edda sich in Begleitung zweier Edelknaben zu Rosse von dem einsamen Hause entfernt, wo er sie überrascht hatte, so war doch kaum anzunehmen, daß sie den weiten Weg von Olffström bis in die Nähe von Kalmar zu Pferde zurückgelegt und dann den Heimweg auf dieselbe Weise gemacht habe. Viel wahrscheinlicher erschien es, daß sie auf irgend einem Schlosse in der Umgegend von Kalmar bei einem der mißvergnügten Edlen Quartier für den Rest der Nacht genommen, oder aber ein Schiff, das ihrer geharrt, bestiegen und zu Wasser nach Hause zurückkehrte. In beiden Fällen erreichte Moltke Schloß Olffström früher, als die Gräfin, und als er jetzt den Weg, der im Bogen um den See führte, einschlug, war er überzeugt, die Herrin von Olffström noch nicht auf ihrem Schlosse zu treffen.

Die Pferde des kleinen Reitertrupps waren erschöpft, man hatte ja mit der kurzen Unterbrechung, welche der Aufenthalt in der Burg veranlaßt, zwölf Stunden im Sattel geessen und den Pferden nur Rast zum Füttern gegönnt. Der Trupp bewegte sich langsam den Weg hinab, und wer von den Zinnen des Schlosses ihn kommen sah,

auf den konnte er den Eindruck machen, als bringe man einen Kranken, oder sei er gar das Trauergesolge einer Leiche, die man bringe. Dieser Eindruck wurde noch dadurch bestärkt, daß der nach der Sitte der Zeit dem Trupp voranreitende Herold mit dem Banner des Führers, das Wappen der Moltke, die drei Birkhühner, gesenkt trug, und — da man die Schloßherrin abwesend glaubte — die nahenden Gäste nicht durch eine schmetternde Fanfare anmeldete.

Das Schloß der Gräfin konnte zwar nicht als feste Burg gelten, aber es war doch wie alle damaligen Herrensitze mit Umfassungsmauern und Graben versehen, über welchen eine Zugbrücke führte; es hatte einen Wartthurm, und der Wächter, der die Herannahenden aus der Ferne bemerkt, hatte den Schloßbewohnern das Signal gegeben, sich auf Besuch vorzubereiten.

Gräfin Olffström war zu Hause. Sie hatte, als sie sich vom Ritter Moltke bei dem einsamen Hause am Kalmarsunde getrennt, dem feurigen Rosse die Peitsche gegeben, daß es in rasendem Galop davon sprengte, und der wilde Ritt paßte ganz zu der Stimmung der Gräfin, am liebsten wäre sie durch die Nacht gejagt wie Odin's Walküren, ihren Gedanken, sich selber, der Welt zu entfliehen. Immer wieder trieb sie das Roß an, als sei sie von Furien verfolgt, und das edle Thier brach erst erschöpft zusammen, als die Herrin ihr einsames Schloß erreicht hatte. Die Knappen, die ihr kaum zu folgen vermochten, waren zu Tode erschöpft, aber Edda wies die Hofmeisterin zurück, die ihr Erfrischungen bot und sie beschwor, sich zur

Ruhe zu begeben; es war als stähle Fiebersgluth die Nerven und Muskeln des zarten Weibes, sie schritt in ihren Gemächern umher wie ein ruheloses Gespenst, und in den gerötheten, hohlliegenden Augen sah man das leidenschaftliche Ringen einer Verzweifelnden mit dem unerbittlichen Schicksal.

Die letzte Hoffnung ihres Herzens, daß Moltke, wenn er zurückkehre, die Freilassung von Magnus fordern werde, war gescheitert; der Mann, den ihre Seele geliebt, obwohl er sie verschmäht, war der Scherge des Königs, er hatte ihr rathen können, das Ungeheure mit feiger Demuth zu erdulden, sich der Gewalt zu fügen. Es hätte für ihr Herz keinen bittereren Hohn geben können, als daß er Besorgniß für ihre Sicherheit gezeigt, dieses kärgliche Almosen der Theilnahme war ihrer stolzen Seele fast ein Schimpf — lieber hätte sie seinen Haß ertragen, als dieses lauwarne Mitleid. Jetzt fühlte sie sich völlig verlassen, aller Hoffnung bar, und es kochte in ihrer Brust das bittere Gefühl, daß ihr Haß zu ohnmächtig zur Rache an König Abrecht sei, und daß ihr Glend so groß, um das Mitleid zu erwecken.

Der Thurmwächter stößt in die Trompete. Es schüttelt Gdda wie ein Grauen — ist es der König, der naht, abermals mit ihr zu feilschen? Es zuckt in ihrer Hand, nach dem Dolche zu greifen — ja, sie könnte dem Wortbrüchigen den Stahl in das Herz stoßen, ohne zu schauern vor der blutigen That. Aber nein — so naht der König nicht, das sieht aus wie ein Leichenzug. Ein Frösteln durchrieselt ihre Glieder. Wenn man Magnus ermordet

hätte und brächte ihr den Todten, die scheinheilige Lüge auf den Lippen, es sei ihm ein Unglück zugestoßen!

Sie stürzt hinaus, das Haar flattert ihr wild um die bleichen Schläfen, das Auge blickt starr, als sähe es schon das Bild des Schreckens. Da schmettert die Trompete, das Wappen der Moltke wird vor der Zugbrücke entrollt, es ist ihr, als erwache sie aus einem bösen Traum, sie erinnert sich, daß der Ritter ihr seinen Besuch verheißen, aber sie ist nicht fähig, ihn zu empfangen. Was könnte er auch von ihr wollen? Was soll ihr der Mann, dessen Schwert nicht aus der Scheide flog, als er von dem schmachvollen Betrug gehört, der ihr zu rathen vermochte, sie solle sich gedulden, sich fügen!

Sie winkt, daß man den Besuch abweise, aber schon raffelt die Zugbrücke nieder, der Ritter trägt ja die Feldbinde des Königs, und diese fordert Respekt, die Hand Edda's ballt sich krampfhaft, sie ist nicht einmal Herrin im eigenen Hause, ihre Burg ist nicht bewehrt, wollte sie den Königlichen trozen, sie könnte es nicht.

Der Zug kommt über die Brücke. Da erblickt Edda's Auge Hako Torsten zwischen zwei Gewappneten, und es ist, als müsse sie ersticken vor Groll und Zorn — man hat ihren Boten an Margaretha eingefangen, bringt man ihn ihr in's Schloß, um sie zur Rede zu stellen, sie anzuklagen des Verraths?

(Fortsetzung folgt.)

U n t e r e i n e m D a c h e .

Novelle

von

G. Merk.

(Nachdruck verboten.)

Ueber dem Bergwalde lastete eine schwere, tiefschwarze Wolke; schon ging ein Rütteln und Rauſchen durch die höchsten Gipfel; langsam zogen die Pferde den schwerfälligen Landauer die steil ansteigende Straße hinan. Zwei Damen saßen im Fond des Wagens. Die eine derselben, eine Blondine mit weichen roſigen Wangen und sanften Blauaugen, warf einen ängstlichen Blick auf die gewitterschwüle Landschaft.

„Ich glaube, wir hätten besser gethan, im Gasthause ‚Zur Post‘ in K. zu übernachten. Nun wird uns das Unwetter in dieser wilden Einsamkeit überraschen,“ sagte sie, sich zu ihrer Begleiterin wendend.

„Es dauert wohl noch eine Weile, Emilie, bis der Regen losbricht, und bis dahin können wir wohlgeborgen im nächsten Dorfe sein. Diese Vorboten des Gewitters aber, der Beginn des Sturmes, das geheimnißvolle Leben, das durch den Hochwald geht, scheinen mir von ungeheurem Reiz. Horch nur, wie die Aeste sich knarrend neigen,

wie phantastisch es dort rückwärts durch die Dichtung aufblickt auf blau-schwarzem Hintergrunde!"

„Deine Augen leuchten vor Entzücken, Bertha, als wärest Du selbst die Sturmhexe, die das Gewitter beschwört,“ gab Emilie mit einem Lächeln zurück, das ihren Zügen einen unwiderstehlichen Zauber verlieh. „Ich aber bin nur ein schwaches Menschenkind und darum verzagt und eingeschüchtert von der elementaren Gewalt, die in den nächsten Augenblicken uns in voller Wildheit über die Köpfe wegbrausen wird.“

Sie hatten nun die Höhe erreicht; schwer und massig lag die Wetterwand auf dem Thal, das sich vor ihnen öffnete, als müsse sie im nächsten Augenblicke auf die einsamen Gehöfte, auf die Wiesen und Felder niederdrücken und alles Lebende zermalmen. Blitze sprühten auf; von Donnergeroll erzitterte der Boden. Eben hatte der Wagen in einen schmaleren, dicht am Bergbach hinführenden Weg eingelenkt, als Peitschenknaulen durch den Sturm klang und in rasendem Lauf ein Einspänner ihnen entgegenfuhr. Die Damen hatten den Wagen schließen lassen, um sich vor dem hochaufgewirbelten Staub zu schützen, aber sie hörten den lauten Fluch des Kutschers, der vom Bock gesprungen war, um den Handgaul zu führen, denn ein heftiger Blitzstrahl hatte die sonst so phlegmatischen Pferde erregt und scheu gemacht.

„Der Satan!“ schrie der Kutscher, „muß uns der grad' da entgegenfahren! Kehr' um, Schwager, keh'r' um!“ rief er dem näher herangekommenen Kameraden zu, während der Pandauer bei dem heftigen Anziehen der geängstigten

Thiere schwanfend über die Straßensteine polterte und Emilie einen leisen Aufschrei nicht zu unterdrücken vermochte. „kehr' um! Wir könnten das größte Unglück haben auf der schlechten Straße. Nur bis zum Glashüttenwirthshaus fahr' zurück, da wird der Weg breiter!“

Er hatte die Hand als Schallrohr an den Mund gelegt; die Gegenrede verschlang der heftiger anwachsende Sturm. Aber nach einigem Schimpfen und Fluchen schien der Kutscher des Einspanners die Unmöglichkeit des Ausweichens einzusehen. Er nahm den Kappen beim Kopf und wendete vorsichtig das Gefährt; hinter einander fuhren die beiden Wagen durch das Dunkel, das sich plötzlich über die Gegend gebreitet hatte. Bald erschien im Flammenschein zur Rechten ein niederes, theilweise aus Holz gefügtes Haus. Bertha, welche die wachsende Unruhe Emilien während der letzten Minuten wohl bemerkt hatte und die stets von Rücksicht für die zartere Freundin erfüllt war, öffnete den Wagenschlag.

„Kutscher,“ rief sie, „können wir nicht hier in dem Hause das Gewitter abwarten?“

Dieser hatte bereits sehnsüchtig auf das Wirthshauschild hinübergeschielt; nun sah er nachdenklich mit Kopfschütteln auf die hastig ziehenden Wolken.

„Hab's selber den Herrschaften schon rathen wollen! Das wird ein böses Wetter! Ich fürchte, ich fürchte, wir werden die Nacht hier einstellen müssen, denn wenn der Bach dort anwächst, nachher ist dem Weg nicht mehr zu trauen.“

Im selben Augenblicke brach's denn auch los; schwere

einzelne Tropfen fielen, gleich darauf prasselte der Hagel nieder. Vom Wirbelwind gejagt traten die beiden Damen in die niedere Thüre des einsamen Hauses. Die Wirthin warf verlegene, mürrische Blicke auf die unerwarteten Stadtgäste, doch Emiliens sanfter Stimme und freundlichen Augen gelang es rasch, die scheue Tirolerin umzustimmen. Sie nahm den Damen die Reisetaschen ab und schloß die Prunkstube für sie auf. Hier standen die buntbemalten Kästen, die hochaufgethürmten Betten, welche den werthvollsten Theil einer ländlichen Mitgift repräsentiren. Im Glaschränken hing unter verschiedenen Tassen, die „Zur Erinnerung“, „Aus Liebe“ als Inschrift trugen, und einigen farbigen Gläsern und Heiligenbildchen der Myrtenkranz, welcher einst am Trau-Altare die nun röthlich glänzende Stirne der Wirthin geschmückt hatte. Für städtische Begriffe bot das „Prunkgemach“ wenig Anziehendes; Emilie aber begrüßte den stillen Raum wie ein Asyl nach den Schrecken des Hochlandsturmes, und die beiden Damen beschäftigten sich in fröhlicher Laune damit, in der Stube einiges Behagen herzustellen.

„Wir haben wohl daran gethan, uns gleich zum Bleiben zu entschließen,“ sagte Bertha, die in der Küche ein paar Anordnungen getroffen hatte. „Der Kutscher des Einspanners hat sich auch geweigert, bei dem Unwetter weiter zu fahren, und hat darüber mit den beiden Herren, die im Wagen saßen und die um jeden Preis fort wollten, einen heftigen Wortwechsel gehabt. Ich hörte ungeduldige englische Worte, dazwischen das phlegmatische Tirolerdeutsch des Kutschers. „Und wann's mir hundert Gulden ver-

sprechen, bei dem Wetter fahr' i nit! So viel ich hörte, wollten die Reisenden direkt von hier nach der Hafenstadt und fürchten, das Schiff zu versäumen durch diese unfreiwillige Verzögerung."

"Ach Gott, diese Engländer!" erwiderte Emilie. "Sie hasten und jagen durch die Welt, die Uhr in der Hand, und flügeln sich auf Tag und Stunde aus, wo sie in zwei Monaten zu Mittag essen werden, als führen sie wirklich nur auf einer großen Landkarte spazieren. Es geschieht ihnen schon ganz recht, wenn ihnen einmal eine unerwartete Gewalt in die Quere kommt."

"Dem Accent nach halte ich die Herren eher für Amerikaner," sagte Bertha. "Der Eine ist ein sehr großer Mann von vornehmer Gestalt, mit dunklem Bart und melancholischen Augen. Wie er in den weiten Regenmantel gehüllt an der Thüre lehnte und in die Wolken starrte, mußte ich an den fliegenden Holländer denken, den 'bleichen Mann, ohne Ziel, ohne Raft, ohne Ruh'. Auch sein Begleiter sieht seltsam und wunderbar aus, aber in viel heitererer Weise. Auf langem Halse sitzt ein wettergebräunter, grobgeschnittener Kopf mit rothem Bart und glattgebürstetem rothen Haar, das im Feuer der Blicke ordentlich aufleuchtete. Er trägt das Lieblingskostüm der reisenden Engländer und Amerikaner: graue Blouse, kurze Beinkleider, graue Strümpfe. Mit der Cigarette im Mund geht er im Flur auf und ab, sichtlich im besten Humor, ohne sich von dem unfreiwilligen Aufenthalte in seiner Ruhe stören zu lassen, besieht genau, was im Hause ihm neu und fremdartig scheint, und macht Notizen in sein

Buch, aber ohne jeden Anflug von vornehmer Nasenrümpfen, nein, mit vergnügtem Interesse. Als man ihm verständlich gemacht, daß nur ein Bett zur Verfügung stehe, bot er das Zimmer bereitwillig dem Gefährten an, zeigte mit größter Kaltblütigkeit auf die Ofenbank in der Wirthsstube und meinte, er werde hier schlafen. Er habe einen Plaid, mehr brauche er nicht, um sich ‚most comfortable‘ zu fühlen.“

„Der Amerikaner scheint Dich sehr zu interessiren,“ neckte Emilie, „da Du ihn so aufmerksam beobachtet hast.“

„Ach weißt Du,“ gab Bertha zurück, „es war zu drollig, wie er sich in der Zeichensprache mit der Wirthin verständigte und doch unwillkürlich sein Englisch dazwischen warf. Uebrigens interessiren mich alle Leute, die nicht aussehen und reden wie alle Welt, und mir gefällt’s an einem Manne, wenn er sich nicht von jeder unbedeutenden Entbehrung die Laune verderben läßt. Unseren verwöhnten modernen ‚Salonlöwen‘ gegenüber scheint dieser Fremde wirklich ein Original zu sein.“

Die Damen sollten gleich am nächsten Morgen die Bekanntschaft des ‚Originals‘ machen. Um der eifigen Lust in ihrer großen Stube zu entfliehen, hatten sie sich in die Küche gesetzt, wo das offene Herdfeuer lustig flackerte, und eben von dem mitgebrachten Thee ein Frühstück bereitet, als der Amerikaner eintrat. Er grüßte mit einer sehr steifen Verbeugung und wendete sich dann an die Wirthin, welche die Buttermaschine drehte, um sich einen Morgenimbiß zu bestellen. Doch wie er sich auch Mühe gab, deutsche Worte herauszuwürgen, die Tirolerin sah

ihn nur mit großen Augen an, ohne sein Begehren zu verstehen, und ihr kleiner Junge kicherte in der Ecke, in welche er sich vor den Fremden verkrochen hatte. Bertha zögerte eine Weile, mit ihrem Englisch zu Hilfe zu kommen, doch endlich konnte sie die drolligen Versuche nicht länger mit anhören und bot sich als Dolmetscher an. Eine wahre Berklärung zog über das Gesicht des Fremden, als er den Klang seiner Muttersprache vernahm. Er stellte sich den Damen vor als Charles Maxwell aus Amerika und bat um die Erlaubniß, neben ihnen am Herdfeuer Platz nehmen zu dürfen.

„Sie haben mir einen großen Gefallen gethan, Madame,“ sagte er, „und wir Ausländer müssen den Deutschen sehr dankbar sein, daß sie sich mit unserer Sprache abquälen. Ihr Deutsch ist aber auch gar zu schwer, ich weiß nicht, ich bringe es gar nicht fertig. Mein Freund spricht nun allerdings deutsch, aber er ist so ernst und schweigsam, dabei so übelläunig über den ihm aufgezwungenen Aufenthalt in dieser Taverne, daß er kaum die Lippen öffnen will.“

Die Wirthin hatte das bestellte Frühstück, Eier, Brod und Butter und die dicke Tiroler Kaffeebrühe, die stark nach Cichorie roch, gebracht; es war drollig mit anzusehen, mit welch' entsezttem „O!“ der Amerikaner die Tasse von sich schob, nachdem er den ersten Löffel gekostet. Lachend boten ihm die Damen von ihrem Thee an, den er bereitwillig acceptirte, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gang, in das sich zuweilen auch Emilie mischte, und dem die Wirthin und der kleine Junge mit offenen Augen

und offenem Munde lauschten. Die Damen hatten dem Fremden mitgetheilt, daß sie eine größere Bergwanderung beabsichtigt; man hatte vom Reisen gesprochen, und Maxwell war bald in eine sehr interessante Schilderung der großartigen Landschaften seines Heimathlandes vertieft, das er viel durchwandert, in dem er die seltsamsten Abenteuer erlebt hatte.

„Ich finde, man lebt nur, wenn man reist und an jedem Tage neue Eindrücke, neue Bilder sammelt,“ sagte er und fand lebhafteste Zustimmung von Bertha's Seite, deren Augen funkelten, wenn sie von fernen Ländern reden hörte.

Plötzlich besann sich Maxwell, daß er seinen Freund ganz vergessen habe, und bat, denselben zu dem charman-ten Frühstück herbeiholen zu dürfen. Einige Minuten später trat der hochgewachsene dunkle Mann, welchen Bertha den „fliegenden Holländer“ getauft hatte, über die Schwelle. Er blickte auf Emilie, die hell von dem Feuer beleuchtet war, und blieb wie festgebannt an der Stelle, die Augen starr auf sie gerichtet.

„Mr. Strates,“ stellte Maxwell seinen Freund vor.

Emilie hob das Haupt; auch sie starrte den Fremden an wie ein Gespenst, stieß dann einen leisen Schrei aus und sprang empor. Die Tasse, die sie in Händen gehalten, fiel klirrend zu Boden. Sie war todtenblaß und wankte, als würde sie im nächsten Augenblicke ohnmächtig zusammensinken. Doch sie raffte sich auf und verließ mit zitternden Knien das Gelaß. Bertha folgte ihr. Auch Maxwell, der verwundert diese Scene beobachtet hatte,

wollte ihr nachhelfen. Doch sein ernstester Freund legte ihm fest und energisch die Hand auf den Arm.

„Was wollen Sie?“ fragte er rauh.

„O,“ erwiderte dieser, ihn mit seiner unzerstörbaren Ruhe betrachtend, „ich begreife nicht, was das bedeutet, und will mich nach dem Befinden der Dame erkundigen. Warum erschrak dieselbe so heftig? Ich wollte, ich hätte Sie nicht geholt, Strates, ich hatte mich eben sehr gut unterhalten.“

„Vielleicht löse ich Ihnen einmal das Räthsel,“ gab der Andere düster zurück. „Vielleicht auch — niemals. Nur so viel: ich bleibe nun hier und sehe in diesem Unwetter eine Schicksalsfügung.“

Bertha fand die Freundin in der Stube am Fenster stehend, zitternd, in heftiger Erregung. Auf ihre Frage: „Was ist Dir? Kannst Du den Fremden?“ flüsterte Emilie ein tonloses „Nein!“ Trotz aller Bemühungen Bertha's verharrte sie in einem dumpfen Schweigen; nur so oft ein Schritt durch den Flur kam, zuckte sie zusammen und sah mit großen Augen nach der Thüre. Eine Stunde verging. Man hörte das Rauschen der Dachtraufe und das Heulen des Sturmes. Der Kutscher hatte von der Weiterfahrt dringend abgerathen.

Plötzlich wurde hastig an die Thüre geklopft. Emilie fuhr auf und ihr „Herein!“ klang zitternd wie aus einer angst erfüllten Brust. Doch nicht der Fremde trat ein, den sie im Fieber zu erwarten schien; nur die Magd des Hauses brachte schluchzend die Mittheilung, die nächste Brücke über den Bach sei zusammengebrochen, und ein Arbeiter, der mit

einem Karren gerade darüber fuhr, in die Tiefe gestürzt. Die beiden fremden Herren seien gleich fort, um zu helfen.

Bertha stand sofort auf und warf den Mantel über. „Auch ich werde gehen!“ sagte sie.

Emilie ließ sich's nicht wehren, sie zu begleiten.

So traten sie in die düstere Landschaft hinaus; beschneite Bergspitzen drangen da und dort durch die Wolkenmassen, Schneelust wehte, die Tannen rauschten. Am Ufer des Baches, der in grauen, wildschäumenden Wellen herabrauste und Zweige und Geröll in seinem Strudel mitfortriß, stand eine Gruppe von Männern, Arbeiter aus der nahen Glashütte, mit rußgeschwärzten Gesichtern und rothgeränderten Augen. Es war ihnen gelungen, den Abgestürzten aus dem Wasser zu ziehen, ehe der Wirbel ihn rettungslos erfaßt. Die beiden Fremden hatten werthätige Hilfe geleistet; sie waren das steil abfallende Ufer hinabgeklettert, um die Seile um den Körper des Bewußtlosen, der an eine kleine Buche angetrieben und dessen Kleider von einem vorspringenden Strauchwerk gehalten worden waren, zu befestigen. Maxwell's Kleider waren beschmutzt und durchnäßt; sein Freund aber blutete an der Stirne und schien sich auf dem schlüpfrigen Pfade den Arm verletzt zu haben. Er wehrte jedoch jedes Dankeswort ab und eilte in's Haus, an Emilie vorüber, ohne den Ausdruck der schönen, bleichen Züge zu sehen, die sich voll Angst und Besorgniß auf sein blutendes Antlitz hefteten. Maxwell war in's Haus gelaufen, um ein belebendes Getränk für den bewußtlosen Arbeiter zu holen.

Es ist ein landläufiger Brauch, Ertrunkene auf den

Kopf zu stellen, und da der Ohnmächtige die Augen nicht aufschlagen wollte, sollte eben die Prozedur an ihm vorgenommen werden, als Bertha herantrat und ein energisches „Halt!“ gebot. Sie hatte vor einigen Jahren den Vorlesungen eines berühmten Arztes über rasche Hilfeleistungen bei Unglücksfällen beigewohnt und wußte, wie gefährlich dieses Verfahren sei, wie häufig es den Erstickungstod herbeiführe oder doch beschleunige. Doch war es nicht leicht, die Arbeiter zu überzeugen, daß sie schaden, statt zu nützen. Sie murrten und trozten. Aber Bertha besaß jenen festen Willen, der sich Geltung zu verschaffen weiß.

Maxwell, der hilfsbereit wieder herantreten war und die Bemühungen Bertha's auf's Lebhafteste unterstützte, sah mit anerkennendem Interesse auf die Dame, die des Regens und Sturmes nicht achtend, sich auf den feuchten Waldboden niederließ, um nach dem Herzschlag des Bewußtlosen zu horchen; die so klar und verständlich den Arbeitern mittheilte, wie sie den Körper zu legen, zu wenden hätten, wie die Arme gehoben und angedrückt werden müßten, um die künstliche Athmung herzustellen. Bertha war nicht mehr jung und hatte wohl niemals große weibliche Anmuth besessen; doch in diesem Augenblicke lag der Ausdruck warmherziger Menschenliebe auf ihrem dunklen, unregelmäßigen Gesichte, der es verschönte und veredelte und allen fehlenden Jugendreiz durch einen tiefen Seelenzauber ersetzte.

Maxwell hatte die Blicke nicht von ihr verwendet; er war ihr gefolgt in die Hütte des armen Verunglückten

Arbeiters, der auf sein armseliges Lager gebettet wurde. Bertha achtete der Nähe des Fremden nicht; sie war nur auf ihr Rettungswerk bedacht; doch als nach langem fruchtlosen Bemühen der Mann endlich die Augen aufschlug und Bertha triumphirend seiner Frau zurief: „Er lebt, er ist gerettet!“ da blickte sie auch in die Augen des Amerikaners, die mit einem seltsamen Ausdrucke auf sie gerichtet waren; er faßte die Hand des Mädchens und zog sie an die Lippen.

Die Huldigung war eckig und wunderbarlich in der Form; man sah es wohl, daß er nur selten das ruhige, kühle Haupt auf Frauenhände herabgeneigt hatte, aber Bertha vermochte in diesem Augenblicke nicht über ihn zu lächeln, die stumme Anerkennung machte ihr einen tiefen Eindruck, denn sie war mit Männerartigkeiten nicht verwöhnt worden. Während die Damen dem zum Leben erwachten Arbeiter den stärkenden Trank an die blassen Lippen hielten, hatte Maxwell in seiner langsamen, schlichten Art eine Banknote aus der Brieftasche gezogen und sie der armen Frau in die Hand gelegt, um sich sogleich mit einem großen Schritt der Thüre zu nähern. Die Frau sah mit verwunderten Augen auf das Papier, das für ihre Begriffe ein Vermögen bedeutete, und in ein Schluchzen der Rührung ausbrechend, eilte sie dem Geber nach. Aber er wehrte ihre Worte ungeduldig ab und deutete nur auf Bertha.

„Dieser Dame sagen Sie Ihren Dank!“

„Der Amerikaner scheint ein warmes Herz zu haben, so kühl und unbeweglich auch seine Miene ist,“ bemerkte

Bertha, als die Freundinnen nach einer Weile die Hütte verließen. Doch Emilie fuhr wie aus einem Traume empor.

„Wer? O ja — ja — gewiß!“ sagte sie zerstreut, und da sie auch ferner in ihrer tiefen Versunkenheit verharrte, so dehnten sich die Nachmittagsstunden lang und einförmig. Gegen Abend hatte Bertha den Vorschlag gemacht, den Arbeiter nochmal zu besuchen und dessen Kindern ein paar Geschenke zu bringen; willenlos war ihr die bleiche Emilie gefolgt.

Als sie zurückkehrten, von den Segenswünschen der armen dankbaren Familie geleitet, drang ihnen aus dem Gasthause ein lautes Gejohle entgegen. Es war Samstag, und die Arbeiter aus der Glashütte genossen ihren Feierabend; in Stube und Küche saßen die schwarzen, düsteren Gesellen mit den müden, blutunterlaufenen Augen. Bertha sah ein, daß unter solchen Umständen nichts übrig blieb, als sich in die kalte Prunkstube zurückzuziehen; doch als sie sich eben der Treppe nähern wollten, trat aus der Küche, in welcher die wildesten und lautesten der Arbeiter versammelt zu sein schienen, ein Bursche ihnen in den Weg mit borstig in die Höhe stehendem schwarzen Haar und wildfunkelnden Augen. Er hielt ein Schnapsglas in der Hand und trat feck auf Emilie zu, während er ein Trinklied sang, das die Damen dem Wortlaute nach freilich nicht verstanden, das aber deutlich genug die Absicht verrieth, die „Stadtteut“ zu ärgern und zu verletzen.

Bertha sah sich hilfesuchend nach den Leuten um, die ihr am Morgen so rasch gehorcht hatten; aber sie erblickte

in der Küche nur fremde, jüngere Menschen, welche den ‚Spaß‘ ihres Gefährten mit rohem Lachen betrachteten. Eben wollte dieser Emiliens Hand fassen und sie zum Trinken aus seinem Glase nöthigen, als Mr. Strates aus dem dunklen Treppenraum in den Flur vortrat. Er trug den linken Arm in der Binde; die Wunde an seiner Stirn war deutlich sichtbar. Sie flammte auf in dunklem Roth, während sein Gesicht bis in die Lippen erblaßte, als er den rohen Gesellen so dicht vor Emilie stehen sah, die bleich, hilfeschend zurückwich und vergeblich vorüberzukommen versuchte.

„Wollen Sie augenblicklich den Weg frei geben?“ herrschte seine Stimme laut und befehlend und im sichersten Deutsch, während seine Rechte sich auf den Arm des Burschen legte und ihn zurückriß, daß derselbe an die Wand taumelte. Ein paar Sekunden lang standen sich die Beiden gegenüber, der Arbeiter scheu, mit tückisch glühenden Augen, der Fremde hoch aufgerichtet, drohend. Seine Stimme, seine ganze Erscheinung war respektfordernd und gebieterisch; der rohe Bursche wagte nicht, die geballte Faust zu erheben, und zuckte unter seinen Blicken zusammen. Die älteren Arbeiter waren aus der Gaststube herzugetreten; sie erkannten den Fremden, der für einen ihrer Gefährten so werththätige Hilfe geleistet hatte, und drangen mit heftigen Schmähungen auf den wilden Gesellen ein, der es wagen wollte, denselben zu beleidigen. Er ward von mehreren derben Händen gepackt und trotz des Murrens seiner jüngeren Kameraden zur Thüre hinausbefördert. Der Weg für die Damen war frei, aber Bertha

sah, wie noch immer die Blicke des fremden Mannes an Emiliens bleichen Zügen hingen, und zerbrach sich den Kopf, welch' räthselhafter Zusammenhang zwischen diesen beiden Menschen bestehen müsse, die ein Zufall in dieser Einsamkeit zusammengeführt hatte.

Ueber Emiliens Wangen flossen große langsame Thränen herab, als sie in dem eigenen Gemache angekommen waren, und sie horchte angstvoll nach jedem Lärm, der von unten heraufklang. Es wurde indeß still und stiller und Bertha schlief daher bald ein. Es mochte Mitternacht sein, als Emiliens Stimme sie weckte. Die Freundin stand vollständig angezogen an ihrem Lager. Das Mondlicht, das hell durch die Fenster fluthete — ließ ihre Züge todtenbleich erscheinen.

„Hörst Du nicht Jemand stöhnen, Bertha?“ frug sie hastig. „Stöhnen, wie unter schweren Schmerzen, wie im Fieber. Ich höre es seit Stunden, nun konnte ich nicht mehr an Ruhe denken. Ich weiß, es ist oben in dem Zimmer des — Fremden. Wir müssen ihm Hilfe schaffen — es ist unsere Pflicht.“

„Aber Emilie, ich höre gar nichts,“ erwiderte Bertha, indem sie sich den Schlaf aus den Augen rieb und ihr Kleid überwarf, „nur die Nester der Bäume ächzen im Nachtwind. Wie aber sollten wir auch um Mitternacht dem fremden Mann Hilfe verschaffen? Ich weiß nicht, wo die Mägde schlafen, und Du bist nicht so alt, mein Herz, daß man Dein Mitleid Dir nicht mißdeuten könnte. Ich bin freilich eine häßliche alte Jungfer, aber ein Rest von Mädchen-schüchternheit ist auch in mir sitzen geblieben.“

„Aber ich höre ihn seufzen, immer, immerfort, und es macht mich elend, es zerreißt mir das Herz! Ich kann's nicht länger hören! Stelle Dir vor, wenn er in Schmerzen und Fieber da oben liegt, Durst leiden muß und umsonst nach einem Trunk verlangt. Sein Arm war verletzt, vielleicht schwer — er hat sich für einen armen Menschen großer Gefahr ausgesetzt und ihm hilft Niemand.“

„Aber, Emilie, Du sprichst selbst im Fieber! Warum sollte er nicht seinen Freund rufen, wenn er sich krank fühlt?“

„Hörtest Du Mr. Maxwell denn nicht heute Morgen sagen, er habe in jeder Blockhütte, auch wenn er die geladene Pistole in der Hand halten und jeden Augenblick eines räuberischen Ueberfalles gewärtig sein mußte, geschlafen wie ein Murmelthier. Er wird auf der Holzbank da unten sehr behaglich ruhen. Ach, er kann ja nicht mit so feinem Ohre hören, wie ich.“ Damit näherte sie sich der Thüre.

„Aber ich bitte Dich, Liebste,“ warnte Bertha, „laß Dir von Deiner übergroßen Nächstenliebe keinen Streich spielen, den Du nachher bereuen mütest. Der stolze Mann dort oben sieht mir gerade so aus, als würde er über die ungerufene Samariterin spotten, so lange er sich irgend selbst zu helfen vermag.“

Als Emilie schwieg, doch in ganz ungewohnter Opposition an der Thüre stehen blieb, ergriff Bertha ihre Hand und hielt dieselbe energisch fest.

„Emilie, Du bist ein Kind trotz Deiner achtundzwanzig Jahre,“ sagte sie. „Ich habe mir's geschworen, Dich zu beschützen, und nun schütze ich Dich — gegen Dich selbst.“

Eine Röthe des Unwillens über diese Bevormundung stieg in Emiliens Gesicht und Bertha änderte sofort den Ton.

„Bitte, Mila, bleib'! Bedenke, was Du thun willst. Wer ist Dir dieser Fremde?“

Da hob Emilie das Haupt hoch und stolz, und sagte mit einem förmlichen Schrei, der aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens kam: „Er ist mein Gatte!“

Bertha's Hände sanken herab. Sie erwiderte kein Wort und ließ Emilie vorüber; diese öffnete die Thüre und schritt leise, zögernd durch den Korridor, die Treppe empor zu dem Zimmer, das der Fremde bewohnte. Hier blieb sie aufhorchend stehen. Aber sie vernahm das Stöhnen und Aechzen nicht mehr, das ihr die Ruhe geraubt. Feste, gleichmäßige Schritte nur waren vernehmbar; der Nachtwind rauschte durch die Bäume und der Brunnen plätscherte vor dem Hause. Bertha hatte Recht gehabt. Er brauchte ihre Hilfe nicht. Die eigene Phantasie hatte ihr das Bild eines Fieberkranken vorgegaukelt. Der Weheruf, den sie zu vernehmen geglaubt, war nur der Aufschrei ihres eigenen Herzens gewesen. Ach, wie sie so heimlich, mit ängstlich klopfenden Pulsen vor dem Zimmer des Mannes stand, in dessen Hand sie einst die ihre gelegt hatte vor dem Altare zu feierlichem Treuschwur, und der ihr nun ein Fremder geworden, da fühlte sie den Jammer ihres Geschickes mit solch' namenlosem Weh, daß sie alle Kraft aufbieten mußte, um nicht schluchzend an der Schwelle zusammenzubrechen.

Es war so lautlos still. Das Mondlicht fluthete auf das einsame Haus und die schneeglikernden Berge herab.

Nur die Wasser rauschten, die Erinnerung aber wachte und weckte längst Vergangenes aus dem Schlummer.

Bertha war, nachdem die Freundin sie verlassen hatte, auf den Bettrand zurückgesunken, als sei der Blitz vor ihr niedergefahren. Regungslos, wie versteinert hörte sie die leisen, verhallenden Schritte und murmelte nur ein paarmal vor sich hin: „Ihr Gatte! Ihr Gatte!“ als müsse sie sich diese unerwartete Enthüllung erst verständlich machen, allmählig das Unglaubliche zu fassen versuchen. Es war ihr ja kein Geheimniß geblieben, daß die Freundin sich in jungen Jahren verheirathet hatte, daß die Ehe keine glückliche gewesen war, und daß ihr Gatte, Baron v. Straaten, nach einem Jahre des Zusammenlebens seine junge Frau verlassen hatte. Seitdem war fast ein Jahrzehnt verflossen, und von der Ehe-Tragödie, welche Emilie so früh durchlebt, von dem Manne, dessen Namen sie trug, war so wenig die Rede gewesen, daß Bertha es niemals versucht hatte, sich ein Bild von dem verschollenen Gatten der Freundin zu machen oder die Ursache seiner jähen Entfernung zu ergründen. Wenn sie jemals seiner gedachte, so empfand sie eine gewisse dankbare Zuneigung für diesen schattenhaften Ehemann, der niemals aus seinem Dunkel auftauchte und doch Emilie an einer Wiederverheirathung hinderte, denn der hübschen Frau, die über ein beträchtliches Vermögen verfügte, hatte es nicht an Bewerbern gefehlt, die aber Alle mit der Erklärung: der Platz, den sie beehrten, sei nicht frei, verabschiedet wurden.

Für Bertha aber lag in dem Zusammenleben mit Emilie das einzige Glück, das sie je gekannt. Sie hatte

eine freudlose Jugend gehabt; die Mutter war früh gestorben, ihr Vater, ein grämlicher pensionirter Beamter, kümmerte sich in seinem verbitterten egoistischen Wesen wenig um die Bedürfnisse einer jungen Seele; er ahnte nicht, wie heiß und glühend sich das Herz seiner Tochter hinaussehnte aus dem öden, nüchternen Heim. Bertha's Wünsche galten nur selten einem stillen Gheglück; ihr Spiegel sagte ihr deutlich genug, daß sie nicht hübsch genug sei, um Liebe einzulößen, während sie selbst zu wenig Verkehr besaß, um sich von den Männern eine bessere Vorstellung machen zu können, als die, welche ihr Vater und dessen mürrische Freunde ihr nahe legten. Sie begehrte von der Zukunft ein bewegtes, thätiges Dasein, Abwechslung, geistige Anregung, und arbeitete im Stillen an der Erziehung und Fortbildung ihrer eigenen Persönlichkeit, ohne in ihrer dumpfen Umgebung den Schwung ihrer Seele zu verlieren. Sie fühlte eine schlummernde, energische Kraft in sich, und es empörte sie, daß sie im stillen, einförmigen Winkel sitzen mußte.

Sie würde nach dem Tode ihres Vaters wohl irgend einen selbstständigen Beruf gewählt haben, wenn nicht Emilie in ihr Leben getreten wäre. Diese hatte seit einigen Jahren mit ihrer Mutter im gleichen Hause wie Bertha gewohnt; die hübsche, anmuthige Blondine war dem einsamen Mädchen gerade um des Kontrastes zu der eigenen Persönlichkeit willen als ein sehr beneidenswerthes Geschöpf erschienen, und Bertha hatte von je großes Interesse für die junge Frau gefühlt. Eine Annäherung hatte jedoch nicht stattgefunden, weil Emiliens Mutter, Frau Präsidenten-

Wittwe v. Ehrenberg, jeden derartigen Versuch Bertha's durch ihre hochmüthige Miene bereits im Keime zu ersticken wußte. Nun war diese herrschsüchtige Frau aber in wenig Tagen einer eben grassirenden Krankheit erlegen, und Emilie, die bisher nicht die geringste Selbstständigkeit gekannt hatte, stand rathlos und verzweifelt ihrer plötzlichen Freiheit gegenüber. Bertha, die der Hausgenossin theilnahmsvoll mit ihrer praktischen Erfahrung und ihrer sichereren Ruhe in den ersten schweren Tagen zur Seite stand, erschien ihr wie ein rettender Engel. An einem Todtenbette hatten sich dann die beiden einsamen Wesen die Hände gereicht, um von da an in treuer Neigung an einander zu hängen. Bertha lernte zum ersten Mal die Freude kennen, für eine dankbare, gefühlvolle Seele sorgen zu dürfen, und in dieser wachsenden Liebe kam ihr braves, warmes Herz erst zur vollen Entwicklung. Emilie andererseits erweiterte in dem Umgang mit der belebten, klugen Freundin ihren Gesichtskreis und befreite sich aus den Nebelschleiern einer einseitigen, kleinstädtischen Erziehung. Drei Jahre hatten sie in voller Harmonie neben einander hingelebt, im Sommer im Gebirge, im Winter in einem behaglichen kleinen Heim.

Und dieses Glück sollte ein Ende nehmen? Dieser Mann, den ein Zufall ihnen in den Weg geführt, sollte sich zwischen sie drängen können? Nein, nimmermehr! — Und doch! Mit welchem Stolz Emilie die Worte betont hatte: „Er ist mein Gatte!“ Konnte sie wirklich noch ein Gefühl übrig haben für den Abenteurer, der sie um ihr Lebensglück betrogen, der sie zur Wittwe gemacht hatte mit achtzehn Jahren?

Mer Schlaf war von Bertha gewichen; ihr ganzes Herz hing an Emilie, und sie zitterte und bangte voll Schrecken und Weh, daß diese einzige Menschenseele, die sie in der Welt besaß, von ihr gerissen werden könnte. Emilie aber hatte kein Wort der Beruhigung und des Trostes für die Freundin. Bleich, mit starren Augen kehrte sie nach einer Weile in das Gemach zurück und gab auf Bertha's ungestüme, erregte Fragen nur die abwehrende Antwort: „Ich täuschte mich. Du hattest Recht! Gute Nacht!“ Bertha war zu stolz, um sich in ein Geheimniß zu drängen, das ihr vorenthalten wurde. Doch als nun der Morgen kam und Emilie noch immer in dem räthselhaften Schweigen verharrte und auf ihre Frage, „ob sie heute weiter fahren wollten?“ nur stumm den Kopf schüttelte, da meinte sie die Brust müßte ihr zerspringen vor Unruhe und Sorge.

„Ich sehe, Du willst allein bleiben, Emilie,“ sagte sie nicht ohne Bitterkeit. „Ich werde Dich nicht weiter stören. Draußen scheint die Sonne! Ich gehe spazieren. In einer Stunde bin ich zurück. Leb' wohl einstweilen!“

Sie athmete auf, als sie im Freien stand. Der Morgen-sonnenglanz lag über der entschleierten herrlichen Gegend. Durch Bertha's Seele zog volles Entzücken. Sie wanderte gedankenverloren die Straße entlang, als eine Männerstimme sie aufschreckte.

Emiliens Gatte stand vor ihr.

„Ich bin Ihnen gefolgt, mein Fräulein!“ sagte er, „und bitte um die Gunst, Sie begleiten zu dürfen. Ich möchte mit Ihnen sprechen.“

Bei allem Groll, den Bertha gegen diesen Mann hegte, konnte sie sich dem imponirenden Eindrücke seiner Persönlichkeit nicht entziehen. Wie er so in voller Nähe vor ihr stand, mit dem Ausdruck selbstbewußter Kraft und männlich ernster Entschlossenheit in den kühn geschnittenen Zügen, da schien es ihr unfaßlich, daß ein Weib, das einst diesem Manne angehört hatte, ihn je wieder vergessen könne. Aber je klarer sie sich wurde über den mächtigen Zauber seiner Erscheinung, desto heißer wuchs in ihrer Furcht für das Herz der Freundin ihr feindseliges Gefühl gegen ihn, und sie schritt mit finster zusammengezogenen Brauen an seiner Seite.

„Mein Fräulein!“ sagte er, „wir sind in dieser Einöde den gesellschaftlichen Förmlichkeiten so ferne gerückt, daß ich wohl auf Ihre Verzeihung rechnen darf, wenn ich eine Frage an Sie richte, die in einem Salon von einem Ihnen fremden Manne sehr indiscret klingen würde. Sind Sie mit Ihrer Reisegefährtin vertraut und befreundet, wie es so den Anschein hat, oder verbindet Sie nur eine flüchtige Bekanntschaft, ein gemeinsames Reiseziel?“

„Sie sind kein Fremder für mich, Herr Baron v. Straaten!“ erwiderte Bertha. „Meine Reisegefährtin aber ist meine einzige, beste, vertrauteste Freundin, mit der ich seit Jahren jede frohe und trübe Stunde theile.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte der Baron. Dann gingen sie eine Weile schweigend neben einander. „Da Sie mich kennen, mein Fräulein, werden auch Sie wohl über das Wunder staunen, das zwei lang getrennte und doch eng verbundene Menschen hier zusammen führte,“ fuhr er

endlich in ernstem Tone fort. „Stehen wir hier nicht vor einer jener seltsamen Fügungen, welche auch im Herzen des größten Zweiflers den Gedanken an eine höhere, weise lenkende Macht wachrufen müssen? Wäre vor zwei Tagen das Unwetter um eine Stunde später oder früher über die Berge gezogen, so hätte mein Weg sich wohl mit dem Ihren gekreuzt, ohne daß nur ein flüchtiger Blick mir verrathen, wer an mir vorüber fuhr, und der Lloyd-Dampfer würde mich in wenigen Tagen wohl auf immer dem Boden der alten Welt entrückt haben. Es ist hier nicht der Ort, Ihnen klarzulegen, warum ich vor zehn Jahren die Heimath, meine Stellung, ein geliebtes junges Weib verlassen habe. Nur so viel muß ich zu meiner Rechtfertigung sagen, damit Sie die Vertrauensrolle, die ich Ihnen auferlege, nicht zurückweisen, daß ich nicht aus Abenteuerlust oder Leichtsinne, nicht mit einem schlechten Gewissen über den Ocean zog. Ich hätte mich meines Namens niemals zu schämen gebraucht; ich habe denselben nur verändert, um ihn für die Amerikaner mundgerechter zu machen. Ich taugte nicht zum Offizier in Friedenszeiten, nicht zu der Stellung, die derselbe damals, vor den sechsundsechziger und siebenziger Kriegen, in meinem kleinen Heimathlande einnahm. Und dann —. Haben Sie die Mutter meiner Frau gekannt? Nein! Nun, man sagte mir, sie sei vor etlichen Jahren gestorben. Der Todten sei verziehen, was sie an mir und Emilien verschuldet hat! Daß ich fortging, um eine freiere Luft zu athmen, war eine eiserne Nothwendigkeit. Doch wenn Sie mich fragen, warum ich meine Frau zurückließ, so werde ich Ihnen mit einem Seufzer antworten: Emilie

war ein verwöhntes, verzärteltes Kind. Es wäre grausam gewesen, sie aus der Heimath mit fortzureißen in eine dunkle, fragliche Zukunft. Aber ich habe im Anfange nur dem einen Ziel zugestrebt, meiner Frau ein behagliches Heim schaffen zu können. Meine Briefe aber, meine zärtlichsten Bethenerungen und zuversichtlichen Hoffnungen auf die Wiedervereinigung blieben unerwiedert. Freunde, bei welchen ich mich nach meiner Frau erkundigte, theilten mir mit, sie habe jede Erinnerung an mich, lebe vergnügt mit der Mutter zusammen, und mein Name sei verpönt wie der eines Verbrechers.

Als so jede Stimme aus der Heimath schwieg, verhärtete auch mein Herz im hastigen amerikaniſchen Arbeitsleben; in mir wuchs der Hang zur Einsamkeit. Ich vergaß meine Frau nicht; aber auf der Erinnerung lag so viel Bitterkeit, daß ich mich mit troziger Scheu von diesem Kapitel aus dem Buche meines Lebens abzuwenden suchte. Ich brachte es freilich nicht auf die Dauer fertig; je älter ich wurde, desto unaufhaltsamer zogen meine Gedanken zu jenen Jugendtagen zurück, desto rückhaltloser sehnte ich mich nach der Heimath. Ich hatte in Amerika Ansehen, Stellung, ein Vermögen erworben und fühlte mich doch unbefriedigt, heimathlos. So reiste ich nach Europa. Aber ich machte die traurige Erfahrung, daß ich hier längst begraben sei. Alte Kameraden starrten mich an wie einen Fremden. Die besten Freunde hatten mich vergessen. In dem Hause, in welchem ich mit Emilie zusammen gewohnt hatte, blickten mich fremde Gesichter an; Niemand wußte mir über meine Frau und deren Aufenthalt Bescheid zu

sagen. Dank den trefflichen Einrichtungen der deutschen Polizei wäre mir diese Ermittlung ja nicht unmöglich gewesen; aber mir fehlte der Muth zu einer Nachforschung. Ein alter Familienbekannter versicherte mir, Emilie halte mich für todt, und mein Wiederauftauchen würde ihr einen großen Schrecken bereiten.

Den Augenblick wollte ich nicht erleben, da ihre einst so heiß geliebten Augen mich anblicken würden wie ein Gespenst der Vergangenheit! Lieber wollte ich sie nie wiedersehen, nie die Idylle ihres Lebens flören! Ich fühlte mich verbittert und redete mir ein, mein Herz sei zu alt und hart geworden, um noch Glück und Liebe begehren und gewähren zu können. Zum zweiten Male wollte ich über den Ocean fortziehen — für immer; enttäuschter als in den Jugendtagen, ein einsamer, von der Heimath ausgestoßener Mann.

Sie wissen, mein Fräulein, wie dieser Entschluß in der ersten Stunde vereitelt wurde! Aber eines muß ich Ihnen noch sagen, daß mit einem Schlage alle meine warmen deutschen Gefühle wieder erwacht sind, daß mein Herz nicht todt und hart ist, wie ich geglaubt; daß ich voll Mitleid an meine lange, lange Herzensöde denke! Mir war es, als ich Emilie so plötzlich wieder sah, als seien wir nicht vor Jahren, nur vor wenigen Tagen geschieden. Spurlos ist die Zeit an dem süßen, blonden Haupte vorüber gegangen. Wie einst die Achtzehnjährige, von der ich mit blutender Seele Abschied nahm, umfließt sie ein duftiger, mädchenhafter Liebreiz, der nur ihr eigen ist. Und doch: ihr Wesen ist ein anderes geworden. Wäre sie sonst hier

in dieser Wildniß, trüge sie sonst Verlangen, auf einsamen Wegen der wilden Bergnatur in's Auge zu sehen? Nur ein starkes Herz erträgt die heiligen Schauer des Hochgebirges, nur gereifte Menschen zieht's nach der Einsamkeit. Meine Seele frohlockte: Emiliens Geist hat sich aus den Banden befreit, mit welchen die kleinstädtische Umgebung, die mütterliche Knechtschaft ihn bedrückt! Sie ist ein denkendes, freies Weib geworden! Aber zugleich kam mit dieser Erkenntniß, mit der heißen Sehnsucht, in dieser erwachten Seele den Platz wieder einzunehmen, den ich verloren, die Angst und Sorge, ob nicht ein Anderer das Bild des Gatten ihr verdrängt, ob nicht jede Erinnerung an mich ihr vergällt und verbittert worden. Ich erkannte mit tiefem Weh, daß ich kein Recht an meine Gattin mehr besitze! Aber ich will, ich kann es nicht von ihren Lippen hören, daß sie mich haßt, verabscheut! Darum will ich Sie, die Vertraute Emiliens, Sie, in deren Zügen ich das Gepräge der Wahrheit und Geradheit lese, um Antwort bitten auf eine Schicksalsfrage: Glauben Sie, daß ich das Herz meiner Frau zurückgewinnen könnte? Glauben Sie, daß wir nach all' den Jahren noch das Glück finden könnten, das uns in der Jugend vergällt wurde? Daß die Liebe die Kluft zwischen unseren Naturen zu überbrücken vermöchte? Antworten Sie mit rückhaltloser Ehrlichkeit! Ich werde es nicht leicht tragen, wenn Sie mir erwidern: „Gehen Sie und kreuzen Sie nie wieder die Wege Ihrer Frau!“ Aber Sie werden bedenken, daß das Schicksal zweier Menschen in Ihren Händen liegt und werden es dennoch sagen, wenn es der beste Rath ist, den Sie mir geben können.“

Bertha hatte seinen Worten mit größter Erregung gelauscht und seine Handlungsweise scharf verurtheilt. Hätte er ihr sein volles Herz gezeigt und die Motive seiner Flucht aus der Heimath klargelegt, so wäre sie gewiß gerecht und klug genug gewesen, seinen Charakter und die durch denselben bedingte That zu verstehen. So aber schien ihr sein halbes Vertrauen nur die Bemäntelung seiner Schuld, seine flüchtige Erklärung die leichtsinnige Beschönigung eines schweren Unrechtes.

„Ein echter Mann, das heißt ein echter Egoist!“ lautete ihre schonungslose Kritik. „Er war zu ruhelos für ein stilles Glück; darum suchte er in der Ferne ein wilderes, bewegteres Leben. Nun, da er übersättigt, müde, die Jugend von sich fliehen sieht, kehrt er heim, und die verlassene Frau, die er zufällig hübsch und blühend wiederfindet, scheint ihm gerade gut genug, dem treulosen Odysseus eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen. Die Liebe in ihrem Herzen, deren er zehn Jahre lang nicht bedurfte, mag nun wieder hell aus ihrem Schlummer erwachen und seinem frierenden Gemüthe eine traute Wärme verschaffen!“

Es war kein versteckter Neid, wenn Bertha sich so schroff gegen diese neu erwachte Liebe für Emilie verhielt; sie hätte der Freundin alles Glück der Welt gegönnt, aber sie glaubte nicht an solches Glück. Ältere Mädchen kommen leicht zu der Ueberzeugung, daß die Ehe eine lange Leidensfelte für die Frauen sei. Bertha hatte durch das Schicksal verschiedener Altersgenossinnen erfahren, wie viel Unheil die Liebe zu schaffen vermag, und sich in den letzten Jahren darüber zu freuen gelernt, daß sie von den Tücken

dieses Dämons stets verschont geblieben. Sie hielt Emilie für glücklich und befriedigt, weil sie es selbst war, und sah in deren Gatten nur den Feind ihrer Ruhe und ihres Friedens. Sie hatte sich stets einer Art mütterlicher Autorität über die weiche, nachgiebige Freundin erfreut und fühlte sich in diesem wichtigen Augenblicke berechtigt, Emilie von einem dummen Streich zurückzuhalten, wie ihr jede Nachgiebigkeit gegen den Baron erschien. Als er zu Ende gesprochen, hatte sie den festen Entschluß gefaßt, ihm keinesfalls einzugestehen, daß es ihr selbst ein Räthsel sei, ob Emiliens Herz in Haß oder in Liebe für ihn schlage, sondern jede Annäherung zwischen den Beiden zu verhindern, um der Freundin einen schweren Konflikt zu ersparen, sei es auch auf Kosten einer Lüge.

„Sie haben gesehen, Herr Baron,“ sagte sie, „welch' jäher Schrecken Ihre Frau bei dem unerwarteten Wiedersehen erfaßte. Sie war unfähig, Ihren Anblick zu ertragen. Nur mit einem Schauder nannte sie Ihren Namen. Soll ich hinzufügen, daß Emilie wunschlos heiter war, seit ich sie kenne, und daß ich sie gestern zum ersten Male weinen sah! Wollen Sie die schöne Ruhe ihrer Seele stören und Sie in einen Streit der Pflicht und Neigung stürzen, der ihr das Herz brechen kann?“

Er war sehr bleich geworden bei ihren Worten.

„So liebt Emilie einen Andern?“ frug er tonlos.

„Nein! Aber sie liebt ihre Freiheit! Glauben Sie mir, Herr Baron, es gibt in einem Frauenherzen Wunden, die nie vernarben, eine Kränkung, welche niemals verziehen wird!“

Er zuckte zusammen. „So ist es denn wahr, daß Emilie mich nicht bloß für todt hielt, daß sie meinen Tod wünschte, weil sie mich haßt?“

Er sah mit heißen Augen auf die Lippen, die sein Urtheil sprechen sollten. Aber diese Lippen waren nicht geübt in der Lüge. Sie öffneten sich wohl; aber kein Ton kam hervor; nur der dunkle Kopf nickte entschlossen ein „Ja!“

Er hatte sie verstanden. Eine Weile hörte Bertha die lauten Athemzüge einer heftig pochenden Brust; dann wendete er ihr sein bleiches, ernstes Gesicht wieder zu und sagte in tiefer Bewegung: „Mein Fräulein, wir werden uns wohl nicht mehr begegnen im Leben; aber Ihr Bild wird sich unauslöschlich an diese schwere Stunde knüpfen, in der mein letzter Glaube an das Glück, mein wiedererwachtes Herz den Todesstoß empfing. Leben Sie wohl und nehmen Sie meinen Dank für das bittere Wort, das Sie mir sagen mußten, meinen Dank auch für die Liebe, die Sie Emilie erweisen werden! Sagen Sie ihr einmal, wenn der Ocean für immer zwischen uns liegt, daß ich ein Todter für sie sein wolle und daß die Todten auf Verzeihung rechnen dürfen!“

Bertha sah ihm starren Auges nach, als er mit tiefgebeugtem Haupte die Straße dahinschritt; sie konnte von dem erhöhten Platze, an dem sie stand, seinen Weg verfolgen; sie sah ihn in's Haus treten, sah, wie gleich darauf der Kutscher den Wagen aus dem Schuppen holte und einspannte, während die hohe Gestalt des Barons unbeweglich an der Thüre lehnte. Dann hörte sie den Einspanner mit ihm fortrollen über die im Sonnenschein

flimmernde Bergstraße und sah ihn verschwinden in dem durchleuchteten Hochwald. Er war fort!

Sie fühlte den Druck einer schweren Verantwortung auf dem Gewissen. Aber sie bereute es nicht, daß sie ein fremdes Geschick nach eigenem Ermessen entschieden hatte. Sie glaubte zu Emiliens Bestem gehandelt zu haben und sie gelobte sich's mit feierlichem Schwur, fürderhin alle Kraft ihres Wesens daran zu setzen, Emilie froh und glücklich zu machen; ihr an Stelle der Liebe, deren sie sie heute beraubt, eine sichere, niemals schwankende Neigung an den Tag zu legen, sie niemals zu verlassen, für sie zu sorgen, sie zu pflegen, in jeder Stunde der Krankheit und des Leids ihr nahe zu bleiben. Das einsame Mädchen, das den Zauber der Liebe nie gekannt, glaubte voll Zuversicht an die Macht der Freundschaft; mit festen Schritten, ohne Zweifel und Unruhe kehrte sie in das Haus zurück; sie fürchtete sich nicht, der Freundin in die Augen zu sehen, sie war sich keiner selbstsüchtigen Regung bewußt.

Als sie das gemeinsame Zimmer erreicht hatte, fand sie dasselbe versperrt. Auf ihr Klopfen kam keine Antwort; die Magd, die eben im Gange beschäftigt war, sagte, die gnädige Frau bäte allein bleiben zu dürfen, da sie zu schlafen versuchen wolle!

Bertha ging mit einem „Es ist gut!“ die Treppe herab, aber sie schüttelte ungläubig den Kopf. Schließ Emilie in dem Augenblicke, da ihr Gatte von ihr ging. Es war undenkbar! So gleichgiltig konnte der Mann ihr nicht sein, dessen Namen sie trug! Oder warum verschloß sie sich so scheu vor den Augen der Freundin?

Sie war so in Gedanken verloren, daß sie Maxwell, der eifrig auf sie zutrat, erst bemerkte, als er dicht vor ihr stand.

„O, wie glücklich bin ich, Ihnen zu begegnen,“ sagte er, „Sie werden mich zum zweiten Male vor dem Verhungern retten, mein Fräulein. Ich habe eine lange Morgenwanderung gemacht; als ich eben zurückkehre, tritt mein Freund mir blaß und wie versteinert entgegen. ‚Ich reise jetzt, in einer Minute,‘ sagt er. ‚Kommen Sie mit?‘ Und als ich verneine, reicht er mir eine kalte Hand und stürzt mit einem: ‚Wir werden uns in New-York wiedersehen!‘ an mir vorüber in den Wagen, ehe ich mich noch recht besinnen konnte. Ich war nun im ersten Augenblicke sehr betrübt über die Trennung; aber nichtsdestoweniger fiel mir nach einer Weile ein, daß ich heute noch nichts gegessen habe und sehr hungrig sei; doch wie ich mich auch bemühte, die Frau Wirthin will mich nicht verstehen! Heißt denn ‚chicken‘ auf deutsch nicht Huhn? Ich lernte es so; doch hier meinten sie, wie es scheint, ich wollte einen Hund kaufen und brachten mir einen schmutzigen weißen Pudel!“

Bertha mußte herzlich lachen, trotz ihrer ernstesten Gedanken.

„Hier versteht man nur ‚Händl‘, aber bitte, bemühen Sie sich gar nicht, das Wort zu lernen, mein Herr,“ erwiderte sie in ihrem fließenden Englisch. „Ich will gerne der Wirthin Ihre Befehle übermitteln. Ich habe gar nichts zu thun; meine Freundin ruht ein wenig, da sie schlecht geschlafen hat, und ich weiß gar nicht, wann sie aufzubrechen wünscht.“

„Sie sind sehr gut mein Fräulein! Ich danke Ihnen herzlichst!“ sagte der Amerikaner, als Bertha ihm einstweilen Brod und Wein verschafft hatte und an seiner Seite auf der Bank vor dem Hause Platz nahm. „Ich freue mich in der That über das Glück, mit Ihnen allein sprechen zu können; denn ich möchte Sie um eine ehrliche Antwort auf eine Frage bitten, die ich in Gegenwart der schönen jungen Dame, Ihrer Begleiterin, wohl nicht den Muth fände, an Sie zu richten. Wollen Sie mir diese Antwort versprechen?“

Er blickte mit seinen kleinen braunen Augen viel ernster zu ihr auf, als sie ihn je gesehen. War auch er von einer jähen Liebe für Emilie erfaßt worden, wollte auch er sie um Bescheid fragen über Emiliens Herz? Bertha dachte es mit einem finsternen Runzeln der dichten, schwarzen Brauen, während sie ein eben nicht freundliches „Ja“ zur Antwort gab.

„Ich habe Ihnen bereits erzählt, mein Fräulein,“ fuhr Maxwell fort, „daß ich ein Wanderer auf dieser schönen Erde bin. Ich bin unabhängig, habe keinen Beruf und kann thun, was mir gefällt. Ich liebe zu reisen und folge dieser Laune. Nur Gines hat mir mein Leben stets getrübt, mit dem ich ohne diesen Mangel sehr zufrieden sein könnte: ich finde wohl Bekannte, flüchtige Weggenossen, aber keinen Freund. Sie sehen ja, wie es mir mit Mr. Strates erging! Ich hatte mich voll Herzlichkeit an ihn angeschlossen, ich wäre ihm zu Liebe jetzt schon nach Amerika zurückgekehrt, obwohl ich zu einem längeren Aufenthalt in Deutschland über den Ocean gekommen war;

gestern aber versicherte er mir, er wolle hier bleiben; ich war auch damit einverstanden, und heute fährt er weg, ohne mich vorher zu benachrichtigen, ohne meine Gesellschaft nur zu wünschen. Wie mit ihm, ist mir's mit manch' anderem Reisebegleiter gegangen; und doch möchte ich so gerne einen Freund an der Seite haben, der mein Vergnügen theilt, mit dem ich meine Eindrücke besprechen, mit dem ich in allen Lagen, wenn ich mich einmal an einem schönen Fleck der Erde zur Ruhe setze, meine Erinnerungen austauschen könnte.

Ich bin nun zu der Ueberzeugung gekommen, daß solch' ein guter Freund nur eine Frau sein könnte, ein Wesen, das ganz zu mir gehört, dessen Interessen die meinen sind. Aber es gibt nur wenige Frauen, die zu einem Wanderleben, wie ich es zu bieten hätte, nicht bloß Lust, auch Kraft, Muth, Ausdauer und genug schlichten Sinn besitzen. Ich bin stets nur zimpferlichen Püppchen begegnet, die jeden rauhen Lusthauch scheuen, die mit zehn Stück Handgepäck in den Wagen steigen und vor jedem Ungewohnten, Neuen ängstlich zurückschrecken. Nur ein Mädchen ist mir bis jetzt in den Weg getreten, das aus festerem Stoff gefügt war, und das Kraft in der Seele und im Körper zu besitzen schien. Aber ich weiß sehr wohl, daß ich nicht der Mann bin, um Gefallen zu erwecken; auch besitze ich keinen Sinn für zärtliches Werben, für Liebesgetändel; das paßte weder zu meiner Art, noch zu meinem Gesichte. Ich könnte einem Weibe nur sagen: Sie werden es nie zu bereuen haben, wenn Sie mir vertrauen. Ich bin nicht höflich in Worten, aber treu und anhänglich bis

in den Tod. Es ist die schönste Zierde meiner Landsleute, daß sie den höchsten Respekt vor der Frau besitzen, und in diesem Punkte bin ich Amerikaner mit ganzer Seele. Ich würde für meine Frau vielleicht kein galanter Cavalier sein, aber ich würde sie beschützen mit starker Hand, als guter, tapferer Kamerad, so wie's in dem schönen deutschen Liede heißt: Er ging an meiner Seite, in gleichem Schritt und Tritt!"

Er machte eine kleine Pause, dann rief er plötzlich: „Wollen Sie der gute Kamerad sein, Fräulein? Und den rothhaarigen, wunderlichen Kauz auf seinem Wanderleben begleiten?"

„Ich!“ Wie ein Schrei entfuhr's Bertha's Lippen. Der Gedanke, daß ein Mann sie begehren könnte, jetzt, da sie die Jugend hinter sich hatte, war ihr so neu, so seltsam, daß sie alle Fassung verlor. „Ich bin dreißig Jahre alt, mein Herr,“ stammelte sie ganz verlegen, „bin ein altes Mädchen!“

„Alt?“ Er sah höchst erstaunt zu ihr auf. „O, Sie scherzen, mein Fräulein. Wer frisch und stark ist, wie Sie, der ist auch jung. Oder wollen Sie damit sagen, daß Sie über das Alter hinaus seien, in welchem die Mädchen zum Tanzen gehen? Tanzen paßt gar nicht für meinen guten Kameraden, denn auch ich tanze niemals! Im Uebrigen bin ich um zwölf Jahre älter als Sie. So stimmen denn auch unsere Jahre recht gut zusammen. O sagen Sie mir, daß Sie keine Abneigung gegen meinen Vorschlag empfinden, sagen Sie mir, ob Sie gerne ein Wanderleben führen wollen?“

„Es ist der Wunsch meines Lebens, zu reisen!“ rief Bertha unwillkürlich aus. Ihre alten Träume von einem bewegten, reichen Dasein traten ihr in den Sinn; sie dachte, wie sie oft, so lange der Vater noch lebte, sich hinaus gesehnt hatte in die weite, große Welt, als müsse das Herz ihr zerspringen vor fieberhaftem Verlangen. Und nun wurde ihr eine Zukunft geboten, wie sie sie in ihren kühnsten Träumen nicht zu wünschen gewagt hätte! Eines braven Mannes Schutz und Neigung ohne die Nüchternheit einer engen Häuslichkeit, ein freies, unabhängiges Dasein, Abwechslung, der Anblick des Südens, des Meeres, all' der Dinge, nach denen sie sich gesehnt hatte, seit sie zu denken angefangen. Ihr wurde dies geboten! Ihr, die sich stets in stiller Resignation von jeder Möglichkeit des Glückes ausgeschlossen geglaubt hatte. Ein Schwindel erfaßte sie vor dieser Entscheidung, der sie sich so plötzlich gegenüber gestellt sah.

Das Gesicht des Amerikaners war ihr fragend, erwartungsvoll zugewendet. In der That, er war kein hübscher Mann; zu eckig und steif in den Bewegungen, zu schlicht und trocken in der Ausdrucksweise, zu wunderbar in seiner ganzen Erscheinung, um einer Frau Leidenschaft erwecken zu können. Aber in seinen Augen lag so viel Gutmüthigkeit, in seinem Wesen so viel ehrliche Bescheidenheit, daß er unbedingtes Vertrauen einflößen mußte. Bertha war, trotz der kurzen Bekanntschaft, fest davon überzeugt, daß er nicht zu viel von sich gesagt, daß diese Hand, die sich ihr mit freundlicher Bitte entgegenstreckte, eine feste Stütze, ein zuversichtlicher Halt sein würde; ja mehr als

dies, sie fühlte, daß sie diesem Manne aufrichtig gut sein könne, daß viel Verwandtes zwischen ihren beiden Naturen lag. Aber jählings schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sie seine Hand nimmermehr annehmen dürfe, daß sie seit heute, seit einer Stunde die eigene Freiheit verwirkt habe und ihr Leben nicht mehr ihr selbst angehörte, sondern der Freundin, da sie sich zur Schiedsrichterin über deren Schicksal gemacht hatte.

Eine heiße Röthe stieg ihr in die Wangen. Verwirrt und stumm sah sie vor sich nieder.

„Warum zögerst Du nun, ein ‚Nein‘ zu erwiedern?“ rief ihr Gewissen ihr vorwurfsvoll zu, „da Du so rasch entschlossen gewesen bist, für die Freundin zu entscheiden und Emiliens Eheleben auf immer entzwei zu reißen? Hier darf und kann es keinen Zweifel mehr geben! Du mußt der Freundschaft getreu bleiben, welcher Du Emilie zu erhalten gesucht hast!“

Ihre Stimme klang nicht so ruhig und fest als gewöhnlich, da sie nun erwiederte: „Ihre Frage hat mich so überrascht, Mr. Maxwell, daß ich nicht allsogleich die ehrliche, klare Antwort finden kann, die ich Ihnen versprochen habe. Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß es viel Verlockendes für mich hätte, fremde Städte und Länder kennen zu lernen, daß alles Neue und Ungewohnte für mich den größten Reiz und Zauber besitzt. Auch würde ich mich voll Zuversicht Ihrer Begleitung anvertrauen und zweifle nicht, daß wir uns recht wohl verstehen lernen würden. Aber ich bin nicht frei, Ihnen zu folgen. Das wäre kein guter Kamerad, nicht wahr, der nur durch einen

Treubruch sich Ihnen verbinden und nur durch das Zerreißen eines früher geknüpften festen Bandes an Ihre Seite gelangen könnte."

Maxwell's Gesicht verdüsterte sich.

"O," sagte er bestürzt, "so sind Sie verlobt, am Ende gar schon verheirathet?"

"Nein, kein Mann hat ein Recht an mich, und ich habe mich stets für alle Zukunft als alleinstehendes Mädchen betrachtet. Aber ich habe mir's gelobt, meine Freundin nicht zu verlassen. Ihr gehört mein Leben, und es wäre pflicht- und treulos von mir, wollte ich mich von ihr trennen."

"Wenn es Ihnen nun aber mit der Freundin ergehen würde, wie es mir mit manchem Freund erging, wenn die schöne junge Dame eines Tages einem Mann in sein Heim folgte und in neuen Pflichten Sie vergessen lernte?"

"Das wird nie geschehen — das kann nie geschehen!" unterbrach ihn Bertha, während eine heiße Blutwelle ihr wieder nach dem Kopfe drang. "Ich kann Ihnen nicht erklären, Mr. Maxwell, wie ich in das seltsame Schicksal meiner Freundin verknüpft bin, warum ich bei ihr bleiben muß. Aber gewiß, dieser Entschluß ist unerschütterlich. Darum nehmen Sie meinen Dank für die freundliche Zuneigung, die Sie mir an den Tag gelegt haben, für Ihr Vertrauen und Ihre Güte zu mir. Ich möchte nicht, daß Sie in Groll von mir gehen; ich möchte, daß Sie mir ein guter Freund sind und bleiben, wenn auch unsere Wege sich trennen müssen."

Sie hatte die letzten Worte nicht ohne Bewegung ge-

prochen und ihm nun die Hand entgegen gereicht. Er drückte sie herzlich.

„Es ist sehr traurig für mich, daß das sein muß!“ sagte er betrübt. „Ich werde meine Einsamkeit nun doppelt und dreifach fühlen, seit ich einem so verständnißvollen, sympathischen Mädchen begegnet bin, wie Sie mir vom ersten Blicke an erschienen sind. Aber ich verstehe und schätze Ihren Beweggrund und möchte Sie niemals überreden, eine Pflicht und ein Wort zu brechen. Gewiß, mein Fräulein, ich bleibe Ihnen für alle Zeit ein guter Freund!“

Bertha hatte sich erhoben; sie mußte nach den seltsamen Erlebnissen der letzten Stunden wieder Ruhe und Sammlung gewinnen.

Maywell's Züge drückten tiefe Betrübniß aus, als er ihr nun zum letzten Male die Hand schüttelte; das that ihr weh. Ein Druck lag ihr auf dem Herzen, den sie nie empfunden hatte. Langsam stieg sie die Treppe empor und ging nachdenklich im Flur auf und ab. Sie verstand sich selbst nicht mehr. Es war ihr, als sähe sie plötzlich mit anderen Augen. Auch der Amerikaner, an den sie am Morgen noch so gleichgiltig gedacht, erschien ihr in einem neuen Lichte, seit er ihr seine Neigung an den Tag gelegt. Wie freundlich ihr nun sein Bild vor der Seele schwebte, wie liebenswürdig sie ihn fand! Sie lächelte über sich selbst; sie schalt sich eine alte Thörin, die von einer wunderlichen Frage völlig aus dem Geleise gerissen worden, und konnte doch das neue, schmerzliche süße Gefühl nicht unterdrücken, daß einmal ein Mann

nach ihr, dem alten, einsamen Mädchen, Verlangen getragen habe.

„Ach!“ seufzte sie plötzlich auf; es war doch schade, daß dieses Erlebnis nur eine so kurze Episode bleiben mußte, daß sie diesem lieben Menschen, der sich ihr so vertrauensvoll zugeneigt, nicht mit all' der Wärme, die wie ein schlummernder Quell aus ihrem Herzen hervorbrach, seine Güte belohnen, daß sie dem „guten Kameraden“ nicht folgen durfte in die weite Welt! Warum war sie ihm nicht früher begegnet, warum gerade heute?

Sie stand still, erschrocken vor ihren eigenen Gedanken. Sie würde also anders gehandelt haben, wenn diese unerwartete Aussicht für die Zukunft sich ihr früher eröffnet, wenn Maxwell eine Stunde vor dem Baron mit ihr gesprochen hätte! In welchen Abgrund blickte sie! Nicht Sorge für Emiliens Wohl, nein, der Wunsch, sich selbst die Freundin zu erhalten, hatte also ihre Worte diktiert? Aus Egoismus hatte sie eine Lüge gesprochen! Eine schwere Angst schnürte ihr das Herz zusammen. Nicht das Opfer, das sie selbst zu bringen hatte, erschreckte sie; nein, die Zweifel, die ihr plötzlich aufstiegen, ob Emilie ihr dieses Opfer auch danken würde, ob sie selbst im Stande wäre, der jungen Frau mit ihrer treuesten Neigung lebenslangen Trost und wirkliche Befriedigung zu verschaffen?

Zum ersten Male ahnte sie jenen geheimnißvollen Zug vom Weib zum Manne, jene Liebe, die sie bisher nur einen Irrwahn genannt hatte, zum ersten Male frug sie sich, ob Freundschaft Liebe wirklich zu ersetzen vermöchte?

Ein Gefühl kam über sie, das ihre klare Seele nie gekannt hatte: Reue. Sie zögerte, Emilien gegenüberzustehen; nun fürchtete sie sich vor den Augen der Freundin, als habe sie ihr ein Unrecht abzubitten.

Erst der Kutscher, der ungeduldig nachfragte, ob die Damen nun endlich fortzufahren gedächten, veranlaßte sie, an Emiliens Thüre zu klopfen. Der Riegel ward zurückgeschoben; die junge Frau stand ihr bleich, wie schmerzestarrt gegenüber.

„Ist es Dir recht, wenn wir nun unsere Reise fortsetzen, Liebe?“ fragte Bertha und blickte angstvoll in das traurige Antlitz.

Emilie nickte. „Wie Du willst!“ sagte sie gelassen mit dem Tone eines Menschen, der zu gleichgiltig geworden ist, um selbst zu wünschen und zu bestimmen.

Mit schwerem Herzen brachte Bertha dem Kutscher den Befehl, sich in einer Stunde bereit zu halten, und ordnete die Rechnung. Als sie in das Gemach zurückkehrte, lag Emilie auf dem Sopha, das Gesicht auf das harte Polster gedrückt. Sie lag so regungslos, daß Bertha sich nur auf den Zehenspitzen zu nähern wagte, aus Besorgniß, die Schlummernde zu wecken; doch wie sie nun dicht vor ihr stand, sah sie mit bangem Schrecken, daß ein krampfhaftes Schluchzen durch die Gestalt der Freundin zuckte, und hörte ein unterdrücktes, leises Weinen.

„Was ist Dir, liebe Emilie, o sprich Dich aus, nur nicht dieses entsetzliche Schweigen zwischen uns! Sag' mir, was Dir fehlt!“

Sie nahm die blassen, kalten Hände lieblosend in die

ihren, sie redete ihr zu mit wachsender Herzensangst; aber die gütigen Worte weckten nur heißere Thränen; Emiliens letzte Kraft schwand in der zärtlichen Berührung, sie drückte in leidenschaftlichem Aufschluchzen das blonde Haupt an die Schulter der Freundin, und ein in Schmerz vergehendes Weib lag in Bertha's Armen. Ihr graute in banger Ahnung vor den Worten, die diesen fassungslosen Jammer erklären sollten; aber sie suchte sich selbst Muth einzureden, während sie die Weinende wie ein Kind zu beruhigen versuchte.

„Deine Nerven sind erregt, Emilie. Es wird besser werden nach dieser Thränenfluth. Du wirst wieder Ruhe finden, armer Schatz. Ich bitte Dich, schlage die Augen auf! Schau all' die Schönheit der sonnenbestrahlten Berge, athme die köstliche Luft, die zum Fenster hereinströmt, und lerne vergessen!“

„O Bertha, als ob man vergessen könnte, daß man unsagbar elend ist!“

„Aber, liebste Freundin,“ stammelte Bertha in dumpfem Schrecken, „was ist denn heute anders, als es vor wenigen Tagen, als es immer gewesen? Und doch schienst Du Dein Loos, das Du heute so bejammernswürdig findest, mit großer Fassung zu ertragen.“

Emilie schüttelte den Kopf. „Wenn unsere Seele krank ist an einem unheilbaren, tiefen Weh, müssen wir da nicht lernen, mit der wunden Seele weiter zu leben, ohne vor aller Welt unser Innerstes preiszugeben? Große Schmerzen scheuen die fremden Augen. Aber plötzlich fällt ein Funke in das verschlossene Herz, und die mühsam errungene

Selbstbeherrschung geht unter in einem jähen Sturm. Ich habe den letzten Halt im Leben verloren, und weiß nicht, wie ich es weitertragen soll!"

Mit neuem Aufschluchzen klammerte sie sich an den Hals der Freundin, die rathlos mit düsteren Augen auf die zitternde Gestalt blickte.

„Also auch ich rechne für Dich zu aller Welt, Emilie, und mein Auge ist Dir fremd wie alle Andern?“ murmelte sie endlich in bitterem Tone. „Das wußte ich nicht — das konnte ich nicht wissen.“

„Sprich nicht so,“ erwiderte Emilie sich aufrichtend und die heißen Augen trocknend. „Du weißt, daß Du Alles für mich bist und warst, was ich an Trost, an Hilfe, an Glück besitze. Was wäre ohne Dich aus mir geworden in diesen langen, einsamen Jahren! Gewiß, Bertha, es war nicht Mangel an Vertrauen, wenn ich Dir nie ein Wort über mein früheres Leben gesagt habe. Ich konnte vor Dir nicht sprechen, weil ich mich schämte! Ich glaube, Du hast auch in der frühesten Jugend stets gewußt, was Du willst, hast immer das Rechte gewollt und Deiner Ueberzeugung auch Geltung verschafft! Ich dagegen! O, Du wirst's nicht begreifen können, wie man so thöricht, so schwach und verblendet sein kann, wie ich es war! Scheu vor Deinem stummen Vorwurf hielt mich zurück, mit Dir über meinen Gatten, über meine kurze Ehe zu sprechen! Doch jetzt — jetzt kann ich die Erinnerung nicht mehr allein tragen! Nun muß ich Dir beichten, mich anklagen. Sonst wird das wilde Weh mir das Herz zerdrücken!

Du weißt ja, Liebste, wie ich mit meiner Mutter stand; der Vater war früh gestorben, sie war meine einzige Liebe, meine einzige Autorität. In unserer kleinen Heimathstadt genoß die Mutter ein gewisses Ansehen durch ihr Vermögen und ihren Titel, und sie war stolz auf die Stellung, die man ihr einräumte. Als ich kaum sechzehn Jahre alt geworden war, brachten wir nun ein paar Frühlingsmonate in Gms zu. Hier in dem eleganten, großstädtischen Badeorte fühlten wir uns nicht sehr behaglich; Niemand bot uns hier die Ehrenplätze an, wir wurden nicht früher bedient, als andere Leute, und spielten gar keine Rolle. Die Mutter langweilte sich und war froh, wenn irgend Jemand das Wort an uns richtete. Sie fühlte sich demnach geschmeichelt und erfreut, als sich eines Tages der Lieutenant v. Straaten ihrem Töchterlein näherte und dasselbe zum Neid der übrigen Damen auf das Lebhafteste auszeichnete. Der junge Baron war ein schmucker Tänzer, ein flotter Cavalier, und seine Aufmerksamkeit umgab uns mit dem Nimbus, welcher uns bisher gefehlt hatte. Ich freute mich, daß er mir die Cour machte, und verlebte die Tage in übermüthigster Laune.

Ich war ein so gedankenloses, oberflächliches Ding! Als Mama mir eines Tages mittheilte, der Baron habe um meine Hand gebeten, da dachte ich an ein weißes Crepehütchen, an Verlobungsanzeigen in goldenen Lettern, an die Gratulationskarten meiner überraschten Freundinnen — weiter nichts. Die Mutter hatte wohl der Titel zu der Einwilligung in die frühe Verlobung veranlaßt. Da ich reich genug war, gab es keine weiteren Bedenken und Er-

wägungen. Mein Bräutigam hatte nur seine Lieutenants-
gage. Dadurch gerieth er von vornherein in eine schiefe
Stellung und in eine Abhängigkeit von der Schwieger-
mutter, die für seinen Stolz sehr verlegend war. Ach,
was auch die Welt über die Motive seiner Wahl gesagt
haben mag, ich bin der festen Ueberzeugung, daß die
'gute Parthie' ihn nicht angelockt hat. Er war ganz und
gar nicht dazu veranlagt, seine Seele dem Nützlichkeits-
prinzipie zu opfern. Und dann — ich weiß es ja gewiß,
daß er mich lieb hatte! Er sagte manchmal so liebe, zärt-
liche Worte, wie nur ein echtes, tiefes Gefühl sie eingeben
kann. Er sagte sie aber nur, wenn wir allein waren.

Wir waren aber leider nur sehr selten allein, und ich
hatte so wenig Verständniß für seine Liebe, daß ich ihn
verwundert anblickte, wenn sein Gesicht bei einem glücklich
erhaschten Meinsein plötzlich aufleuchtete, daß ich's nicht
begriff, warum Mama's Nähe seine Stimmung stets ver-
änderte. Wir hatten die erste Scene, als er sich weigerte,
um seine Versetzung in unsere kleine Stadt einzukommen
und mich mit den zärtlichsten Worten beschwor, mich von
der Mutter zu trennen und ihm in die Residenz zu folgen.
Die Mama hätte es damals für undenkbar gehalten, die
Provinz zu verlassen; ich aber brach bei dem Vorschlage
in heftige Thränen aus, nannte Eberhard lieblos und
abscheulich und versicherte, daß ich eher sterben als von
meiner guten, süßen Mama mich entfernen würde.

Meine Thränen und der feste Wille der Mutter siegten.
Eberhard ließ sich in unsere Stadt versetzen. Ich hatte
keine Ahnung, welches Opfer er mir brachte. Für mich

gab es eben kein anderes Leben, als das gewohnte unter dem ganzen Kreis von Verwandten und Bekannten, die mir schmeichelten und meinen Bräutigam den beneidenswerthesten Menschen unter der Sonne nannten. Mama zog mit uns in die hübsche kleine Wohnung am Paradeplatz, in welcher das neue Leben begann. Kein friedvolles, kein heiteres Leben. Die Mutter hatte sich's wohl nicht recht klar gemacht, daß nun ein Anderer Herr im Hause sein und seine Rechte geltend machen würde, sondern hatte sich in dem mittellosen Lieutenant einen recht fügsamen Schwiegersohn heranzuziehen gehofft. Eberhard kämpfte anfangs mit Humor und heiterem Witz für seine Freiheit; aber das machte die Sache nur schlimmer, die Mutter verstand keinen Spaß. Sie wurde heftig über den ersten Widerspruch, den sie erfuhr, und endlich verlor auch Eberhard die Ruhe und die Geduld. Stelle Dir nur vor, Bertha, wie es einem fünfundzwanzigjährigen Offizier, der bisher in freidenkenden, flotten Kreisen gelebt hatte, in dem Formenkram und der Engherzigkeit unseres kleinen Nestes zu Wuthe gewesen sein mag, welche Folterqualen er unter der ewigen Bevormundung meiner Mutter ausgestanden haben muß.

Der Mutter galt alles Hergebrachte für recht und gut; alle eingewurzelten Vorurtheile waren ihr heilig; sie vertheidigte dieselben mit der Wuth einer gereizten Wöwin gegen die freieren Lebensanschauungen ihres Schwiegersohnes, der seine junge Frau zu seiner Denkweise heranzuziehen verlangte. Zwischen diesen beiden um die Herrschaft ringenden, so grundverschiedenen Menschen stand nun

ich, ein verwöhntes Kind, das nie zu einem klaren Urtheile erzogen worden war und deshalb blindlings der Mutter folgte. Daß mein Mann, der Mann dieser hübschen, lustigen, gefeierten Emilie, welcher seit den Kindertagen nur süße Schmeicheleien von all' den Tanten und Cousinen gesagt worden, nicht glücklich sein könne, das schien mir unbegreiflich. Ich fing an mit ihm zu schmollen, und da er zuweilen heftig und aufbrausend war und mit einer ganz unheimlichen Gluth in den Augen an der Unterlippe nagte, schlich sich eine bange Furcht vor ihm in mein schwaches, thörichtes Herz.

Im Frühjahre nach unserer Verheirathung mußte Mama wieder nach Ems; ich sollte sie begleiten. Eberhard hatte keinen Urlaub. Ich freute mich fast, daß nun einige Wochen ohne Streit und Zanf vorübergehen würden und packte mit kindischem Vergnügen eines Morgens meine neuen, eleganten Kleider in die Koffer, als mein Mann in mein Zimmer trat. Er lächelte, da er mich allein sah, nahm meine Hände in die seinen und sagte mit einer sanften, zärtlichen Stimme, in fast zitternder Bewegung: „Liebes, kleines Frauchen, wie wär's, wenn Du hier bleibst bei mir? Wenn wir Zwei so recht vergnügt in der stillen Wohnung beisammen saßen, oder in's Theater gehen, spazieren fahren würden, ganz als wären wir ein neu verheirathetes Paar auf der Hochzeitsreise! Wir haben uns noch so wenig unter vier Augen gesehen, Schatz! Wir müssen uns erst recht kennen lernen, und ich will so lieb mit Dir sein, Emilie, wenn Du die Kleider aus dem Koffer nimmst und der Mama sagst: Viel Vergnügen in Ems! Ich bleibe bei meinem Mann!“

O Bertha, Welch' ein Stein lag doch auf meinem Herzen, welcher Schleier über meinen Gedanken! Heute durchrieselt mich ein süßer Schauer, wenn ich mich an jene Worte, an jenen Ton der Liebe erinnere, und damals hatte dieser Klang so wenig Macht über mich, daß ich nur voll Angst an den mütterlichen Zorn, voll Schmerz an das Opfer der Reise dachte, auf die ich mich gefreut, bis endlich große Thränen auf meine schönen Kleider heruntertropften, vor welchen ich mit traurigem Gesichte kniete, ohne eine Antwort zu finden. Als Eberhard sah, daß ich weinte, kehrte der finstere Zug wieder in sein Gesicht zurück. „Wenn es Dir schmerzlich scheint, zu bleiben — so geh'!“ sagte er. „Ich fordere kein Opfer!“

„Die Mama würde so böse sein!“ schluchzte ich. „Ich darf sie nicht allein lassen.“

Ein trauriges Lachen, ein Ton, der halb wie ein Stöhnen, halb wie Hohn klang, kam von seinen Lippen.

„Wenn Du die Wahl hättest, Emilie,“ sagte er dann sehr düster, „zwischen mir und Deiner Mutter, Du würdest wohl nicht zögern und Dich für sie entscheiden — gegen mich!“

„Aber Eberhard, warum quälst Du mich mit solchen Fragen? Du weißt ja doch, daß ich nicht leben kann ohne die Mama! Aber warum sollen wir nicht alle Drei zusammen bleiben und uns alle Drei lieb haben? Die Mama ist gewiß nicht böse; nur solltest Du manchmal etwas nachgiebiger sein, nicht so spöttisch! Bitte, bitte, lieber Eberhard, sei, wenn wir heimkehren, ein bißchen gut mit der Mama!“

Ich hatte die Arme um seinen Hals geschlungen; er sah mir in die Augen und sagte mit einer Rührung, die ich nie wieder in seiner Stimme hören sollte: „Ich will es versuchen, mein Kind, um Deinetwillen!“ Und er küßte mich und ich wußte, daß er mich sehr lieb habe. Ich fand das aber ganz selbstverständlich.

Von den in Gmß zugebrachten Wochen habe ich nur ein kleines Erlebnis zu erwähnen, das von schwerem Gewicht in unserer Zukunft werden sollte. Kurz vor unserer Abreise wurde mir bei einer Soirée im Kurhause Prinz Sigmund vorgestellt, der erst seit wenigen Tagen im Bade angekommen war. Er zeichnete mich aus; er plauderte viel mit mir und gab seinem Wohlgefallen an meiner Natürlichkeit und meinem munteren Sinn den lebhaftesten Ausdruck. Am nächsten Morgen trafen wir ihn auf der Promenade, er begleitete uns und versprach, mich nächstens in der Heimathstadt aufzusuchen, da er zufällig für die nächste Zeit nach A. kommandirt worden sei. Ich nahm die Auszeichnung sehr ruhig auf, amüßte mich an dem Abende vortrefflich, machte mir aber über den Vorfall keine weiteren Gedanken. Mama aber verlor trotz ihres gewohnten Hochmuths vor einem „Prinzen von Geburt“ alle Selbstachtung, zerfloß in devotem Lächeln, überbot sich in Komplimenten und Glückwünschen, so daß die Badegäste anfangen, sich darüber aufzuhalten. Ich bemerkte das und war froh, daß wir abreisten, nahm aber den Strauß von weißen Rosen, welchen mir der Prinz am Bahnhofe überreichen ließ, mit kindischer Freude an. Unterwegs beredete mich die Mutter, von der Eroberung, die ich gemacht, meinem

Manne kein Wort zu sagen, sondern mich an seiner Uebersaschung zu ergözen, wenn ich ihm seinen künftigen erlauchten Vorgesetzten eines Tages als guten Bekannten vorstellen könne.

Welch' peinliche Scene habe ich durch diese Geheimhaltung herbeigeführt! Der Prinz kam nach wenig Tagen schon in unsere Heimathstadt. Mein Mann war nicht zu Hause, als er uns besuchte. Ich fühlte mich verwirrt von den Schmeicheln, die er mir sagte, und bei all' meiner Naivetät machte mir die Art und Weise seines Benehmens einen seltsamen Eindruck.

Meine Verlegenheit steigerte sich, als die Mutter abgerufen wurde und der Prinz nun plötzlich seinen Ton veränderte, mir flüsternd versicherte, daß er nur um meinetwillen die Kur abgebrochen habe, daß er mein Freund, mein Beschützer sein wolle, dessen eine so reizende, allein stehende Frau ja stets bedürfe. Ich schaute ihn mit großen, verwunderten Augen an: „Euer Hoheit sprechen von einer allein stehenden Frau,“ sagte ich in peinlichster Verwirrung, „deshalb kann ich nur annehmen, daß Ihre Worte nicht mir, sondern einer Anderen gelten. Denn ich —“ Im selben Augenblick hörte ich im Nebenzimmer den Schritt Eberhard's mit einem Gefühl der Befreiung. Ich sprang auf ihn zu, ich nahm seinen Arm: „Ich habe die Ehre, Euer Hoheit meinen Mann vorzustellen,“ sagte ich. In voller Uniform stand der Lieutenant v. Straaten seinem Obersten gegenüber, bei dem er sich vor wenigen Stunden gemeldet hatte; und wenn der Prinz auch Weltmann genug war, um seine Fassung nicht zu verlieren, so

konnte aller Takt ihm nicht über die peinliche Thatsache hinweghelfen, daß eine Dame, deren Eroberung er sichtlich für leicht gehalten, ihm eine höchst einfache, aber gerade deshalb höchst deutliche Abfertigung ertheilt hatte. Ich kann für die seltsame Geschichte auch heute nur die Erklärung finden, daß der Prinz, dem ich als eine „Frau Baronin“ vorgestellt worden, deren Gatten man in Gmünd nie gesehen hatte, mich für eine jener Abenteuererinnen hielt, von welchen es ja in den fashionablen Badeorten wimmelt, eine Annahme, in welcher ihn die übergroße Freundlichkeit meiner Mutter und unsere zu sehr in die Augen fallenden Toiletten bestärkt haben mögen.

Am selben Abende hatte Eberhard eine Unterredung mit der Mama, von welcher ich ausgeschlossen wurde, deren Folgen ich aber in einer gesteigerten Gereiztheit und Bitterkeit der mir nahestehenden Menschen empfinden mußte. Die Wolke auf Eberhard's Stirne wurde schwerer und drohender. Glaube mir, Bertha: einer Frau, die einen Mann haßt, wie meine Mutter seit jener Scene ihren Schwiegersohn haßte, hilft ein böser Geist, ihm stechende Dornen in den Weg zu streuen. Aber nicht bloß die Quälereien, die er in seiner Häuslichkeit erdulden mußte, drückten auf seine Seele und raubten ihr alle Schwungkraft. Auch seine dienstliche Stellung war unleidlich geworden. Wenn der Prinz Ehrenmann genug war, die Frau eines Kameraden mit keinem Blicke zu verlegen, so war er auch Mensch genug, dem jungen Lieutenant niemals zu verzeihen, daß er ihn beschämt gesehen. Was mag Eberhard Alles erduldet haben! Mit Welch' glühen-

den, tausendfältigen Nadelstichen haben sie meinen armen, stolzen Mann gehekt und verfolgt, bis er endlich seine Ketten zerbrach und fortstürmte in die Freiheit. O Bertha, kannst Du die Scham nachfühlen, die Reue, den ohnmächtigen Zorn über mich selbst, die mich bei dieser Erinnerung zu Boden drücken! Alles das weiß ich jetzt, Alles das sehe ich heute mit scharfen Augen, ich leide mit ihm, ich vergebe jedes ungeduldige Wort, das ihm entschlüpfte, ich meine manchmal, ich hasse meine todte Mutter, wenn ich bedenke, was sie ihm anthat. Und damals stand auch ich auf der Seite seiner Quäler und war blind gegen Alles um mich her.

Noch einmal beschwor er mich, ihm in eine andere Stadt zu folgen, wenn er sich versehen lassen würde; er sagte, er müsse von hier weg, seine Ehre gebiete es ihm. Und ich! ich floh zur Mama und bat sie um Rath. In seinen Augen loderte ein unheimliches Feuer, ich fürchtete mich vor ihm! Die Mutter schalt mich eine Thörin, daß ich nur daran denken könne, von der Heimathstadt fortzuziehen, alle Bekannten, alle Freunde aufzugeben, um einer Grille des Herrn Lieutenant willen. Ich überbrachte ihm die abschlägige Antwort. Er lachte auf. „Als ob ich verlangt hätte, daß Deine Mutter uns begleitete! Nein, wenn dies Leben noch zu ertragen sein soll, so heißt die Lösung: Trennung von ihr! Verstehst Du, Emilie? Du bist mein Weib, und ich kann von Dir verlangen, daß Du mir folgst!“

So wild-entschlossen hatte ich ihn nie gesehen; auch meine Thränen, die ihn sonst stets zu besänftigen ver-

mocht, flossen dies eine Mal erfolglos. Ich warf mich in einen Stuhl und schluchzte. In diesem Augenblicke trat Mama, die im Nebenzimmer seine heftigen Worte gehört hatte, herein, stürzte auf mich zu, breitete die Arme um mich, wie um mich zu schützen, und rief in maßlosem Zorn: „Nie, nie werde ich Ihnen mein armes Kind anvertrauen, mein Herr Schwiegersohn! Sie haben ihre Jugend verbittert, Sie haben meiner Tochter, die ganz andere Ansprüche hätte machen können, noch keine frohe Stunde geschaffen, und nun soll auch ich von ihr entfernt werden, die Einzige, die das arme Kind lieb hat? Sie lieben meine Emilie nicht! Zu spät habe ich es erkannt, daß Sie nur ein schlauer ‚Kautionsjäger‘ gewesen, daß meine Tochter nur die Dreingabe zu dem Vermögen war, das Sie begehrten! Ich weiß —“

Meine Mutter hatte wohl noch weitere bittere Worte auf der Zunge, aber sie stockte plötzlich, wohl vor Schrecken über den Ausdruck des Zorns in dem Gesicht des Mannes, den sie tödtlich beleidigt hatte. Ich hatte den raschen Schritt gehört, mit welchem er vor sie hingetreten war, aber seine Züge sah ich nicht vor Thränen.

„Sie sollen sehen, wie sehr ich Ihr Vermögen verachte!“ rief er mit mühsam beherrschter Stimme. „Wie ich es Ihnen vor die Füße werfen werde!“

Dann stürzte er aus dem Zimmer.

„Bertha, sei gerecht,“ fuhr Emilie nach einer schweren Pause fort. „Klage nicht allein die Mutter an! Mich treffe der Vorwurf, den ich in Deinen Blicken lese! Ich war sein Weib! Ich hätte ihm nachhelfen, mich in seine

Arme werfen, ihm zurufen müssen: „Es ist grundfalsch, was sie gesagt! Ich weiß es, daß Du mich liebst, und ich folge Dir, wohin Du willst!“ Aber ich stand willenlos unter der Herrschaft meiner Mutter und hatte nur kindischen Troß und ohnmächtige Thränen. Keine Willenskraft, keinen Muth und kein Verständniß für diese Schicksalsstunde, die ich bereuen und beweinen sollte in zehn langen, langen Jahren.

Sein Schritt klang durch den Korridor. Dann fuhr ein Wagen über den Platz. — Er war fort ohne letztes Lebewohl, und ich habe ihn nicht wieder gesehen — bis vor zwei Tagen!

Als nach Wochen der Ungewißheit verlautete, Lieutenant v. Straaten habe seinen Abschied verlangt und sei abgereist — nach Egypten, nach Amerika, oder Neuhol-land, wer könne es wissen? — da wurde auch die Mutter bestürzt. Diese Lösung hatte sie nicht vorhergesehen, und ihr Haß auf den Mann, der unseren Namen in den Mund der Leute brachte, schlug nun in hellen Flammen empor. Ja, das Gerede, die neugierigen Blicke der Bekannten und Freunde wurden ihr bald so unerträglich, daß eine Wohnungsveränderung ihr nun selbst die einzige Rettung dünkte. Unser Umzug in die Hauptstadt gleich einer Flucht.

Ich hatte anfangs kein Wort der Vertheidigung für Eberhard gefunden; meine Eitelkeit war zu schwer verletzt. Aber nun, da mein altgewohntes Leben in Trümmer fiel, da ich dem Kreise der schmeichelnden Verwandten entrückt wurde und in der Großstadt, in neuer Umgebung eine

freiere Luft athmete, schwanden die kindischen Traumnebel von meiner Seele. Ich fing an zu zweifeln. Zuerst an der Unfehlbarkeit der Mutter, dann an mir selbst. Es dämmerte mir die Ahnung von Pflichten, die ich mit dem goldenen Reif an meinem Finger übernommen, doch nicht erfüllt hatte. Mein Herz empörte sich gegen die alten Klagen über den fernen Gatten.

„Ich will nie wieder ein Wort des Vorwurfs gegen Eberhard hören,“ sagte ich eines Tages zu meiner Mutter. „Und wenn Du seinen Namen nicht nennen kannst, ohne ihn zu schmähen, so laß uns über ihn schweigen.“ Die Mutter war so betroffen von dieser ersten Rebellion, daß sie nichts entgegnete. Eberhard's Name kam nicht mehr über unsere Lippen. Ich lernte meine Gedanken verbergen und ohne daß ein bitteres Wort zwischen uns fiel, rückte ich der Mutter ferner und ferner. Ich fühlte mich einsam. Noch hatte ich keinen Namen für die Sehnsucht, die ich im Herzen trug. An einem Frühlingsabende aber kam's wie eine Erleuchtung über mich. Ich war im Theater gewesen, hatte zum ersten Male ‚Tristan und Isolde‘ gehört. Ein junger Student, der im selben Hause mit uns wohnte und uns zuweilen besuchte, hatte mir seine Begleitung angetragen, die ich ohne weitere Bedenken annahm. Er aber, begeistert von der heißen Liebestragödie, die wir eben mit durchlebt, vergaß gänzlich seine gewohnte Bescheidenheit und gestand mir in glühenden Worten seine Liebe. Ich gab dem jungen Menschen eine ruhige, würdige Antwort, während ich mich kaum eines Lächelns erwehrte. Aber als er nun mit so tief traurigem Gesichte

neben mir her ging durch die leuchtende Sternennacht, da kam mir in dem Mitleid mit dem armen Jungen plötzlich das Verständniß für das hohe Wunder der Liebe. Nun erst verstand ich, daß ich meinen Gatten nur wie ein verzogenes Kind geliebt hatte, da er in meiner Nähe war, und daß ich den Fernen nun liebte wie ein warmfühlen- des Weib mit voller, heißer Leidenschaft.

Ich schloß die Augen nicht in jener Nacht. Jeden Blick, jeden Händedruck, jeden Kuß rief ich mir in die Erinnerung zurück mit heiß pochenden Pulsen. Ich flüsterte seinen Namen mit jenem Ton der Hingebung, den er nie vernommen; ich wachte und weinte und betete in einem Rausch der Wonne und der Schmerzen.

O Bertha! Das ist die Emilie, die Dir so ruhig und gelassen schien, die wahre Emilie, wie sie seit Jahren in scheuer Stille liebt und leidet und sich verzehrt in namenlosem Sehnen nach Glück. Aber noch konnte ich hoffen, noch lebte in mir ein unerschütterlicher Glaube an ein Wiedersehen, das ja einmal kommen mußte, wenn es eine Gerechtigkeit gab im Himmel und auf der Erde! Jahre lang — eine ganze Jugend lang — ist dieses Wiedersehen mein Traum gewesen, der mich aufrecht hielt. Der erste Blick auf mich mußte ihm ja sagen, daß ich sein sei — sein mit jeder Faser meines Wesens. Und wenn ich dann in seinen Armen lag, wie sollte die Jahre lange, sehnsuchtsvolle Liebe mir von den Lippen strömen in Worten und Küßen, die in einem Augenblicke der Seligkeit Jahre der Trauer vergelten. Immer heißer und zuversichtlicher hoffte ich auf das Wiedersehen, denn — ach,

Bertha, es ist bitter, es gestehen zu müssen — ich fand nach dem Tode meiner Mutter die Briefe meines Gatten, die sie mir unterschlagen hatte. Ich las nun nach Jahren seine Worte der Liebe, der Sehnsucht! In jeder Zeile las ich seine Hoffnung auf unsere Wiedervereinigung. Nun war ja jeder Schatten von seinem Bilde getilgt; wir nur blieben die Schuldigen und ich wollte ja gerne um Verzeihung bitten für mich und für die Mutter. O, ich hatte so schön geträumt!”

Emilie sprang auf und die Stirne an die Scheiben des Fensters gepreßt, murmelte sie in dumpfem Schmerze: „Bertha! Du hast es ja miterlebt dieses lang ersehnte Wiedersehen! Du weißt, daß er mich anblickte, kalt und gleichgiltig wie eine Fremde! Du sahst es ja, daß er mich zum zweiten Male verlassen, verschmäht hat. Und Du wunderst Dich, daß ich mich unglücklich, unsagbar elend nenne? Aber Worte können es ja nicht ausdrücken, wie mir zu Muthe ist. Komm“, fuhr sie in steigender wilder Leidenschaft fort, „komm, wir wollen fortwandern hoch hinauf in die Berge und auf der höchsten Spitze will ich mein Elend hinaus schreien in die erbarmungslose Welt und meinem Leid ein Ende machen durch einen Sturz in die Tiefe!”

Schaudernd vor den eigenen Gedanken flüchtete sie sich zurück in die Arme der Freundin und drückte die glühenden Wangen an deren Brust. Sie ahnte nicht, an welchem schweren Herzen sie Trost suchte. Bertha hatte Folterqualen erlitten während der Erzählung Emiliens. Der Schlußsatz war gleichsam die letzte Schraube, die sich um ihr gemartertes Herz zusammenzog. Was hatte sie gethan!

Luka Čelović

Sie allein hatte der Freundin das Glück mitgeschleudert, das ihr so nahe stand. Sie hatte das heilige Walten des Geschickes gestört mit frevelhaftem Ermessen. Sie war die Mörderin, wenn Emilie sich ein Leid anthat. Sie hatte geglaubt, klug und vernünftig zu sein, und brach mit ihrer nüchternen Vernunft nun der Freundin das Herz. Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirne, sie konnte sich auf kein Wort des Trostes mehr besinnen. Sie fühlte, daß etwas geschehen müsse, aber zum ersten Male im Leben fehlte ihr alle Kraft zu ruhiger Ueberlegung.

Was ihr Selbstvertrauen war dahin. Sollte sie's Emilien gestehen, wie eigenmächtig sie gehandelt hatte? Aber was half dieses bittere Bekenntniß, das sie dem Haß der leidenschaftlich erregten Frau preisgab? Ihr Gatte saß wohl längst im Gilzug, der ihn der See zuführte. Wie konnte sie ihn aufhalten, wie ihn zurückrufen? Wer sagte ihr denn, wohin er sich gewendet?

Wie ein Sonnenstrahl zuckte der Gedanke an Maxwell durch das Dunkel, das vor ihrer Stirne lag. Sie hätte den Namen fast laut hinausgeschrien, solche Befreiung lag für sie in der Hoffnung, daß er ihr noch nahe sein könne. Sie stammelte eine flüchtige Entschuldigung vor Emilie, als sie dieselbe sanft aus den Armen gleiten ließ; dann stürzte sie zur Thüre hinaus, hastig die Treppe hinab; ihr Herz klopfte ihr heftig. Wenn Maxwell nur noch anwesend war, wenn sie nur seinen Beistand anflehen konnte! Dann war ja Alles gut. Aber zu ihrem Schrecken vernahm sie das Wort: der fremde Herr sei fort; er habe einen Führer mitgenommen, aber nicht gesagt, wohin er

sich wenden wolle. An das Fräulein habe er ein Billet zurückgelassen. Mit zitternder Hand erbrach Bertha das Blatt; es enthielt nur die wenigen Worte:

„Ich will in den Bergen herumirren während einiger Tage, um in tiefem Schweigen mich ergeben zu lernen in das unabänderliche Schicksal des einsamen Wanderers. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht ganz

Ihren Freund.“

So war er denn geschieden auf immer; sie sollte ihn nicht wiedersehen! Bei dem Gedanken kam zum ersten Male ein solches Gefühl des Alleinseins und der Verlassenheit über Bertha's Herz, wie sie es bisher nie empfunden hatte. War es nur der Nachklang der leidenschaftlichen Sehnsucht, die sie aus Emiliens Munde vernommen, was ihr so schwer und schmerzlich auf der Brust lag, oder fühlte sie deshalb das Leid der Freundin so tief, weil ihre eigene Seele blüete in einem bitteren Abschiedsweh? Sie konnte sich nicht Rechenschaft darüber geben. Sie wußte nur, daß sie sich noch in keiner Stunde ihres Lebens so hilflos erschienen war, daß sie niemals aus so schwerem Herzen aufgestuzt hatte wie jetzt.

„Wir wollen die Reise für jetzt aufgeben, Emilie,“ sagte sie mit zitternder Stimme, als sie zu der Freundin zurückgekehrt war. „Glaube mir, Kind, es ist viel besser, wenn wir in die Stadt zurückkehren, wo Du Ruhe, Ordnung, Pflege findest.“

Emilie widersprach nicht. „Verzeih' mir, arme Bertha,“ sagte sie in ihrem müden, gelassenen Tone, „daß ich Dich der Freude beraube!“

„Denk' nicht an mich!“ schrieb Bertha auf. Sie mußte vor Emiliens sanften Worten alle Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht in reuevolle Thränen auszubrechen.

So verließen die beiden Freundinnen denn das einsame Haus, in welches der Sturm sie verweht hatte. Die Kinder des armen Arbeiters brachten ihnen Blumen in den Wagen. Schweigend fuhren sie dahin durch den sonnegetränkten Bergwald, abwärts, abwärts, der Ebene zu. Drei Stunden später saßen sie im Gilzuge und betraten etwa um Mitternacht die stille, behagliche Wohnung, die nach den Eindrücken der kurzen Reise ihnen ganz fremd erschien. Bertha schloß die Augen nicht; die Gedanken, was sie am Morgen beginnen sollte, um ihr Unrecht gut zu machen, ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Erst als auf den Straßen schon das Stadttreiben begann, sank sie in einen Morgenschlummer, der sie so der Gegenwart entrückte, daß sie sich, erwachend, erst besinnen mußte, wo sie sei, was ihr denn geschehen, denn der Druck auf dem Herzen war mit ihr erwacht. Nun horchte sie gespannt in das Nebenzimmer, ob Emilie noch schlafe; es blieb ganz still. Sie kleidete sich rasch an und trat in das Gemach der Freundin. Es war leer. Emilie mußte bereits ausgegangen sein.

Ein Todesschrecken faßte sie an. Emiliens Worte kamen ihr wieder in den Sinn: „Und ich will meinem Leid ein Ende machen durch einen Sturz in die Tiefe!“ Grauensvolle Bilder traten ihr vor die Seele, sie sah die Freundin auf der Brücke stehen, sich über das Geländer herabbeugen in den Strom; ein Sprung! und die geliebte

Gestalt ging unter im Strudel der Wellen, und sie hatte sie getödtet! Sie preßte die Hände vor's Gesicht, um den Vorstellungen ihrer erregten Phantasie zu entgehen; aber sie konnte die entsetzliche, folternde Angst nicht bannen, daß Emilie sich ein Leid anthun wolle.

Endlich, endlich — ihr war's, als seien Ewigkeiten vorübergegangen — hörte sie den wohlbekanntten Schritt die Treppe heraufkommen; aber Emilie ging, mit starr auf den Boden gerichteten Augen, ohne Gruß, einer Nachtwandlerin gleich, an ihr vorüber, trat in ihr Gemach und verriegelte die Thüre.

Die Angst, die kaum von Bertha gewichen, kehrte zurück; sie kniete auf der Schwelle nieder, sie drückte die Augen an das Schlüsselloch, um zu sehen, was die Freundin treibe. Sie sah, wie dieselbe Hut und Handschuhe achtlos zu Boden gleiten ließ, mehrere kleine Schächtelchen aus der Tasche nahm und ein weißes Pulver, das in denselben enthalten war, zusammen in einen Becher streute. Dann sank sie in einen Stuhl, die Augen unverwandt auf das Pulver geheftet. Bertha's Herz krampfte sich zusammen, ein eisiger Schrecken war ihr durch alle Glieder geschaudert. Also ihre fürchterlichen Vorstellungen wurden jetzt zur Wirklichkeit: Emilie hatte sich Gift gekauft — sie wollte sich tödten!

„Emilie! Um Gottes willen! Oeffne mir die Thüre!“ schrie sie auf, sobald sie nur einen Ton in ihrer Kehle finden konnte. „Ich beschwöre Dich, um aller meiner Liebe willen, laß mich ein zu Dir!“

Nach einer Weile wurde ihrem Wunsche Folge geleistet.

„Was willst Du?“ frug Emilie und sah sie mit den müden, glanzlosen Augen an. Den Becher mit dem weißen Pulver hatte sie bei Seite gestellt.

„Emilie,“ rief Bertha, leidenschaftlich ihre Hände ergreifend, „glaubst Du, daß ich Dich lieb habe, wie Niemand, Niemand in der Welt?“

„Gewiß, gewiß,“ gab die tonlose Stimme zurück. „Aber siehst Du, Bertha, wenn Du selbst einmal geliebt hättest, Du würdest wissen, daß auch die beste Freundschaft kein Heilmittel ist für eine unglückliche Liebe.“

„Aber Du willst zu dem fürchterlichsten Heilmittel greifen und denkst nicht, daß ich verzweifeln muß, wenn Du von mir gehst! O, laß Dich beschwören, wenn Du nur einen Funken von Neigung für mich übrig hast, so gib mir das Pulver, das eben noch auf dem Tische lag. Emilie, Emilie, Du darfst nicht so grausam an mir handeln!“

„Was willst Du?“ murmelte Emilie, ihren Blicken ausweichend. „Das Pulver — es ist nur ein wenig Morphinum — für heute Abend; ich brauche Schlaf — Ruhe, Bertha, viel Ruhe!“

„Ich wußte es!“ schrie Bertha auf.

Ein schwerer Kampf bebte durch ihre Züge, dann warf sie sich plötzlich auf die Kniee nieder vor der geliebten jungen Frau, umklammerte deren Gestalt mit bebenden Händen — sie wollte reden, aber ein Schluchzen aus tiefwunder Brust erstickte ihre Stimme.

„Ich kann nicht sprechen!“ stammelte sie endlich. „Seit meinen Kindertagen habe ich nicht mehr geweint und nun liegen die Thränen mir centnerschwer auf der

Brust. Ich will schreiben, Emilie, was Du wissen mußt! Glaub' mir, Du hast keinen Grund, zu verzweifeln, nur ich habe ein Verbrechen begangen an Dir! — Gib mir Dein Wort, Emilie, Dein heiligstes Versprechen, daß Du keinen, keinen — Schlaf suchen willst, bis Du meinen Brief gelesen; schwöre mir das, wenn Du mich nicht zum unglücklichsten Geschöpf machen willst auf dieser Welt.“

Emilie hatte mit großen Augen auf das bewegte Gesicht der Freundin geblickt. „Einen Brief? Was fällt Dir ein! Was ist denn geschehen zwischen Dir und mir, ich bitte Dich —“

Doch Bertha war schon in ihr Zimmer geeilt und hatte sich eingeschlossen. Emilie sank in ihr dumpfes Brüten zurück.

Zum Ausgehen gerüstet, die Reisetasche in der Hand, trat Bertha nach einer Weile wieder vor sie hin, legte den Brief in ihren Schoß und sagte dumpf: „Ich gehe jetzt fort, ich weiß nicht auf wie lange. Lies erst, wenn ich auf der Straße stehe!“

Und als Emilie mit verwunderter Miene frag, was das bedeute, fuhr sie fort: „Halte mich nicht auf, es liegt vielleicht viel an einer Minute! Nur Deine Hand laß mich noch einmal fassen, Deine liebe, weiche Hand. Wenn wir uns wiedersehen, wirst Du wohl einen tiefen Groll gegen mich hegen. In dem Briefe habe ich Dich schon um Verzeihung gebeten. Glaube mir, es war viel, viel Liebe für Dich in meinem Herzen!“

Auf's Neue ersticte ein Schluchzen ihre Stimme und sie drückte ihre zuckenden Rippen auf die bleiche Wange der blonden Frau und eilte fort.

Emilie war durch dieses seltsame Gebahren eine Weile aus ihrer Versunkenheit emporgerissen worden, doch nun kam die Apathie wieder zurück; sie blickte auf den Brief, ohne ihn zu berühren, zu müde und gleichgiltig war sie für Alles um sich her, um nach der Lösung dieses Räthfels zu verlangen. Was konnte die Freundin ihr bei aller Liebe sagen, was ihr noch Trost zu geben vermöchte, da ja doch Alles, Alles verloren war!

Doch als sie endlich, fast mechanisch die Augen auf die hastigen Schriftzüge geworfen, als sie den ersten Satz gelesen hatte: „Du irrst, Emilie, wenn Du glaubst, Dein Gatte sei kalt und gleichgiltig an Dir vorübergegangen. Ich habe mit ihm gesprochen —“ da sprang sie auf und trat an's Fenster, um nur rasch, im vollen Lichte lesen und die wunderbare, unerwartete Enthüllung in sich aufnehmen zu können. Sie las mit erglühenden Wangen, Wärme kehrte in ihre Adern zurück; der Wille zum Leben, den sie eben noch völlig todt geglaubt, ward wieder rege, und als sie endlich an die Stelle kam: „Glauben Sie, daß ich das Herz meiner Frau zurückgewinnen könnte?“ da brach ein lauter, jubelnder Schrei von ihren Lippen. Sie öffnete die Arme, als müsse der Ersehnte ihr nun entgegenfliegen; sie hätte in diesem Augenblicke auch Bertha verziehen und sie in einem neuen Freudensturm an sich gedrückt und ihr unter Weinen und Lachen gedankt für die selige Botschaft, die sie vom Grabesrande zurückriß in süße, wonnige Träume von Glück und Seligkeit. Was Bertha von ihrer Schuld und ihrer Lüge schrieb, das verstand sie nicht allfogleich. Ihr Haupt hatte nur Raum für den

einzigem Gedanken, daß Eberhard sie noch liebe. Was lag nach dieser Gewißheit an einer Trennung, an einem Aufschub: wenn nur sein Herz ihr gehörte, dann konnte kein Ocean und keine Zeit sie trennen, dann mußte die Stunde kommen, da sie wieder in seinen Armen lag.

Sie küßte Bertha's Brief, sie lief an's Fenster, um nach ihr auszuspähen, sie ersticte fast an all' dem Jubel, der nach dem ertödtenden Schmerz der letzten Tage so plötzlich über sie hereingebrochen war; sie wollte eine Seele um sich haben, der sie's zurufen konnte, daß sie nun leben wolle, gerne leben!

Erst nach einer Weile gewann sie die nöthige Ruhe, um sich Bertha's Handlungsweise klar zu machen, und nun verfinsterten sich freilich ihre Augen und mit heftiger Ungeduld dachte sie, daß all' das Leid der letzten Tage nur durch die Freundin verschuldet worden, daß jetzt, in diesem Augenblicke Eberhard an ihrer Seite sein könnte, Hand in Hand, Aug' in Auge, Lipp' an Lippe. Warum hatte er nicht ein Wort, ein einzig Wörtlein zu ihr selbst gesagt? Warum sich an die Dritte gewendet, die kein Herz hatte für Liebe, kein Verständniß für Frauenempfindungen? Aber Bertha's flehende, zerknirschte Miene trat ihr wieder vor die Seele; sie brachte es nicht fertig, dem armen Mädchen zu zürnen. Nein, bemitleiden konnte sie nur die Freundin, die das tiefe Sehnen nie gekannt, das ihr nun wieder in süßer Gluth durch alle Sinne zog.

Sie las wiederholt den Schlußsatz in Bertha's Brief: „Ich bringe Dir den Gatten zurück, Emilie, den ich in blindem Wahn von Dir gerissen habe, und wenn ich die

ganze Welt nach ihm durchsuchen sollte." Sie vertraute auf dies Versprechen und war's zufrieden, zu warten und zu harren, bis er kam. Träumen von dem Wiedersehen, es war ja so schön!

Einstweilen irrte Bertha in den heißen, staubigen Straßen der Stadt umher. Sie war sich vollbewußt, welch' schwere Aufgabe sie übernommen, als sie gelobt, den Mann, den sie selbst zur raschen Flucht veranlaßt, wieder zu seiner Gattin zurückzuführen. War er doch fortgezogen in die weite große Welt, wußte sie doch nicht mehr von ihm, als seinen Namen, konnte sie selbst hier noch zweifeln, ob er sich als Amerikaner oder als deutscher Baron in ein Fremdenbuch eintragen würde. War er überhaupt die Nacht über in M. geblieben? Berührt mußte er die Stadt wohl haben; möglich aber, daß er gleich weggefahren war, oder daß er eben jetzt dort in dem Hotelwagen, oder hier in der geschlossenen Droschke an ihr vorüber rollte. Freilich, ihr graute vor dem Augenblicke, da sie dem stolzen Manne gegenüberstehen und ihm bekennen sollte, daß sie ihn belogen und mit seinen ernstesten Gefühlen ein Spiel getrieben habe; und doch waren alle ihre Gedanken nur auf den einen Wunsch zusammengedrängt: ihn zu finden. In dieser Erfüllung lag nicht bloß Emiliens Lebensglück, auch ihre eigene Ruhe, die seit langen, langen Stunden von ihr gewichen war.

Der Schrecken, der sie erfaßt, als sie die sonst so geduldige, weiche Emilie in wilder Empörung gegen das Geschick den Selbstmord in's Auge fassen sah, lag ihr noch in allen Gliedern. Dieser Schrecken jagte sie vorwärts in fieberhafter Hast. Sie fuhr von Hotel zu Hotel, sie

durchforschte alle Fremdenlisten, sie frug bei den Portiers und den Kellnern, ungeachtet der frechen, lächelnden Gesichter, die über ihre Aufregung höhnten; aber nirgends war eine Spur des Gesuchten zu finden. Schon wollte sie erschöpft und entmuthigt die nutzlose Nachforschung aufgeben und rang in Verzweiflung die Hände, ohne einen Ausweg zu finden, als ein guter Geist es ihr eingab, in einem stillen, meist von Engländern besuchten Hotel garni nachzufragen. In der That: hier hatte Emiliens Gatte die Nacht zugebracht. Freilich, das Wort „abgereist“ klang auch ihr hier entgegen; aber sie las doch deutlich die Worte: „E. Strates aus New-York — kommt aus Tirol — reist nach Frankfurt.“

Sie wußte, daß Frankfurt die Vaterstadt des Barons sei. Wie leicht war es möglich, daß er sich dort einen Tag aufhielt, ehe er der Heimath auf immer Lebewohl sagte. Wenn es ihr gelänge, ihn dort zu erreichen! Sie fuhr zur Bahn. Sie gebot dem Kutscher höchste Eile. In dem Hotel war ihr gesagt worden, es seien nur noch wenige Minuten bis zur Abfahrt des nächsten Zuges. Und wirklich, als sie athemlos an den Schalter stürzte, war derselbe geschlossen. „Es werden keine Billets mehr abgegeben, der Kurierzug verläßt in einer Minute die Halle.“ Dessenungeachtet eilte sie vorwärts, durch den Wartesaal in wilder Hast hinaus auf den Perron, die glasbedeckte große Halle entlang. In ihrer Aufregung und Uebermüdung von dem Stunden langen Herumirren war es ihr, als läge alles Lebensglück daran, daß sie den Zug erreiche; sie konnte nicht mehr denken und überlegen, nur die eine

fixe Idee: dem Baron nachzureisen, trieb sie vorwärts. Noch stand der Zug still; aber eben als sie die ersten Wagen erreichte, gab der Kondukteur das Zeichen, die Lokomotive pfiff. Ein erster leiser Ruck war schon erfolgt. Lächelnde Gesichter blickten aus den Wagenfenstern auf die Dame, die mit allen Zeichen der Bestürzung auf die geschlossenen Thüren blickte und umsonst dem Kondukteur zuwinkte, der mit einem Achselzucken, einem „Zu spät!“ in sein Coupé sprang. Da plötzlich wurde dicht vor ihr ein Wagen Schlag geöffnet, helfende Arme streckten sich ihr entgegen. „Rasch, kommen Sie, mein Fräulein!“ rief eine Stimme ihr auf englisch zu. Sie sah nichts als die geöffnete Thüre, mechanisch fast stürzte sie auf dieselbe zu, den Tritt hinan und sank, von freundlichen Händen unterstützt, in die Sammtkissen eines Wagens erster Klasse, während der Kurierzug die Halle verließ.

Das war Alles so rasch geschehen, daß sie jetzt ganz verblüfft und verwirrt zu dem Reisenden auf sah und mit einem Schrei der Ueberraschung Maxwell erkannte, der sie auch seinerseits mit einem erstaunten Lächeln betrachtete.

„Welch' unerwartetes Zusammentreffen! Es fuhr mir wie ein Schlag durch den Körper, als ich Sie erkannte, Fräulein, an ihrer Miene sah, daß Sie hatten mitkommen wollen und sich verspätet hatten; wie freue ich mich, daß ich rasch entschlossen Ihnen herein half! Aber wie seltsam, Sie hier zu sehen! Wohin reisen Sie?“

„O, Mr. Maxwell,“ rief Bertha, als sie sich endlich von ihrer Ueberraschung genügend erholt hatte, um Worte zu finden, „daß ich Sie treffe, ist wirklich eine gute Vor-

bedeutung, Sie erscheinen mir wie ein Helfer, ein Retter aus schwerer Herzenssorge!"

Ein Lächeln durchsonnte das ruhige Gesicht des Amerikaners, als er die Worte vernahm. „Ich darf Ihnen helfen! Wie glücklich mich das macht!“ sagte er und hielt Bertha seine Hand entgegen. „Nun muß ich es wirklich als eine günstige Wendung preisen, daß ich so rasch von der Bergwanderung zurückgekehrt bin. Ich fühlte mich so einsam, die Natur sprach nicht zu mir, nach wenigen Stunden schon ertrug ich das Zusammensein mit dem Führer, den ich nicht verstand, nicht mehr, und beschloß, meinem Freunde Strates nachzueilen, obwohl dieser mich so schmähtlich im Stiche gelassen hat.“

„Sie wissen, wohin Mr. Strates gegangen? O sagen Sie es mir um aller Barmherzigkeit willen, damit ich telegraphiren kann! Um feinetwillen bin ich hier, ihn suche ich, ihm wollte ich nacheilen bis an's Meer!“

„O!“ rief Maxwell überrascht. „Was ist er Ihnen?“

„Ich habe ihm eine wichtige Nachricht zu bringen,“ gab Bertha ausweichend zurück. Doch plötzlich sich besinnend, rief sie lebhaft aus: „Warum sollte ich Ihnen diese seltsame Verkettung eines Menschenschicksals verbergen, Mr. Maxwell! Freilich, Sie werden durch diese Mittheilung die gute Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, rasch verlieren; doch es handelt sich ja nicht um mich, sondern um das Glück meiner Freundin, für welches ich Sie interessiren möchte, damit Sie mir rathen und beistehen. Hören Sie denn.“ Und Bertha erzählte mit fliegenden Worten, wie der Sturm zwei langgetrennte Gatten

in dem einsamen Hause am Bergpaß zusammengeführt hatte, welche Rolle sie selbst bei dieser Begegnung gespielt und wie ihr zu spät erst der Einblick in Emiliens Herz geworden.

Maxwell hatte mit manchem erstaunten Ausruf den Bericht unterbrochen.

„Mein Freund Strates ist mir jetzt erst verständlich geworden,“ rief er aus. „Ich hatte keine Ahnung, daß er Offizier, daß er Ehemann gewesen; er sprach nie von seiner Vergangenheit; aber seine Stimmung, die ich in Amerika stets sehr gleichmäßig gefunden habe, gefiel sich in Deutschland in den sonderbarsten Wandlungen. Darum also strebte er so lebhaft, diesen oder jenen Ort zu sehen; darum seine häufigen Enttäuschungen, seine Melancholie. Nun kann ich ihm manche Laune verzeihen! Und Sie haben also kein Mitleid mit ihm gehabt, Fräulein Ehefeindin? Und doch: Strates ist ein guter Mensch und braucht nur ein wenig Glück, um auch liebenswürdig zu werden. Ich freue mich, daß ich ihn nun endlich ganz kenne. Ueberlassen Sie es nur mir, ihn von der Wendung der Dinge zu benachrichtigen. Giles thut freilich noth, ich bin überzeugt, er ist durchgefahren bis an die See. Ihm nachheilen nußt absolut nichts, mein Fräulein. Wir müssen ihm vorauszuheilen suchen, und das kann nur der elektrische Funke. Wollen Sie mir vertrauen und mich meinen Plan ausführen lassen? Mein Wort, er kommt zurück! O, mein liebes Fräulein, ein schönerer Auftrag könnte mir ja nicht werden! Seit gestern habe ich keinen anderen Gedanken mehr, als wie Ihre Freundin

von Ihrer Seite zu entfernen wäre, denn ich war sehr traurig über den Abschied von Ihnen, Bertha, und werde nicht mehr zufrieden sein auf der Welt, bis der ‚gute Kamerad‘ wirklich verspricht, an meiner Seite bleiben zu wollen. Nicht wahr, Sie haben mich nicht getäuscht, als Sie sagten, nur Ihre Pflichten für die Freundin ständen zwischen uns? Nicht wahr, jetzt darf ich hoffen, daß diese erste Reise nicht die letzte sein wird, die wir zusammen machen?“

„Ich will nicht an mich denken, ehe Emilie nicht glücklich ist, ehe ich nicht mein Unrecht gut gemacht habe,“ sagte Bertha ausweichend. Aber auch ihre Stirne hatte sich entwölkt, auch sie lächelte wieder. Es that ihr so wohl, nach der fieberhaften Aufregung der letzten Tage diese ruhigen, klaren Worte zu hören.

„Wir haben eine recht hübsche Spaziersfahrt gemacht,“ sagte Maywell, als er seiner Begleiterin am Würzburger Bahnhof aus dem Wagen half. „Ich reise natürlich nicht weiter, außer wenn Sie mich fortschicken, sondern bleibe mit Ihrer Erlaubniß Ihr Begleiter als bescheidener Freund, bis Sie mir eines Tages die Hand geben und sagen: ‚Ich will Dir ganz gehören, mein guter Kamerad!‘ Nun aber gebe ich Ihnen nur das Geleite bis an das Hotel, in dem es Ihnen abzustiegen beliebt, und eile dann an das Telegraphenamtsamt, um nach Hamburg, nach Bremen, nach Frankfurt, in jede Stadt, in welcher Strates sich aufhalten könnte, in das Hotel, in welchem wir zusammen gewesen, eine Depesche zu schicken mit einer Zauberformel.“

Bertha frag nicht, wie diese Formel heiße. Es war ihr ein so neues, süßes Gefühl, daß einmal ein Anderer

für sie handelte, daß sie einmal blindlings sich einem fremden Willen überlassen durfte. Die Sterne standen hell am Himmel, als sie am Arm ihres Begleiters durch die schönen Anlagen Würzburgs schritt. - Maxwell sprach immerzu vom Weiterwandern, von fremden Gegenden, in die er sie fortführen möchte; ihr aber war's, als thue sich ihr jetzt zum ersten Male eine feste, sichere Heimstätte auf an einem treuen Herzen. — —

Emilie hatte den langen Tag träumend am Fenster gesessen und hatte geharrt auf das Glück. Es war so still um sie her, als sei sie das schlafende Dornröschen, das erst durch den Kuß des Geliebten zum Leben erweckt werden mußte. Die Dienerin hielt ihre Herrin, die keine Speise zu sich nahm und sich nicht regte, für krank, und schlich nur auf den Zehenspitzen durch das Gemach.

Doch die Sonne sank und er kam nicht. Emilie saß mit offenen Augen auf den Kissen und horchte hinaus in die schweigende Nacht. Die Schwalben zwitscherten wieder, ein neuer Tag kam und ging, ein zweiter und dritter, sie blieb noch immer allein. Nun kam die Ruhelosigkeit des Wartens über sie, sie fand weder Schlaf noch Raft; plötzlich überfiel sie die heiße Angst, Bertha habe den Brief nur geschrieben, um sie durch einen Betrug an's Leben zu fesseln, um ihr eine Hoffnung zu wecken, die sich nie erfüllen würde. Mit zitternden Händen öffnete sie das Schubfach, in welches sie jene weißen Pulver vor Bertha's Augen verborgen hatte. Es war eine Dosis Morphium, in verschiedenen Apotheken zusammengekauft; sie würde wohl reichen für einen langen, langen, endlosen Schlaf.

Und doch! die Sommernacht war so schön, so lockend nach Leben, nach Glück. Eine laue Luft strömte durch die Fenster, die Rosen dufteten und nur die Sterne gossen ein glitzerndes Licht in das Gemach. Flüsternde Paare gingen eng umschlungen vorüber, zuweilen erklang eine fröhliche Menschenstimme; dann ward es wieder still, nur die Brunnen plätscherten und in weiter Ferne hörte man das Rollen der Wagen, das Lärmen der Großstadt. Emilie lehnte am Fenster, sie allein schien verbannt aus dem heißathmenden Leben, das da draußen in der schönen Gotteswelt durch alle Herzen strömte.

Da plötzlich durchrieselte sie ein jäher Schrecken. Ein Wagen fuhr schnell durch die einsame Straße, er hielt vor ihrem Hause, ein Schritt kam durch den Korridor, aber dieser Schritt war nicht im Einklang mit dem wilden Tempo des Pferdes, das den späten Besucher hergeführt. Zögernd, leise kam er heran; ein Flüstern mit der Dienerin, die Thüre öffnete sich und Eberhard v. Straaten stand auf der Schwelle. Er war bleich, seine Augen richteten sich mit sichtlicher Angst auf den halbdunklen Raum, als sollten sie hier einem gefürchteten Anblick begegnen. So stand er einige Sekunden lang, während Emilie am Fenster lehnte, in athemloser, schwindelnder Bewegung die Wonne dieses Augenblicks durchkostend, dann hing sie schluchzend, jubelnd an seinem Halse: „Eberhard, Du einzig geliebter Mann, wie lange, lange hast Du Dein armes Kind allein gelassen!“

Er war keines Wortes mächtig. Er drückte sie an sich, er streichelte ihr weiches Haar, er küßte ihren heißen Mund

in solch' seliger Verwirrung, als wolle er einen Traum festhalten, der ihm zu entschwinden drohte. Er stand dem Glück dieses Wiederfindens fassungslos gegenüber, als das junge Weib voll Vertrauen, voll Hingebung in seinen Armen lag, als wären zehn Jahre der Trennung für sie in flüchtige Stunden zusammengesunken.

„Bist Du's wirklich, Emilie?“ stammelte er endlich. „Ist es Deine weiche Hand, die ich drücke, sind's Deine süßen Lippen, die mir in dem einsamen Hause in der Bergwildniß so lockend und doch so fern vor den Augen schwebten? Noch begreife ich ja nicht, daß wir selber diese Glücklichen sind, die sich endlich, endlich umschlungen halten. Nach dieser furchtbaren Reise mit der beklemmenden Angst auf der Seele, nach dem Grauen, mit welchem ich noch eben jetzt dies Gemach betrat, das wonnige Entzücken, ein liebendes Weib an die Brust zu drücken, ein lange verlorenes Weib — es ist zu viel für mein armes Menschenherz, und wenn ich das Schwerste, Bitterste tragen konnte, ohne zu zucken, dies unverhoffte Glück macht mich zittern. O, sag' es noch einmal, das süße Wort: ‚geliebter Mann‘, damit ich an diese holde, unfassliche Wahrheit glauben lerne!“

„Hundert-, tausendmal will ich Dir's wiederholen, an jedem Tag und in jeder Stunde, nur sag', von welchem Grauen, von welcher Angst Du sprichst.“

„Wenn Du nicht weißt, Emilie, welche Schreckensbotschaft mich hergeführt, stehe ich vor einem Räthsel. Schon war mein Gepäck auf das Schiff gebracht, das mich für immer der alten Welt entführen sollte. Ich hatte

meinem einsamen, verbitterten Herzen keinen Blick mehr gegönnt auf die Heimath, von der ich mich ausgestoßen wähnte. Da kam dem Lebensmüden, der sich losgelöst glaubte von allen Erinnerungen der Jugend, ein Telegramm: „Ihre Frau stirbt. Will Sie sprechen. Eilen Sie.“ Ich kann nicht schildern, was ich bei diesen Worten empfand. Es war ein wilder, namenloser Schmerz, wie ich ihn nie gekannt, aber zugleich in diesem Schmerz ein Gefühl des Erwachens aus tiefer Erstarrung, als gehörte ich erst wieder zu den Lebenden, da ich mit ihnen leiden, fürchten, zittern mußte. So fuhr ich zurück und fand die Entfernung endlos, die Stunden lang wie Ewigkeiten und hoffte in quälender Angst, daß es nicht zu spät sei, daß ich noch einmal Deine Augen sehen dürfe. Verstehst Du nun den Freudentaumel, Geliebte, in dem ich diese sonnigen, glänzenden, hellen Augen küßte, die räthselhafte Botschaft segne, die diese Lösung fand.“

„Böser, geliebter Mann!“ sagte Emilie, das blonde Haupt an seine Schulter lehrend. „Also nur ein sterbendes Weib konnte Dich zurücklocken? Aber diese Botschaft ist wahrlich keine Lüge gewesen: ich wäre gestorben, wenn Du mich ein zweites Mal verlassen hättest.“

Bertha war gleich am nächsten Morgen von Würzburg zurückgekehrt, hatte aber bei einer Bekannten Wohnung genommen, um Emilie nicht wieder vor die Augen treten zu müssen, ehe deren Geschick sich entschieden; sie hatte auch Maxwell gebeten, sie nicht aufzusuchen, ehe er ihr die Botschaft von der Vereinigung der beiden Gatten bringen könne.

Am Morgen nach der Ankunft des Barons klopfte der Amerikaner mit lächelndem Gesicht an ihre Thüre. „Wollen Sie einen Augenblick an's Fenster treten, mein Fräulein?“ Sie willfahrte seinem Wunsch und sah mit einem freudigen Ausrufe Emilie am Arme ihres Gatten vorüber wandeln. Neugierige Blicke folgten dem schönen, stolzen Paare, das wie verklärt von Glück dahin schritt.

„Sind Sie nun endlich frei, Bertha?“ frug Maxwell, ihre Hand fassend.

„Ja, mein guter Kamerad,“ erwiderte sie, mit frohen Augen zu ihm ausblickend, „frei, Dir zu folgen, wohin Du willst!“

In bewegter Stimmung sahen sich die beiden Freundinnen wieder. Die Ueberraschung Emiliens über die Verlobungsnachricht, die freudige Erregung half Bertha über das Peinliche dieser ersten Begegnung mit dem Baron hinweg. Glückliche Menschen verzeihen rasch und grollen nicht mehr über vergangenes Leid.

Als man bei einem heiteren Mahle zusammensaß und Maxwell einen frohen Trinkspruch ausgebracht auf „die Freundschaft in der Ehe, mit der sie es nun versuchen wollten, da sie Beide von Freund und Freundin treulos im Stich gelassen worden“, rief auch der Baron in froher Laune: „Im nächsten Jahre aber feiern wir ein Ginnungs- und Dankesfest in dem einsamen Hause am Bergpaß, in dem wir unter Sturm und Blitz — den Sonnenschein fanden!“

Der schwarze Georg.

Aus dem Leben des Befreiers Serbiens.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Jene rauhe, wildromantische, von der Morawa durchschnittene Berglandschaft zwischen Bosnien und der Walachei, das heutige Königreich Serbien, ist Jahrhunderte lang der Schauplatz der blutigsten Unabhängigkeitskämpfe gewesen. Ursprünglich von thrakischen Völkerschaften bewohnt, kurz vor Christi Geburt von den Römern unterworfen, seit Mitte des 6. Jahrhunderts unter byzantinischer Herrschaft, wurde das Land im Jahre 638 von den slavischen Serben aus dem östlichen Galizien besetzt. Nach kurzer Glanzperiode, seitdem Stephan Dobroslaw 1043 das byzantinische Joch abgeschüttelt, dessen Sohn Michael den Titel eines Königs von Serbien angenommen und insbesondere Stephan Duschan Makedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien erobert und sich den kaiserlichen Titel eines Zaren beigelegt hatte, zerfiel das Reich unter Lazar I., der am 13. Juni 1389 auf dem Amselfeld im Kampfe gegen die Osmanen seinen Tod fand, und kam nunmehr unter türkische Botmäßigkeit, unter welcher Serbien mit kurzer Unterbrechung als eine

Provinz oder ein Vasallenstaat der Pforte bis zu Anfang unseres Jahrhunderts verblieb.

Stetig bedrängt von der Eifersucht und den sich kreuzenden Interessen der angrenzenden Großmächte, unter beständig wachsendem Drucke einer tyrannischen Regierung, erstand dem Lande endlich ein ebenso ungeheuerlicher wie merkwürdiger Mann, in dem der glühende, Jahrhunderte lang großgezogene Haß der geknechteten Serben gegen ihre Unterdrücker gleichsam konzentriert und verkörpert erschien, ein Mann, in dem sich — wohl weil er ganz und gar Naturkind und ohne die allergeringste Bildung war — ein urwüchsiger, gewaltiger Patriotismus ausschließlich in den wildesten, rachgierigsten und schauderhaftesten Thaten gegen die Unterdrücker seines Volkes äußerte.

Georg Petrowitsch, auch Karadjordje genannt, der Befreier und erste Fürst von Serbien, wurde am 21. Dezember 1766 zu Bischevac in Serbien geboren. Bis in sein Jünglingsalter Schweinehirt, hernach Viehhändler, verdankte er alle seine Erfolge, wie seine spätere politische Machtstellung nur sich selbst und seinem thatendurstigen Unternehmungsgeiste. Wie dieser in dem ungezügeltsten Hasse gegen die Türken einen stetigen Sporn fand, so entsprang derselben Leidenschaft auch die erste That, die für Georg's Denk- und Handlungsweise ebenso charakteristisch, wie für sein ferneres Schicksal bedeutsam ist.

Kaum achtzehnjährig, begegnete ihm nämlich eines Tages auf schmale Waldwege ein Türke, der ihm mit erhobener Flinte gebieterisch befahl, auszuweichen, da Georg keine

Miene dazu machte. Statt jeder Antwort zog der junge Serbe seine Pistole — ein Blitz, ein Knall und der Türke sank entseelt zu Boden. In der Besorgniß, entdeckt und wegen seiner Unthat zur Rechenschaft gezogen zu werden, ergriff er die Flucht. Auf dem Wege zur Grenze in der Richtung auf Siebenbürgen, das er, ohne zu rasten, zu erreichen trachtete, stieß er Nachts in einem Walde auf sechs Türken, welche um ein Feuer herum saßen, soeben abgekocht haben mochten und nun in aller Ruhe ihre Pfeife rauchten. Mit einem Blick übersah Georg, daß es ihm unmöglich sein würde, an ihnen vorüber zu kommen und seine Flucht fortzusetzen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Daher stürmte der Flüchtling, dessen Wildheit seinem Muth und seiner Tollkühnheit gleichkam, kurz entschlossen auf die nichts ahnenden Türken ein, tödtete zwei derselben durch zwei schnell hinter einander abgegebene Schüsse, hieb zwei andere mit gezücktem Säbel nieder und drang so ungestüm auf die beiden Uebrigen ein, daß die Ueberrumpelten eiligst die Flucht ergriffen, dem Sieger die Habe ihrer entseelten Kameraden als willkommene Beute zurücklassend.

So langte der Flüchtling wohlausgerüstet in Siebenbürgen an, woselbst er sich bald darauf bei einem Grenzer-Regimente der Oesterreicher anwerben ließ und es in kurzer Zeit durch seine Ordnungsliebe, seine Gewandtheit und Pünktlichkeit im Dienste dahin brachte, daß man ihn zum Unteroffizier beförderte. Nur zu bald jedoch kam seine dämonische Natur, sein unabhängiger und unbezähmbarer Charakter wieder zum wilden Durchbruch. Denn als ihn

einmal sein Hauptmann, ein rauher Kriegsmann, wegen eines geringen Versehens bestrafen wollte, strecte er denselben mit einem furchtbaren Hiebe todt zu Boden und flüchtete nach vollbrachter That bei Nacht und Nebel in sein Vaterland zurück.

Da er dort wegen seiner an den Türken verübten Morde bewohnte Orte meiden mußte, wurde er Räuber und schwang sich schnell zum Hauptmann einer ganzen Bande auf, die von Tag zu Tag anwuchs und durch ihre waghalsigen Räubereien und namenlosen Grausamkeiten bald der Schrecken des Landes wurde. Einem furchtbaren Dämon gleich hauste „der schwarze Georg“ in den öden Wäldern und Felsenhöhlen seiner Heimath. Er hatte seine Offiziere, Adjutanten und unter dem Landvolke sichere Spione, die ihm die Fährte der Türken auskundschafteten. Diese rastlos zu verfolgen und ihnen häufige Niederlagen beizubringen, Alles, was mit den Moslems in Beziehung stand, schonungslos zu vernichten und grausam auszurotten, hatte er sich zum Lebenszweck gesetzt.

Um diesem Unwesen Einhalt zu thun, bemächtigten sich die Türken sechsundzwanzig der vornehmsten Serben und drohten, dieselben zu tödten, wenn die Serben Georg Petrowitsch ihnen nicht selbst ausliefern würden. Da diese Drohung natürlich ohne allen Erfolg blieb und Niemand daran denken konnte, den wilden, riesenstarken Räuberhauptmann zu fangen, wurden jene sechsundzwanzig Geiseln erbarmungslos einem schimpflichen Tode geopfert, während eine große Schaar bis an die Zähne bewaffneter Moslems

ausgesandt wurde, um den Verwegenen in vollem Ernste zu bekämpfen und unschädlich zu machen.

Als Georg hiervon Kunde ward, erklärte er seine bislang sehr bedenkliche Privatangelegenheit für die heilige Sache der Nation.

Durch zahllose Boten und Briefe forderte er nunmehr Serbiens Bewohner zum Aufstande auf. Unter seine Fahnen sollten sie sich sammeln, um mit bewaffneter Hand auf Tod und Leben ihre Freiheit zu erkämpfen und das Joch der türkischen Tyrannei abzuschütteln. Und dieser Aufruf eines solchen Mannes wirkte bei der damaligen Lage der Dinge und dem niedrigen Kulturzustand der Serben wirklich.

In wenigen Tagen war aus einem gefürchteten Räuber ein beliebter Nationalheld geworden, an dem Aller Blicke mit zuversichtlicher Begeisterung hingen.

Der Rolle, welche Georg Petrowitsch übernommen, kam übrigens sein Aeußeres vollauf zugute. Von einem Augenzeugen wurde er als ein hagerer, doch reckenhafter Mann geschildert von riesenhaftem Wuchs und von guter militärischer Haltung. In seinem langen, sonnenderbrannten, „nach unten zu breitlaufenden“, höchst charakteristischen Gesicht funkelten tiefliegende, feurige Augen. Ein dichter schwarzer Bart gab demselben etwas Martialisches, und dieser Eindruck wurde durch den langen, nach Landesart geflochtenen Zopf, welcher über den ganzen Rücken herabhing, keineswegs beeinträchtigt. Sein Wesen glich der ruhig düsteren See vor Ausbruch des Sturmes; Stundenlang konnte er finster und ohne daß ein Wort seinen Lippen

entschlüpfte, vor sich hin grübeln, bis auf die geringste Veranlassung hin ein furchtbar verzehrendes Aufbrausen leidenschaftlich und mit grausamer Hestigkeit durchbrach. Einfach und mäßig in seiner Lebensweise, blieb er auch seiner Nationaltracht aus grobem Tuche treu und kannte weder Aufwand noch Pracht, im Gegensatz zu seinen Offizieren, die in ihrer äußeren Erscheinung eine besondere Eleganz liebten. Von vorzüglicher Arbeit und gegen seinen übrigen Anzug abstechend waren nur die beiden Pistolen, die er im Gürtel trug, die über seiner Schulter hängende Flinte und der krumme breite Säbel, den er außerordentlich geschickt zu führen wußte.

Aus allen Theilen der Provinz strömten dem kühnen Banditen jetzt seine Landsleute zu. Und bald begann ein Krieg, ein fanatischer Rassenkampf, in dem beide Nationen sich in Grausamkeiten aller Art zu überbieten bemüht waren.

Vergebens machte Georg's greiser Vater ihm die dringendsten Vorstellungen, vergebens flehte er ihn an, seine gefahrvolle Rolle, die er gewiß nicht durchzuführen die Macht hätte, freiwillig wieder aufzugeben; vergebens erging er sich in Drohungen, daß er ihn der hohen Pforte ausliefern würde, wenn er seinen väterlichen Rath in den Wind geschlagen sähe: nichts vermochte den Sohn, den Gründen des Vaters Gehör zu geben. Als der Greis ihn schließlich wiederholt mit bitteren Vorwürfen und Drohungen überhäufte, schoß ihn Georg Petrowitsch ohne Weiteres nieder und ging, wie wenn er „von der Jagd nach Erlegung eines Wildprets“ zurück käme, gelassen zur Hoch-

zeit eines seiner Freunde, wo er die ganze Nacht „frohen Muthes“ durchschwärmte.

Diese entsetzliche, mehr als alles Andere von dem entmenschten Charakter des grausamen Banditenhäuptlings Zeugniß ablegende That soll ihm den Beinamen „Czerny, der Schwarze“, von Seiten seiner Mutter zugezogen haben, den die Geschichtsschreiber ihm seitdem gelassen.

Trotzdem wurde Georg am 12. Februar 1804 von den Abgeordneten des serbischen Volkes zu ihrem Oberhaupt gewählt, als welches er sich unter steten Kämpfen mit den Türken bis zum Jahre 1811 behauptete. Wie despotisch-räuberhaft er selbst die Gerechtigkeitspflege in dieser Stellung handhabte, mögen folgende Fälle beweisen, die zugleich zeigen, daß bei so unbändiger Wildheit und Zügellosigkeit des Charakters, wie sie Georg Czerny besaß, selbst ursprünglich lobenswerthe Anlagen zu Lastern werden.

Einen seiner sechs Brüder, die alle in seinen Schaaren dienten, welcher ein Mädchen geraubt und sich zu eigen gemacht hatte, verurtheilte Georg Czerny zum Strange, und er selbst soll der schimpflichen Hinrichtung, taub gegen alle Vorstellungen und alles Flehen um Gnade, in unerschütterlicher Fassung beigewohnt haben.

Zu einem Serben, der sich bei ihm beklagte, daß ein Anderer, dem er eine Summe Geldes geliehen, dies ableugne und durchaus nicht bezahlen wollte, sprach er finster: „Ich werde Dir dazu verhelfen,“ und folgte dem Kläger unverweilt in die Hütte des unglücklichen Schuldners. Diesen fragte er kurz und mit der ihm eigenthümlichen zwingenden Ruhe, ob er den Mitgebrachten für sei-

nen Gläubiger anerkenne und einräume, ihm die genannte Summe schuldig zu sein. Der bisher so hartnäckige Leugner, der auf den Besuch des Feldherrn, von dem er wußte, daß er wenig Umstände mache, nicht vorbereitet war, und noch mehr durch den unheimlichen Ton desselben eingeschüchtert wurde, räumte augenblicklich Alles ein, sank vor dem Gewaltigen auf die Kniee und bat fußfällig um Schonung.

„Warum bezahlst Du diesen Mann nicht?“ donnerte Georg Czerny ihm zu, „warum hast Du die Schuld geleugnet?“

Der Ueberführte hatte als Entgegnung nur Entschuldigungen und Ausflüchte, die er ängstlich stammelnd und mit fahlen Lippen vorbrachte. Georg Czerny schüttelte mürrisch den Kopf, griff ruhig nach einer seiner im Gürtel steckenden Pistolen, jagte dem um Gnade Flehenden die Kugel durch den Kopf mit den Worten: „Ein warnendes Beispiel für Undankbare,“ wandte sich dann zu dem Gläubiger und sagte: „Mache Dich bezahlt mit dem, was da ist. Hüte Dich jedoch, mehr zu nehmen, als die vorgestreckte Summe ausmacht.“ Damit ging er gelassen seines Weges.

In der größten Verzweiflung klagte ihm einst ein Bauernsohn, daß er die Beerdigung seines Vaters nicht durchzusehen vermöchte, weil ihm die fünfzig Piafter zum Theile fehlten, welche der Kirchenbeamte für die Bestattung fordere. Georg Czerny hörte den Bauern mit gerunzelten Brauen an, zahlte ihm das fehlende Geld in die Hand und entließ ihn mit dem Befehl, zwei Gräber gra-

ben zu lassen, und dem Bescheide, daß er selbst der Be-
stattung beiwohnen würde. Zu festgesetzter Stunde traf
er in Begleitung einer kleinen Abtheilung von seinen Leu-
ten richtig zur Beerdigung ein.

Nachdem dieselbe unter Beobachtung aller Formalitäten
erfolgt war, fragte er den der Feierlichkeit beiwohnenden
Kirchendiener mit unheimlicher Ruhe, ob er nun bezahlt
sei. Auf dessen bejahende Antwort fragte er weiter, ob
und wie viel Kinder er habe. Der Beamte bekannte sich
als Vater mehrerer Kinder. „Wohlan,“ versetzte Georg
Czerny, „damit Deine Kinder demaleinst nicht auch in
die Verlegenheit dieses armen Bauern kommen, gleich ihm
nicht zu wissen, woher sie das Geld zu Deiner Leichen-
bestattung nehmen sollen, so will ich vorsorgen und ihnen
die Unkosten abnehmen.“ Auf einen Wink des Furcht-
baren packten seine Soldaten den entsetzten Beamten, zwangen
ihn in einen bereitstehenden Sarg und dieser wurde ver-
nagelt und sofort verscharrt. Während mehrerer Stunden,
in denen die Leute Georg's Wache hielten, konnte das her-
zugeströmte Landvolk den lebendig Begrabenen nicht be-
freien, und als es endlich geschah, fand man ihn natür-
lich bereits verschieden.

Als der tüchtigste seiner Unterfeldherren, Namens Czara-
pißsch, ein ebenso tapferer wie verwegener Offizier, im
Jahre 1810 in einem Gefechte fiel, ließ Georg Czerny
fünfzig gefangene Türken an seinem Grabhügel niederhauen.

Sein Lieblingsheld war sein Zeitgenosse Napoleon Bo-
naparte. Der Erzählung seiner Thaten folgte er mit Ent-
zücken und jeder seiner Siege setzte ihn in Feuer und

Flammen und machte den sonst so finsternen, verschlossenen und wortkargen Mann redselig und mittheilsam.

Schon diese wenigen, aus fast verschollenen Quellen geschöpften Mittheilungen charakterisiren den Stammvater der Dynastie der „Karageorgewitsch“ zur Genüge als einen urwüchsigem Fanatiker, dessen barbarische Tugenden, ohne daß es ihm wohl zum rechten Bewußtsein gekommen wäre, in die entgegengesetzten Laster ausarteten. Die Befreiung seines Vaterlandes nach außen und innen war ihm der einzige Lebenszweck, der ihm alle Mittel heiligte.

Jedenfalls ist Georg Czerny noch heutigen Tages der volksthümlichste Nationalheld der serbischen Völkerschaften, die nie vergessen werden, daß er es war, der das Fundament zu einer, wenn auch Jahrzehnte lang noch viel umstrittenen Selbstständigkeit des jetzigen Königreiches legte.

Es erübrigt noch hinzuzufügen, daß Georg Czerny, der zwei Söhne und vier Töchter hinterließ, nach wechselvollen Schicksalen im Juli des Jahres 1817 auf Anstiften seines Rivalen Milosch Obrenowitsch, des Großvaters des heutigen Königs, ermordet wurde. Das Ziel seines Lebens, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes erreicht zu sehen, war ihm noch vergönnt gewesen. Kurz vor seinem Tode war den Serben Selbstregierung zugestanden worden.

Ein Besuch beim König von Birma.

Skizze

von

Friedrich Meißner.

(Nachdruck verboten.)

Durch die im November 1885 den Irawaddi aufwärts unternommene Expedition der englisch-indischen Truppen ist bekanntlich das hinterindische Reich Birma fast kampflos von den Engländern in Besitz genommen, König Thibo von seiner Hauptstadt Mandalay aus als Gefangener nach Madras abgeführt, und sein Land als äußerst werthvolle Bereicherung dem ungeheuren asiatischen Kolonialbesitz Englands hinzugesügt worden.

Auf diesen Ausgang hatte England bereits seit lange hingearbeitet nach dem bewährten Rezept: man kommt als Freund und wohlwollender Schützer, um bei günstiger Gelegenheit seinen Schützling zu erdroffeln und sich seiner Hinterlassenschaft zu bemächtigen. Das Letztere ist im November 1885 in Birma geschehen; unsere folgende Skizze aber wird dem Leser ein Bild aus jener Periode geben, als England noch den wohlwollenden Freund Birma's spielte, ein Bild, welches nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen ausgeführt, eine höchst anschauliche Darstellung von dem einstigen Glanze am Hofe der Könige von Birma gibt.

In der Morgenfrühe des 13. September 1860 zog eine seltsame, feierlich-phantastische Prozession durch die Hauptstraße der „ewigen Stadt“ Amarapura, dem Palaste des Monarchen zu, „welcher herrscht über die Reiche Thunaparanta, Tampadepa und über alle die mächtigen schirmtragenden Fürsten des unbegrenzten Ostens,“ des Monarchen, „welcher Herr ist über die Erde und das Meer, König der aufgehenden Sonne, Besitzer des heiligen weißen Elephanten und aller weißen Elephanten insgesamt, Meister der himmlischen Waffen, Herr über alles Leben, Inhaber aller Tugenden,“ kurz, nach dem Residenzschlosse des großen Mendun-Men, des Vaters des jetzt entthronten Königs von Birma.

Eine zahlreiche Deputation von „Wun“ (hohen Staatsbeamten) und anderen Großwürdenträgern, jeder einzelne mit speziellem Gefolge, geleitete den erst vor Kurzem angelangten Geschäftsträger des Vizekönigs von Indien, Major Phahre, von der am südlichen Gestade des See's Tung-ah-mah-sing in den Außentheilen der Stadt gelegenen Residenz desselben zum Prunksaale des „großen, goldfüßigen Thrones“, zur Audienz bei der „allmächtigen, glorreichen, einzigen Majestät“.

In dem glänzenden Zuge befanden sich unter Anderen auch der alte Oberhofmarschall der Königin, Han-ma-dau-Phra Wun, der Justizminister Wunduk Mhung Mhon, und der Oberrichter von Amarapura, Tara Thughi. Alle diese Großen trugen schwere Hofroben von kirschrothem Sammet mit sehr weiten Ärmeln, umsäumt mit breiten Streifen des kostbaren Goldbrokats von Benares. Ihre Kopfbedeckung war eine hohe, mit Brokat eingefasste Mitra

von demselben Sammet mit nach hinten gebogener Spitze; der Hofsitte gemäß waren diese Mitren stets so eng, daß sie nur mit Hilfe eines elfenbeinernen Geräthes, einem Schuhhorn ganz ähnlich, aufgezwängt werden konnten; dieses Horn wird daher bei Feierlichkeiten stets in der Hand getragen. Das offizielle Staatskostüm erlangt seine Bervollständigung durch ein trompetenförmiges goldenes Hörrohr und durch den Tjalweh, ein aus drei, sechs, neun und auch zwölf Schnüren bestehendes Adelsabzeichen, welches über die Brust herabhängt.

Die Geschenke der Königin von England, welche der Gesandte zu überbringen hatte, waren bereits vorausgeschickt worden und warteten nun, jenseit der langen Brücke über den genannten See und bewacht von einer Eskorte britisch-indischer Kavallerie, auf das Herankommen der Prozession.

Auf dem breiten Spiegel des Thung-ah-mah wimmelte eine unabsehbare Flotte von buntbeslagelten und goldglänzenden Fahrzeugen; eine prächtige birmanische Kriegsbark, der die Boote des englischen Dampfers „Zenobia“ sich anschlossen, führte den Gesandten über den See; die Wuns und die übrigen Großen nahmen in demselben Fahrzeug Platz, welches sodann unter dem wilden, monotonen Gesang der fünfzig birmanischen Ruderleute dem jenseitigen Ufer zusteuerte.

Das bunte, märchenhafte, tausendfältig bewegte Bild fand im Hintergrunde seinen Abschluß durch den Ananda-Tempel, dessen weißer Thurm hoch über die Wipfel der Palmen und Baumwollenbäume des Tempelparks emporragte, scharf sich abhebend von den violetten Höhenzügen

des Schan-Gebirges; im Vordergrunde standen die Schaaren der von dem Schauspiel herbeigelockten Bevölkerung lachend, schwachend und brusttief in's Wasser hineinwathend, um von dem festlichen Einzuge der fremden Barbaren so viel wie möglich zu sehen.

Jenseit des See's, in der eigentlichen Stadt angekommen, ordnete sich der Zug von Neuem. Die Spitze bildete die Eskorte mit den Geschenken, die in Bambusfächeln getragen wurden; ihnen folgten vier arabische Pferde, sodann kamen, unter Vorantritt eines Musikcorps, eine Abtheilung Kavallerie und ein Zug Infanterie, beides eingeborene indische Truppen; hinter diesen erschien auf einem Elephanten der Sekretär der Gesandtschaft mit dem Briefe des Viceröy's an die birmanische Majestät; dann kam in einem kostbaren Palankin der Gesandte, Major Phahre, geleitet von den Großwürdenträgern auf mit Purpur und Goldstoffen geschmückten Elephanten, und den Beschluß machte ein schier endloses Gefolge von geringeren Größen, jeder Einzelne aber prächtig gekleidet und beritten.

Zu beiden Seiten der Straße, „Weg der Gesandten“ genannt, bildeten vom Seeufer bis zum Palast die königlichen Truppen Spalier. Diese sogenannten Truppen bestanden aus Fischern, Strafgefangenen, zerlumpten Greisen, halb-nackten jungen Kerlen, bewaffnet mit Piken und Stangen; an den Straßenecken hielten auf Elephanten die Offiziere, Kerle mit vergoldeten Papiermaché-Helmen, in schäbigen, bunten, theatralischen Anzügen und mit rostigen Säbeln.

In der Nacht zuvor war ein starker Regen gefallen, der die Straßen zum Theil unter Wasser gesetzt hatte;

hier und da stand der flüssige Schlamm noch in breiten Flächen, und an solchen Stellen waren die Milizen auf Bambusschemel und niedere Bänke gestiegen.

In dem Augenblick, als die Spitze des Zuges gegen das östliche Thor des Palastes einschwenken wollte, erschien aus einer nahe gelegenen Straße eine zweite Kavalkade; es war der „Ein=sche=men“ *) oder Thronerbe mit seinem Gefolge von Kriegern und Hofleuten. Derselbe beeilte sich, der Prozession des Gesandten den Weg abzuschneiden und zuerst die Pforte zu erreichen, eine Unart, welche den fremdländischen Gesandten gegenüber von jeher in Scene gesetzt wurde. Der Prinz saß in einem großen, vergoldeten Palantin, hinter welchem acht riesige, ebenfalls vergoldete Schirme als Zeichen seines Ranges hergetragen wurden. Nachdem er vor dem sich aufstauenden Zuge des Gesandten in das Thor eingezogen war, vollführten seine Begleiter noch eine Zeit lang die auf den Bühnen gebräuchliche Täuschung, indem sie ihre Zahl dadurch zu multiplizieren suchten, daß ein Theil der Schaar den Burghof durch eine Seitenpforte immer wieder verließ und sich, im Ringe laufend, dem Ende stets von Neuem anschloß. Die englischen Herren durchschauten das Manöver und knirschten vor Wuth, die birmanischen Großen aber, im Inneren über diese vorher verabredete Zurücksetzung der verhaßten Barbaren höchst vergnügt, warteten geduldig das Ende der Posse ab.

Als der Gesandte und seine Begleiter endlich aus den Palantins und von den Reitthieren steigen konnten, ver-

*) Ein=sche=men bedeutet: Herr des östlichen Palastes.

kündete das abwechselnde Anschlagen einer großen Glocke und einer mächtigen Trommel hoch von einem Thurme herab die Mittagsstunde. Der Zug durchschritt nunmehr das Thor „Yweh-dau-hu-Laga“, die „Pforte der Auserwählten“, nachdem der Gesandte zuvor den viceköniglichen Brief persönlich in die Hand genommen. Der Han-ma-dau-Phra Wun und seine hohen Kollegen zogen ihre Schuhe ab.

Man näherte sich der großen Audienzhalle. Der vergoldete Säulengang, darüber der vielstöckige Thurm, der von allen Theilen der Stadt sichtbar ist; der große innere Hof mit seinen Gruppen von Gauklern, Tänzern und Akrobaten, die den ganzen Tag über den Palastbewohnern ihre Künste zeigen müssen, die breite, hohe und sehr schmuckige Steintreppe, unterhalb welcher nun auch die Europäer sämtlich ihre Fußbekleidung zurücklassen mußten, die flügelartigen Anbauten, die den Transepten einer Kathedrale gleichen, das Innere der kirchenschiffähnlichen Halle mit dem Thron, der wie ein Altar aussieht, die Säulen, an denen die untere Hälfte roth lackirt, die obere dagegen vergoldet ist — alles dieses verkündete die Stätte, wo Seine Majestät der König von Birma Audienz gab. Der Gesandte und sein Gefolge wurden zu einem im Mittelpunkt der Halle liegenden Teppich geführt, auf welchem sie sich mit gekreuzten Beinen niederlassen mußten.

Der „große, goldfüßige Thron“ erhob sich auf einem breiten Unterbau, einer großen Stufe, welcher einige kirchenstuhlähnliche, mit Gittern versperrte Ausbuchtungen zeigte; an der Wand über dem Throne hingen mehrere

Reihen aufgespannter weißer Schirme, die königlichen Insignien. Im Mittelschiff, zwischen dem Gesandten und dem Thron, kauerte eine doppelte Reihe junger Prinzen, alle in Gold- und Silberbrokat gekleidet; auf dem rechten Flügel vier Söhne des Königs, auf dem linken vier Söhne des Kronprinzen.

Dicht vor der unteren Thronstufe, in einer Art von goldenem, oben offenen Kasten saß der Ein-sche-men selber. Er saß in seiner goldbrokatenen, juwelenfunkelnden Kleidung regungslos wie eine hölzerne Figur, in seiner Hand aber hielt er einen kleinen Spiegel, in welchem er verstoßen alles um ihn Vorgehende beobachtete. An den Wänden und hinter den Säulen, ein wenig in Front der Gesandtschaft, saßen die übrigen Prinzen und die zahlreichen Höflinge, eine imposante Versammlung, die mit ihren Prunkgewändern und edelsteinbedeckten Tiaras wohl an eine Kongregation mittelalterlicher Kirchenfürsten erinnern konnte.

Ehe der Gesandte sich niederließ, hatte er die flache Schale mit dem Brief des Vizekönigs auf ein vergoldetes, mit weißem Muslin überzogenes Tischchen gestellt, welches zu diesem Zweck vor seinem Platze bereit stand. Nachdem Alles feierlich Platz genommen hatte, ertönte aus der Ferne eine martialische Musik; zu beiden Seiten des unteren Thrones öffneten sich kleine Pforten, und zwei Abtheilungen ziemlich europäisch mit rothen Jacken bekleideter Soldaten betraten die Halle. Sie stellten sich rechts und links vor den Säulen auf, knieten dann nieder, nahmen ihre doppelläufigen Flinten zwischen die Beine und kreuzten die Hände über der Brust.

Der letzte Mann befand sich kaum auf seinem Platze, da theilte sich das Gitterwerk der Bogenthüre hinter dem Thron, und man sah den König aus dem dahinter gelegenen Gemach die Stufen zu dem Sitze der Macht emporsteigen. Allem Anschein nach verursachte ihm das große Mühe, denn er kam nur langsam vorwärts, obgleich er seinen goldenen Dhar (Säbel) als Stütze verwendete. Aber das war kein Wunder, da sein mit Juwelen ganz bedecktes Gewand allein nicht weniger als hundertzwanzig Pfund wog. Oben angelangt, stäubte er zunächst eigenhändig die Kissen mit einem dazu mitgebrachten „Chaurie“ oder Fliegenwedel ab, und dann ließ er sich auf der linken Seite des Thrones nieder, den Arm auf das hohe Kissen gestützt, welches vorher von einem Diener mit einer weißen Serviette bedeckt worden war. Zu seiner Rechten und ein wenig hinter ihm setzte die Königin, welche ihm auf dem Fuße gefolgt war, sich auf das Kissen, gleich darauf aus den Händen einer Dienerin den goldenen Spucknapf entgegennehmend, ohne welchen die vornehmen Birmanen nie und nirgends gesehen werden. Sodann nahm die hohe Frau ihre Zuflucht zu ihrem Fächer; sie fächelte erst ihr eigenes Antlitz, dann ein wenig das des Königs; dann erschien von hinten eine geheimnißvolle Hand, welche der Landesmutter eine brennende Cigarre in den Mund praktizirte; Ihre Majestät empfing das Rauchkraut mit erhabenster Würde, legte den Fächer in den Schoß und dampfte nunmehr in schweigender Erwartung.

Der Besitzer des heiligen weißen Elephanten und der Inhaber aller Tugenden war ein stattlicher Herr mit einem

angenehmen, intelligenten Gesicht und feinen Händen. Er trug eine lange Tunika von heller Seide, die aber so dicht mit Edelsteinen besetzt war, daß von dem Gewandstoffe fast nichts wahrgenommen werden konnte. Seine Krone, „Thara-pu“, war ein helmartiges, mit hoher Spitze und Ohrenklappen versehenes Gebilde von dem gleichen Material.

Zwischen beiden Majestäten, an der Vorderkante der Thronplattform, hatte man das große goldene Bild der „Henza“, der heiligen Gans — des nationalen Emblems — aufgestellt.

Und jetzt erst, nachdem das imposante Paar sich auf dem Throne gehörig eingerichtet und zurecht gerückt hatte, nahmen die Herren von der Gesandtschaft feierlichst ihre Hüte ab; alle übrigen Anwesenden aber kreuzten die Hände vor der Brust und neigten sich mit den Gesichtern bis auf den Boden, bei welcher Bewegung die in Reihen sitzenden kleinen Prinzen über einander zu liegen kamen, wie umgefallene Bücher auf einem Wandbrett.

Darauf erhoben sich acht oder zehn Brahmanen in weißen Gewändern und weißen, goldgefaßten Mitren; langsam schritten sie auf den Thron zu und vollführten hier einen choralartigen Lobgesang in der Sanskritsprache. Nach Beendigung desselben begann der Mittelste in birmanischer Sprache einen Solovortrag zum Preise des Königs, dessen vierter und letzter Vers, nach einer Uebersetzung des Major Phayre, also lautete:

„Möge der König ewig siegreich sein! Als der göttliche Buddha den goldenen Thron bestieg, da wurden alle

Geschöpfe in den Millionen Welten seine Unterthanen und er überwand alle seine Feinde. Mögen in gleicher Weise die Könige zu Hunderten, zu Tausenden und zu Zehntausenden kommen und Dir Tribut bringen an himmlischen Waffen, an weißen Elephanten, an fliegenden Pferden, an Jungfrauen, an köstlichen Steinen der verschiedensten Art, und Dir Anbetung erweisen auf Deinem Thron, dessen goldene Füße den Stengeln der Lotosblüthe gleichen, o König!"

Diese überschwängliche Lobpreisung entsprach der Wirklichkeit sehr wenig. Mendun-Men, der „Inhaber aller Tugenden“, der dort so selbstgefällig auf den Polstern des Thrones sich dehnte, hatte vor Kurzem erst seinen Bruder, Pagan-Men, in dessen Residenz überfallen, die Stadt verbrannt, die Einwohner derselben sämmtlich über die Klinge springen lassen, den Prinzen selber aber nach Amarapura geschleppt, wo er ihn, ganz in der Nähe dieser prächtigen Audienzhalle, an Händen und Füßen gefesselt in einem finsternen, engen Kerker gefangen hielt. Und während der überschwängliche Lobgesang die Sinne des Tyrannen umnebelte, kauerte dicht vor dem Thron wie ein lauernder Tiger sein anderer leiblicher Bruder, der Ein-sche-men, und plante mit seinem heimlich spionirenden Spiegel Meuchelmord und Rebellion.

Der Than-dau-gan, eine Art von vortragendem Rath, las jetzt mit lauter, eintöniger Stimme den Brief des Vizekönigs und die Liste der für das Herrscherpaar bestimmten Geschenke vor. Darauf richtete der König durch seinen Sprecher, „die königliche Zunge“ genannt, die drei

bei solchen Gelegenheiten vorgeschriebenen Fragen an den Gesandten:

Königliche Zunge: „Befindet sich die Herrscherin Englands wohl?“

Gesandter: „Die Herrscherin Englands befindet sich wohl.“

Vortragender Rath (laut und eintönig): „Auf Grund des Ruhmes, der Macht und der Herrlichkeit Eurer Majestät befindet sich die Herrscherin Englands wohl, welches ich Eurer Majestät mit tiefstem Gehorsam melde.“

Königliche Zunge: „Wie lange ist es her, seit Ihr das englische Land verließet?“

Gesandter: „Vor fünfundfünfzig Tagen verließen wir Bengalen und sind nun glücklich in der königlichen Stadt angekommen.“

Vortragender Rath (wie oben): „Auf Grund des Ruhmes, der Macht und der Herrlichkeit Eurer Majestät hat der Gesandte vor fünfundfünfzig Tagen das englische Land verlassen und ist jetzt glücklich, den goldfüßigen Thron zu schauen, welches ich Eurer Majestät mit tiefstem Gehorsam melde.“

Königliche Zunge: „Habt Ihr Regen in Fülle und fühlen Wind, daß die Völker froh und sorglos leben können?“

Gesandter: „Die Witterung ist günstig und die Völker leben in Wohlsein.“

Vortragender Rath: „Auf Grund des Ruhmes, der Macht und der Herrlichkeit Eurer Majestät ist die Witterung günstig und leben die Völker in Wohlsein.“

Damit hatte die Audienz ihr Ende erreicht. Der Gesandte und seine Begleiter erhielten einige Geschenke, wie Ringe, goldene Becher und dergleichen, und dann stand der König mit Hilfe der Königin vom Polster auf und stieg, auf seinen Dhar gestützt, langsam die Treppe wieder hinab. Die Musik fiel ein, die Gitterthüren schlossen sich und ein „Wun“ verkündete der Gesandtschaft, daß sie nach Hause gehen möge. —

Am 21. desselben Monats stattete Major Phayre dem König auf besonderen Wunsch desselben einen Privatbesuch ab. Der Empfang war ganz vertraulich. Als der Gesandte sich dem Palaste näherte, fand er sämtliche Personen des Hofstaates unter einer vor demselben errichteten provisorischen Halle versammelt, woselbst man sich an Spiel und Tanz ergötzte. Der König lag auf einem Sopha, welches man auf einem erhöhten Podium aufgestellt hatte. Rings um die Halle kauerten militärische Posten, die Flinte zwischen den Beinen, angethan mit rothen Jacken und rothen Helmen von Papiermaché. Als der König den Gesandten gewahr wurde, zog er sich in den Palast zurück und ließ ihm sagen, daß er ihn in seinem Privatgemach zu sprechen wünsche. Der Major fand hier den Herrscher wiederum auf einem Divan, aber ohne jegliches Abzeichen seiner Würde. Mendun-Men trug die gewöhnliche Landestracht: eine eng anliegende weiße Baumwolljacke und dazu den „Putso“, ein um die Hüften geschlungenes buntes Seidentuch, welches bis auf die Füße herabfällt. Eine Stirnbinde von weißem Muslin vervollständigte diese Kleidung. Zu seiner Linken kauerte ein

halbes Duzend seiner Söhne in demüthiger Stellung mit dem Kinn auf dem Fußboden. Vom Vorzimmer her erklang eine leise Musik von Saiteninstrumenten, ausgeführt von jungen Mädchen in kostbaren Hofgewändern. Einige der vornehmsten Wuns hatten den Gesandten bis in das Gemach geleitet und dann, an der Thüre niederkauernd, Platz genommen.

Nach der formellen Begrüßung erhob Seine Majestät die Hand und die Musik verstummte. Mit leutseligen Worten machte der Monarch seinen Gast sodann auf einige künstlich nachgeahmte Lotosblumen aufmerksam, die in seiner Nähe standen; während er noch sprach, öffneten sich die Knospen und aus jeder flog ein kleiner Vogel heraus, eine Spielerei, die keinem mehr Spaß machte, als dem König selber.

Darauf wendete sich die Unterhaltung einem Vertrage zu, den der Gesandte gern abgeschlossen hätte. Der König aber wich jeder bestimmten Aeußerung aus und erwies sich als ein Meister in allerlei Winkelzügen; denn die Birmanen hassen alle Verträge mit den Europäern, wahrscheinlich, weil sie doch von vornherein sicher sind, dabei übervorthelt zu werden. Nach wenigen Minuten hatte Mendun-Men das Gespräch auf seine Rubinen-Bergwerke gebracht und den Wunsch ausgesprochen, einen europäischen Fachmann für die Leitung derselben zu gewinnen. Dann, ohne die Antwort abzuwarten, begann er von dem Bau des menschlichen Körpers zu sprechen und bat den Major, ihm doch ein aus Holz geschnitztes Skelett zu verschaffen, an welchem man sehen könne, wie die Gelenke beim Nieder-

sitzen und Aufstehen fungiren. Noch ehe aber der Gesandte seine Zusage abgeben konnte, war der redselige Monarch bereits wieder von dem Gegenstande abgesprungen und sagte, nicht ohne eine deutlich bemerkbare Geringschätzung im Tone: „Eure britischen Könige existiren erst seit zweihundert Jahren, wie ich höre.“

„Das ist ein Irrthum,“ entgegnete der Gesandte. „Wenn Eure Majestät erlauben, wird die englische Nation schon seit fünfzehnhundert Jahren von Königen regiert.“

„Nun, meine Vorfahren stammen in direkter Linie vom König Mahatha-Mada ab, dem ersten Fürsten, welcher eine Regierung auf Erden einrichtete; das geschah zu Beginn des gegenwärtigen Kamba,*⁾ vor vielen Millionen Jahren.“

Sodann fragte der König, ob Major Phayre die neu angelegten Wasserwerke des Landes bereits gesehen habe.

„Noch nicht, Eure Majestät, allein ich beabsichtige mich demnächst über dieselben zu informiren.“

„Thuet dies,“ sagte der Monarch eifrig. „Ich habe neunundneunzig Sammelbecken graben und die alten Sammelbecken wiederherstellen lassen, dazu sind sechsundsechzig Kanäle gezogen worden, so daß jetzt eine große Fläche Landes für den Reisbau gewonnen ist. Unter der Regierung des Königs Naurabha-Dzjai wurden 9999 Becken und Kanäle gegraben, die ich ebenfalls wieder in Betrieb setzen will.“

*⁾ „Kamba“ (eigentlich Kalpa) ist der birmanische Name für einen Zeitraum, den wir eine geologische Periode nennen würden.

„Neunundneunzig“ ist im birmanischen Sprachgebrauch lediglich die Bezeichnung einer großen Zahl. So erzählte der König im Laufe der Unterhaltung ferner noch, daß im Distrikt von Tagunp sich 99 Seen befänden, daß im Lande Schan 99 Städte seien, daß Duttagamini, König von Ceylon, 99 Tempel erbaut habe und daß der menschliche Körper, nach der buddhistischen Physiologie, 99 Gelenke und 99,000 Poren aufweise.

Als auf Befehl des Monarchen die „Chronik der Könige“ und andere Bücher herbeigebracht worden waren, bemerkte derselbe: „Die Masse der Erde, des Wassers und der Luft, aus welcher die große Insel (die Erde) besteht, ist sehr groß, aber die Gelehrsamkeit ist noch viel größer, und es kostet schwere Mühen, sie zu erwerben. Wisset Ihr, aus wie vielen Elementen der Körper des Menschen besteht?“

„Ich bekenne meine Unwissenheit, Eure Majestät.“

„So hört. Der Körper besteht aus 99,000 Theilchen, so fein wie Mehl oder Staub. Ein Haar unseres Kopfes erscheint wie ein einziger Faden, dabei aber besteht es aus vielen einzelnen Fäden, die wie das lange Tau, mit welchem Ihr die Tiefe des Wassers messet, zusammengedreht sind. Von den Elementen, deren Zahl auch ich im Augenblick nicht genau anzugeben weiß, verbindet sich die Erde mit den Knochen, das Wasser aber steigt in die Haare... Glaubt Ihr, daß, wenn eine der elementaren Substanzen im menschlichen Körper zerstört würde, der Betreffende am Leben bleiben könnte?“

„Warum nicht? Allerdings vielleicht als Krüppel.“

„Wenn man aber das Element vernichtete, welches die

Körperöffnungen regulirt, könnte ein Mensch dies überleben?"

„Wohl kaum.“

„Ihr habt Recht. Ich habe das schon oft versucht, und sie sind Alle gestorben. Das Studium der Elemente ist für den Arzt das Wichtigste. Wir haben in Birma sehr viel medicinische Schriften, Werke von dieser Dicke!“

Und der König erhob die Hand hoch über seinen Kopf.

„Eure Majestät hat die Güte gehabt, mir den Schädel eines fossilen Alligators zu übersenden. Ich habe gehört, daß man hin und wieder auch die Knochen von Bilus in Ihrem Lande finden soll?“

„Bilusknochen werden häufig im Yau-Distrikt gefunden,“ antwortete der Monarch. „Ihr könnt so viel davon haben, als Ihr nur wollt. Ich will Euch übrigens auch einen ganzen Bilu*) holen lassen, wenn Euch daran liegt. — Man soll Sorge tragen, daß dies geschehe!“ setzte er, gegen die an der Thüre kauern den Wuns gewendet, hinzu.

„Die Leute ziehen sich den Krampf in den Gliedmaßen zu, wenn sie allzu lange auf einer Stelle hocken müssen,“ schloß der König die Unterhaltung, indem er einen bezeichnenden Blick auf die Würdenträger warf.

Damit schnellte er sich vom Divan empor, zog seine

*) „Bilu“ ist ein sagenhafter, dämonischer Affe von riesiger Größe und fürchterlicher Wildheit, ein Ungeheuer, welches Menschen frißt und übernatürliche Eigenschaften besitzt. Es existirt nur in buddhistischen Legenden. Der König nahm es mit seinen Versprechungen eben nicht sehr genau.

Schuhe an und schritt, ohne noch weiter ein Wort zu verlieren, aus dem Gemach.

Der Gesandte war entlassen. Er beschrieb später den König, den er bei dieser Gelegenheit genau beobachtet hatte, als einen kräftigen, muskulösen Mann mit funkelnden, schwarzen, etwas schief geschlitzten Augen, mit schönem Schnurrbart und einem sehr bemerkbaren Zuge brutaler Sinnlichkeit in dem vollen, weißlich geschminkten Gesicht. —

Ein Jahr nach dem hier geschilderten Besuch am birmanischen Hofe wurde die Residenz des Königs nach Mandalay, der heutigen Hauptstadt von Birma, verlegt; die Stadt Amarapura ist seither fast in Trümmer zerfallen.

Mendun-Men starb am 1. Oktober 1878. Der Einsche-men, des Königs Bruder, hatte schon lange vorher durch Mord sein Leben lassen müssen, es folgte daher einer von Mendun-Men's jüngeren Söhnen, der in den letzten Tagen so häufig genannte Thibo, in der Regierung, der lange als ein Despot der schlimmsten Art verschrien worden ist, allein, wie sich jetzt herausgestellt hat, nichts als eine Puppe in den Händen seines schönen, verworfenen Weibes und ihres Günstlings, des ersten Ministers, gewesen ist.

Die jüngste englische Expedition gegen Birma hat nun der Herrschaft der Nachkommen Mahatha-Mada's, und wahrscheinlich für immer, ein Ende gemacht.

Die deutschen Familiennamen.

Sprachwissenschaftliche Skizze

von

Karl Gander.

(Nachdruck verboten.)

Der große Nationalschatz der deutschen Familiennamen, zu dem ein Jeder seinen Pfennig beisteuert, ist für unser Volk gewissermaßen ein todttes Kapital; ein Kapital, aus Münzsorten bestehend, die zwar einst gang und gäbe waren, von denen aber jetzt längst der größte Theil außer Kurs gesetzt und werthlos geworden ist.

Doch was sage ich? Gangbare Münzen sollten die Namen nicht mehr sein? Sollte es eine Münze geben, die täglich mehr in Zahlung gegeben würde, denn sie? Wandern sie nicht stündlich zu Tausenden von Ort zu Ort, selbst Hunderte von Meilen weit? — Wohl wahr! Doch bloßen Rechenpfennigen gleichen sie, für die Menschen zwar nützlich und nothwendig, um sich gegenseitig aus einander zu setzen, sonst aber von geringem Werth.

Zwar gibt es heimische Namen genug, die einen guten Klang haben, nicht bloß im engeren Vaterlande, sondern weit darüber hinaus; solchen Werth haben sie aber stets erst erhalten durch die Person; er ist somit ein äußerer und zufälliger, der für die Millionen deutscher Familien=

namen, deren Träger Berühmtheiten nicht geworden sind, von selbst wegfällt; für sie könnte also nur ein innerer, in dem Namen selbst enthaltener Werth in Betracht kommen, aber auch diesen haben die Namen für die meisten Menschen nicht, weil er von ihnen nicht gefannt wird.

Sind nicht die Namen: Gröschke, Hölderlin, Menzel, Uzel Hieroglyphen? Selbst den Gelehrten, die jetzt ihr Wissen, ihren Fleiß und ihren Scharfsinn der Erklärung der Geschlechtsnamen widmen, macht oft die rechte Ableitung derselben so große Schwierigkeiten, daß einer von ihnen die Namenforschung als den Irrgarten der deutschen Philologie bezeichnet hat. Denn unsere Namen, so inhaltsleer sie uns auch erscheinen mögen, sind durchaus nichts Zufälliges; etwas bedeutete ursprünglich ein jeder von ihnen, und das ist eben die schwierige Aufgabe der Forschung, dieser Bedeutung nachzuspüren.

Wie kommt es aber, daß uns unsere Namen so unverständlich geworden sind?

Zuerst liegt es an dem hohen Alter derselben. — Es sind jetzt 400 bis 500 Jahre her, daß unsere Familiennamen fest geworden sind. Da aber vorzüglich Vornamen zu Geschlechtsnamen wurden, und diese Jahrhunderte lang bereits im Gebrauch waren, so ist das Alter der letzteren jedenfalls ein viel höheres. Viele derselben mögen in ihrem Ursprunge bis zur Völkerwanderung hinaufgehen und sich schon von den Zeiten Siegfried's und Krimhilden's herschreiben, wie z. B. Günther, Siegfried, Hagen, Rüdiger, Volker, Giselherr, Rother, Dietrich, Hildebrand und Ekke.

Hieraus sehen wir aber, daß unsere Namen zum guten

Theil aus einer Zeit stammen, als noch das Althochdeutsche als Volkssprache herrschend war. Welche Wandlung hat diese seitdem durchgemacht! Aus der althochdeutschen hat sie sich zur mittelhochdeutschen und aus dieser zur neuhochdeutschen entwickelt. Die Namen haben in ihrer Erstarrung diese Entwicklung entweder gar nicht mitgemacht oder sie sind hinter derselben zurückgeblieben. Daß sie dadurch aber dem jetzt lebenden Geschlechte unverständlich werden mußten, wird Jeder leicht einsehen.

Aber nicht alle Familiennamen dürfen ein so hohes Alter beanspruchen, da ja nicht alle auf alte Personennamen zurückzuführen sind. Als nach den Kreuzzügen die Städte emporblühten, da wollten die Vornamen allein dem gesteigerten gewerblichen Verkehr nicht mehr genügen. Es wurde schwierig, die vielen gleichnamigen Personen zu unterscheiden. Namentlich bei Kauf- und Erbverträgen machte sich der Mangel von feststehenden, vom Vater auf den Sohn weitererbenden Namen recht fühlbar.

Um Irrungen zu vermeiden, fing man an, Zusätze zu machen. Man setzte entweder dem eigenen noch den Vaternamen hinzu (Heinrich Steffens = Stephans Heinrich; Steffenson = Stephans Sohn), oder das Amt, beziehungsweise die Beschäftigung (Martin Schreiber, Hermann Brauer), auch Wohnung, Eigenschaften, körperliche Eigenheiten und Gebrechen (Amthor, Furchtbar, Breittreuz, Kraushaar, Hinkelbein). Später behielt man solche Zusätze bei; sie vererbten sich auf die Kinder und wurden fest. Selbstverständlich geschah dieses Festwerden nicht überall zu gleicher Zeit. Es geschah in den Städten früher

als auf dem Lande, im Süden und Westen Deutschlands früher als im Norden und Osten, bei den Freien früher als bei den Leibeigenen. Während unter den freien Landleuten von Uri viele schon 1291 wirkliche Geschlechtsnamen hatten, suchen wir sie bei den Hörigen bis in's 14., oft bis in's 16. Jahrhundert vergeblich. Immerhin bildeten sich dieselben aber zu einer Zeit, als in Deutschland eine gemeinsame neuhochdeutsche Volkssprache noch nicht bestand, die landesüblichen Dialekte waren in den verschiedenen Gegenden noch in voller Geltung. Am meisten mußten Unterschiede sich ausprägen zwischen den beiden Hauptmundarten unserer Sprache: dem Ober- und Niederdeutschen.

Und in der That, an fast allen größeren Orten unseres weiten Vaterlandes findet sich der niederdeutsche Boß neben dem oberdeutschen Fuchs, der niederdeutsche Möller neben dem oberdeutschen Müller. In derselben Weise treten auf: Kröger und Krüger, Schulte und Schulze, Buhr und Bauer. Selbst in den Endsilben, wie sie sich in den Verkleinerungs- oder Schmeichelformen entwickelt haben, weichen die Namen der beiden Mundarten wesentlich von einander ab. Der Kern der niederdeutschen Verkleinerungsendung ist ein *f*: Tiedf, Frank, Merf; bei weitem häufiger findet sich *fe*: Tielfe, Franke, Hanke, Heinke; seltener *fen*: Franken, Gödefen. Im Oberdeutschen ist der Kern der Verkleinerungsendung dagegen ein *l*: Fränkel, Hänel, Hahnel, Hebel; in Bayern, Oesterreich, Tirol auch bloß *l*: Märkl, Heindl; in Schwaben *le*: Haenle, Dieterle, Gäbele; schweizerisch *li*: Märkli, Bluntschli, Nägeli; ferner *lin* (schweizerisch und schwäbisch):

Märklin, Scheitlin, Heinlin, Hölderlin, auch len: Nägelen, woraus aber dem Hochdeutschen entsprechend vielfach lein wurde: Negelein, Hänlein, Heinlein.

Aber auch fremde Sprachen haben ihr Theil dazu beigetragen, daß sich das Bild der deutschen Familiennamen so buntfarbig gestaltet hat. Namentlich mit Abkömmlingen aus dem slavischen Sprachgebiet sind dieselben sehr gemischt, weniger aus dem romanischen.

Als die Germanen während der Völkerwanderung ihre Wohnsitze im Osten Deutschlands verließen, drangen Slaven bis zur Elbe und Saale vor und setzten sich hier fest. Zwar wurden später diese Gegenden wieder germanisirt, aber das Deutschthum blieb hier durchsetzt mit einem guten Stück slavischen Volksthums, was sich wie in Sitte und Sprache überhaupt, so auch in den Orts- und Geschlechtsnamen deutlich genug kundthut; viele der letzteren sind slavisch-wendischen Ursprunges, wenn auch ihre Schreibweise deutsch geworden ist; z. B. entspricht der wendische „Woite“ dem deutschen „Schulze“, wie der sehr häufige „Nowack“ oder „Nowack“ unserem „Neumann“. Im Altenburgischen hat sich bis heute die wendische Tracht, in der Lausitz außer ihr auch die Sprache erhalten, die auch von den Kassuben in Pommern noch bewahrt worden ist. In Oberschlesien und an der Neze und Warthe treten polnische Namen häufig auf; von Böhmen her dringen tschechische nach Norden, fast bis in das Herz Deutschlands vor; in Ostpreußen, namentlich in Königsberg, sind lithauische verbreitet. Von den Familiennamen romanischer Abkunft kommen vornehmlich französische infolge der Ein-

wanderung, namentlich von vertriebenen Hugenotten in Betracht.

Obwohl unsere Familiennamen sich seit ihrer Entstehung in einer Erstarrung befinden, weil sie mit der Entwicklung der Sprache nicht Schritt gehalten haben, so sind sie dennoch nicht unverändert geblieben. An Entstellungen, Umdeutungen, Verstümmelungen hat es nicht gefehlt. Diese Entstellungen trafen in erster Linie solche Namen, die man nicht verstand, also fremde und mundartliche. Aus Bogislav wurde Bugslaff und Buklaff, aus Warneking (niederd. Verkleinerung von Werner) Warnkönig, ja es ist sogar möglich gewesen, daß aus dem klangvollen Namen Berend (von Bernhard = Bärenstark) Bierente entstehen konnte. Das sind Wandlungen, die vielleicht ohne Absicht geschehen sind, schlimmer ist es schon, wenn ein echt deutscher Kriemier die Bedeutung seines Namens verschleiern will und sich Enyrim schreibt; doch am allerbedauerlichsten ist es, daß es in Deutschland eine Zeit gegeben hat, in der das reine Uebersetzungs- oder Latinisirungsfeber der Namen eingerissen war; eine Zeit, in welcher man die heimische Sprache als eine barbarische verachtete und sogar Schülern das Spielen nur unter der Bedingung erlaubte, daß dabei lateinisch gesprochen würde. Leider gingen die Gelehrten in der Verwelschung ihrer Namen voran. Das Uebel, welches sie begonnen hatten, erfaßte nur zu bald weitere Kreise. Mancher Flaumbart, der sich mit Mühe durch eine Lateinschule hindurch gearbeitet hatte, fühlte sich nun so gehoben, daß ihm sein deutscher Name nicht mehr genügte, der, wie er glaubte, seiner nunmehr erlangten Be-

deutung nicht zu entsprechen schien. So nannte sich nach Bilmar ein gewisser Mosmann, der Sohn eines Schmiedes, nach dem Gewerbe seines Vaters: Faber; als ihm aber einige lateinische Verse gelungen waren, sogar Fabronius, welches bedeuten sollte, Faber aonius, das ist Musenschmied. Ein Delmann oder Dehler nannte sich Olearius, ein Kruse Krusius, ein Heinze Heinsius, ein Koch Cochius, ein Eckard Eucharis. Aus jener Zeit stammen die verwelchten Namen, an denen wir heute noch keinen Mangel haben: die Sartorius und Prätorius, die Nutius und Lucius, die Pistorius und Ochsenius.

Weil man die Bedeutung der deutschen Namen nicht kannte, darum konnte die krankhafte Neigung, sie zu latinisiren, so große Ausdehnung gewinnen. Ein Vergleich der altdeutschen Namen mit römischen mag zeigen, daß wir Deutsche wahrlich nicht nöthig hatten, uns mit fremden Federn zu schmücken. Wie hoch stehen die altdeutschen Namen doch über den römischen! Wie profaisch müssen uns nicht Namen erscheinen, wie: Fabius, Ventulus, Cicero, Piso (Bohnen-, Linsen-, Erbsen-, Wickenmann), oder ein Porcius und Asinius (Schweine- und Eselzüchter) gegen einen germanischen Maginhard (machtstark), Ellanperht (kraftglänzend), Hunibald (riesenkühn), Hariperht (heerglänzend). Wie armselig und geistlos von einem Vater, der in den Namen seines Kindes nichts weiter hinein zu legen weiß, als daß es das zweite, dritte, sechste, achte ist (Secundus, Tertius, Sextus, Octavianus)! Wie herrlich und erhebend für uns, wenn ein Germane schon bald nach der Geburt durch den Namen Ekkihart oder Garibert

bezeugte, daß er von seinem Kinde wünsche und hoffe, daß es einst schwertstark oder speerprangend, oder durch Mandulf, daß es ein kühner Wolf, durch Grodegang, daß es ein Ruhmesgänger sein möchte; durch Hugubert, daß es als ein denkender Geist hervorleuchten, durch Adalrat und Konrat, daß es auch edel und kühn im Rathe sich erweisen, oder endlich durch Godabrecht, daß es auch vor Gott glänzen möge. Zu Tausenden ließen sich andere, aber ebenso herrliche altdeutsche Namen anführen. Und sie sind nicht etwa ausgestorben! Nein, die Eckardts, Gerberts, Rothgangs, Huberts, Araths, Konrads, Gottbrechts leben noch; der zuletzt genannte Name allein, wie Heinke zusammengestellt hat, in 140 abweichenden Formen. Auf die Namen Deibel und Küpel dürfte heute Niemand besonders stolz sein. Und doch hätten die Besitzer derselben allen Grund dazu. Ist doch der Deibel, zurückgeführt auf Diebold, Theudobald der Volkskühne und als solcher ein naher Verwandter von dem riesigen Germanenfürsten Teutobod (Volkskämpfer), während Küpel nicht weniger ehrenvoll aus Kudprecht (Ruhmesglanz) hergeleitet werden kann.

Diese aus der Heidenzeit unseres Volkes stammenden Namen wurden später, als das Christenthum Annahme fand, gemischt mit jüdischen und griechischen. Nicht bloß der alte Adam und die Erzväter Abraham und Jakob fanden Eingang, sondern auch viele jüdische Propheten: Elias, Heseiel, Daniel, Jonas. Verbreitet sind ferner Tobias und Zacharias, auch David und Salomo. Die vier Evangelisten sind sämtlich vertreten, wenn auch zuweilen etwas verändert oder gekürzt, z. B. Mathäus =

Matthias, Matthesius, Mathees, Mathe, Mathei; Markus = Markes, Marks, Marx; Lukas = Lufs, Lux; Johannes = Jahnke, Janke, Jahn, John, Hansen, Hänfel. Ebenso vollständig erscheinen die Jünger Christi; aber auch sie haben sich, um dem deutschen Ohre angenehmer zu werden, manche Umwandlung gefallen lassen müssen. Petrus wurde zu Peter; Andreas zu Andres, Anders, Drewes; Jakobus zu Jäkel, Job, Köpfe; aus Bartholomäus entstand Barthel, Berthel, Mewes, Möbus; aus Thomas: Thomsen, Thomz, Thom; aus Paulus: Paulig, Paul, Parbel, Pagel. — Aber auch die alten Kirchenväter sind zu Namen verwendet worden; so Ambrosius, Martinus, Augustinus (Augustin) nebst manchen Heiligen: Ignatius, Antonius, Laurentius (Lorenz), Nikolaus, Michael etc.

Auch die jüngeren Namen, die nicht als fertige aus alten Personennamen übernommen wurden, sondern erst neu gebildet werden mußten, sind überaus mannigfaltig und, den verschiedensten Gebieten entlehnt, nicht uninteressant; ein Spiegelbild mittelalterlichen Lebens, enthalten sie ein gut Stück Kulturgeschichte. Manche kulturhistorische Eigenart vergangener Jahrhunderte findet noch in den Namen ihren Konservator. So ist der Versner der Verfertiger der Versen, einer ledernen Hose, die gleich die Fußbekleidung mit in sich schloß. Weiter wären zu nennen der Pfeilschmidt, der Pfeilsticker, der die Stecken für die Pfeile anfertigte, der Buchsellner, der das Pergament zu den Büchern herrichtete, und der Rothmaler, der das Ausmalen der Titel und Anfangsbuchstaben besorgte.

Daß Stand und Gewerbe bei der Namenbildung viel-

fach Verwendung fanden, wurde schon erwähnt. Die große Mehrzahl der heutigen Berufsarten ist vertreten, sofern sie auch wirklich alte Erwerbszweige betreffen, vom Schuster und Schneider bis zum Bürstenbinder, Bratengeiger und Freimann (Scharfrichter). Manche ehemaligen Beschäftigungen werden wir bei uns allerdings kaum noch finden, so die Bärenfänger und Wolfsteller. Der Stocker oder Stöcker lebt in dem jetzigen Gefängnißwärter zwar noch fort, doch hat dieser Niemand mehr in den Stock zu legen. Im Uebrigen gilt der Satz: häufiger Stand, häufiger Name! Weil jedes Dorf seinen Schultheiß hatte, daher die zahllosen Träger des Namens Schulze in den verschiedenen Schreibweisen. Weil fast jedes Landgut seinen Mayer oder Verwalter hatte, darum die vielen Mayer, so daß beinahe wieder eine heillose Verwirrung entstand und eine neue Namengebung nothwendig wurde; aus diesem Grunde die Claus- und Petermayer, die Krug- und Kretschmayer, Gold- und Kieselmayher, Grüh- und Milchmayer, die Grob-, Jung- und Kleinmayer, die Ober-, Unter-, Berg- und Thalmayer — wer wollte sie alle aufzählen? Zehntausend sind's, die Franz Meyer in Osnabrück aus Liebe zu seiner Sippe zusammengesucht hat! Aus analogen Gründen sind auch die Namen: Müller, Schmidt, Schneider, Bauer, Richter, Weber, Krüger so überaus häufig.

Auch Werkzeuge, Münzen, Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände sind in die Familiennamen übergegangen. Pflug, Art, Beil, Bierwagen, Feuerrohr — Weißpfennig, Wucherpfennig, Schimmelpfennig, Fünfschilling, Hundertmark — Kurz-, Lang- und Schönrock, mit Knöpfle und

Kocktäfel, Weiß- und Spizhut, der schwere Eisenhut und das sanfte Häubchen, Trillhose und Holzschuhe, sie alle sind gebräuchliche Namen. Den Koch nannte man wohl spöttlich: Schaumlöffel, den Kaufmann: Pfefferjack, den Schuhmacher: Knieriem, den Tischler: Leimpfann, den Müller: Mehkhose, sowie ja heute noch fast jeder Stand seinen Spiznamen hat.

Unter den von Speisen entlehnten Namen sind am häufigsten Zusammensetzungen mit Brod, Fleisch, Bier und Wein, wie Hirse- und Roggenbrod, Weichbrodt und Truckenbrod — Kalb-, Kinds- und Gensfleisch — Gutbier und Dünnbier, Bitter- und Zuckerbier — Altwein, Gutwein und Sauerwein; ferner: Süßmilch und Sauermilch, Hafermehl, Pfannkuch und Butterweck.

Eine weitere Gruppe bilden die Benennungen nach Eigenschaften. Daß unser Volk in solchen Attributen sehr freigebig war, das beweist uns die Geschichte mit den Beinamen fürstlicher Personen: Karl der Kahle, Otto der Rothe, Heinrich der Heilige, Eberhard von Württemberg der Greiner u. a. Aus Bildungen wie Friedrich der Schöne wurde bei späterer Abschleifung Friedrich Schön, aus Ludwig der Fromme: Ludwig Fromm. Auf diese Weise entstanden Namen wie: Toll, Kühn, Fest, Lang, Schwarz; auch Zusammensetzungen wie: Tollkühn, Unverzagt, Unbescheiden, Wildermuth würden hier zu erwähnen sein.

In ähnlicher Weise wurden auch Bezeichnungen von Körpertheilen zu Familiennamen. Besonders gern wurde verwendet das Haupt: Rauchhaupt, Breithaupt; der Kopf:

Großkopf, Nothkopf; das Haar: Flachshaar, Kraushaar; der Bart: Spitzbart, Weißbart, Griesbart; das Bein: Holbein, Langbein, Einbein, Krummbein; der Fuß: Leichtfuß, Streckfuß. Man denke daran, wie gern wir noch unsere Kinder mit Flachskopf, Krauskopf anreden, und man hat die Erklärung, wie leicht obige Namen sich bilden mußten.

Eine besonders anziehende Gruppe bilden die Satznamen, meist kurze Befehle. Diese Art, kleine Sätze zusammen zu ziehen und daraus Benennungen zu machen, erscheint zuerst im Mittelhochdeutschen, blüht ganz besonders in der volksthümlichen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. Aus dieser Zeit stammt nicht bloß unser Bergigmeinnicht, sondern auch das Kräutlein Denkanmich. Bei Fischart erscheinen Personennamen wie Reddendegen, Streichdenbart. Heute hat unsere Sprache solche Bildungen mehr und mehr wieder abgelegt, vornehmlich in Büchern, wenn auch Wendungen wie Störenfried (stör' den Frieden), Wagehals (wage den Hals), Lebwohl, Stelldichein beibehalten worden sind. In der Umgangssprache, namentlich der mundartlichen, sind sie schon häufiger. Ein rechter Thunichtgut, Gernegroß, Guckindiewelt, Schlagetodt, Hans-auf-allen-Gassen sind Ausdrücke, die wir noch täglich hören. Am zahlreichsten jedoch haben sie uns die Familiennamen aufbewahrt. Schon in den Vornamen finden sich Bezeichnungen wie Traugott, Fürchtegott, Leberecht. Aus den Geschlechtsnamen greife ich heraus: Bleibtreu, Schaffran, Flichschuh, Rundrat, Willfort, Fahrenwald (fahr' in den Wald), Hassenkrug (haß den Krug), Hassenpflug (ein des Pfluges überdrüssiger Bauer), Frißkraut, Bleibimhaus,

Greiffenpfeil, Zudeisen (zude das Eisen), Schüttespeer (schüttele den Speer, englisch Shakespeare), Heltaufderheide, sogar Fressenteufel, Suchenwirt, Kehrrein, Schmedebier, Schluckebier, Trinkaus, Findekeller sind Namen für Leute, die den Keller nur zu oft zu finden wußten.

Auch Wohnstätte und Herkunft der Menschen mußten dazu beitragen, Familiennamen zu bilden, und zwar fallen in diese Gruppe die ältesten derselben, weil Personen, welche frühzeitig Grundbesitz hatten, sich auch bald darnach benannten. Vornehmlich waren dies Personen ritterlichen Standes; daher gehören alle altadeligen Namen hierher. Vielfach sind die betreffenden Orte und Burgen noch aufzufinden, während andererseits eine Menge in den Kriegszzeiten verschwunden und nur noch in den Geschlechtsnamen erhalten sind. Anfänglich wechselten solche Benennungen mit dem Besitz, erst später vererbten sie sich wie die übrigen Namen.

Doch auch Leute bürgerlichen Standes nannten sich nach Herkunft und Wohnung. Zum Theil sind solche Bezeichnungen allgemeiner Natur wie: „auf der Mauer“, „beim Born“, „am Ende“, „unter den Weiden“. Mit der Zeit wurde das Verhältnißwort häufig fortgelassen, ein „am Ende“ nannte sich kurzweg „Ende“. So geschah es auch bei den von bestimmten Ortschaften abgeleiteten Namen, deren Träger später alle das „von“ ablegten und den einfachen Ortsnamen führten. Ein Hans von Danzig hieß wohl auch der Danziger, Präposition und Artikel fielen ab und es blieben die Namen Danzig und Danziger. Die Detmoldische Familie Werth zeichnete noch vor circa sechzig Jahren aus dem Werth

(Insel); andere, die ihren Namen vollständig erhalten wollen, schreiben sich wenigstens nicht „von der Heid“, sondern „Bonderheid“, um ihre bürgerliche Abstammung zu kennzeichnen. Jedoch seien noch einige von den unverfehrt gebliebenen Bildungen aufgeführt: Zumbrunn, Imhoff, Imfeld, Vormbaum. Unter den vom Wohnorte entlehnten Benennungen sind am leichtesten die zu erkennen, welche auf =berg, =thal, =dorf, =burg, =busch, =wald, =feld, =eck, =brück, =haus, =hagen, =heim, =hof, =holz, =horst, =leben, =rode, =stadt, =stein u. dgl. endigen.

Unsere Vorfahren, die mit so sinnigem Auge die Natur betrachteten, mußten sehr leicht darauf kommen, Menschen mit Thieren in Vergleich zu stellen. Die Wappenschilder des Adels weisen darauf hin, daß es mit Vorliebe geschah. Noch heute sind Wendungen wie: „er hat Augen wie ein Fuchs“, „eine Stimme wie ein Bär“ durchaus volksthümlich. Auch die vaterländische Geschichte weist Beinamen aus dem Thierreiche auf: Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe. Solche Benennungen waren ursprünglich gewiß häufig. Auf ganz bestimmte Personen berechnet, verloren sie aber sofort den wesentlichsten Theil ihrer Bedeutung, als sie sich vererbten und ganze Familien bezeichnen sollten. Der Artikel fiel bald fort und Namen wie Bär und Fuchs blieben allein. Fast die ganze heimische Thierwelt ist vertreten: vom Wolf und Bär, Hirsch, Reh, Eber, Gase, vom Roß und Ochse bis herunter zur Maus. Von Vögeln sind besonders häufig: Adler, Geier, Habicht, Falk, Hahn, Gans, Rabe. Zusammensetzungen mit Fisch sind überall verbreitet; Namen wie Hecht, Zander, Hering, Stichling

dagegen selten und manche zweifelhafter Abstammung. So ist der Zander wahrscheinlich der verkürzte Alexander, Hering vielleicht niederdeutsche Verkleinerung von Hero (Heer). Auch der Name Dchs, der seinen Trägern gewiß schon manchen Spott eingetragen hat, zeigt so recht, wie ein unscheinbares Aeußere oft den besten inneren Werth verhüllt; denn er würde, von dem alten Otger oder Audagar abgeleitet, als Speerbesitzer zu erklären sein. Manche der Thiernamen mögen zuerst auf das Haus und von diesem auf den Besitzer übergegangen sein. Es ist bekannt, daß im Mittelalter in den Städten viele Gebäude besondere Namen hatten, wie sie sich bei Wirthshäusern bis in die Gegenwart erhalten haben, wo dann auf den Schildern ein Bär, ein Löwe, ein Hirsch, ein Adler, eine Gans, eine Taube u. dgl. prangt. Auch ritterliche Namen sind zuweilen Thieren entlehnt. Auf welche Weise solche Familiennamen entstanden, das erzählt uns die Sage von den Herren v. Schweinichen in Schlesien. Sie hießen ursprünglich v. Thomaswaldau. Ein Sproß der Familie war Page bei der Königin Libussa von Böhmen. Die Königin ging eines Tages mit ihrer Hofdame im Walde spazieren und der Page ein angemessenes Stück hinter ihr. Da kam ein wilder Eber und nahm seinen Lauf gerade auf die Königin. Der Page springt vor, faßt den Eber beim Ohr und hält ihn fest, so daß Libussa unbelästigt bleibt. Für diese kühne That macht die Königin den Page zum Ritter mit dem Namen: Ritter vom Schwein. Seine Nachkommen, die nicht bloß den wilden Eber im Wappen führten, sondern auch ein die ganze Geschichte

darstellendes Bild aufbewahrten, setzten später ihrem Namen den ursprünglichen hinzu und nannten sich v. Schweini-chen-Thomaswaldau.

So sehen wir, daß unsere deutschen Familiennamen keineswegs ein leerer, bedeutungsloser Schall sind, sondern auf eine bestimmte Eigenschaft, Handlung, einen Wohnort oder Besitz des Vorfahren hindeuten, der zuerst den Namen trug. Wir sollten sie daher in Ehren halten und auch in Bezug auf die Vornamen sollte allgemein der Wahlspruch gelten: „Nur deutsche Namen für unsere Kinder!“

W i e n e r W a l z e r .

Bilder aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau.

Von

B. v. Wolfshofer.

(Nachdruck verboten.)

In dem herrlichen Musentempel am ehemaligen Kärnthnerthor in Wien ging in jüngster Zeit ein Ballet über die Bretter, welches den größten Beifall fand. Es heißt „Wiener Walzer“ und verherrlicht die Geschichte dieses Tanzes von seinen primitiven Urfanfängen bis zu der hohen Vervollkommnung unserer Zeit. Aber nicht

Jedermann hat Gelegenheit, sein Auge an der Pracht der Tänze, sein Ohr an dem Reiz der Rhythmen dieses Ballets zu weiden, und daher wird eine kurze Geschichte des Wiener Walzers unseren Lesern nicht unwillkommen sein.

Der Tanz ist ursprünglich ein Bestandtheil des religiösen Kultus. Bei den Opferfesten unserer germanischen Vorfahren hat er ohne Zweifel seine Rolle gespielt. Mit dem feierlichen Ernst, welchen die Feste des Christenthums beanspruchten, vertrug sich allerdings der Tanz nicht. In demselben Maße, wie sich deshalb der neue Glaube verbreitete, löste sich nunmehr auch der Tanz von den Gebräuchen des eigentlichen Kultus los. Dafür schlug er im Volksleben um so tiefere Wurzeln, und wo es irgend eine Belustigung gab, erscheint er als unzertrennlicher Begleiter derselben.

So begegnet uns auch der Walzer in seinen primitiven, Anfangsstadien zu allererst bei den germanischen Alpenvölkern. Er ist dort nicht nur von der Melodie, sondern sogar noch von einem Text begleitet. Denn ein Volk, welches noch die volle Ursprünglichkeit des Wesens zeigt, will seine elementare Freude am Dasein nicht allein durch eine Weise, sondern auch durch das Wort und selbst durch einen bestimmten Akt der Bewegung zum Ausdruck bringen. Allmählig aber wirft, wie der Schmetterling die unbequeme Puppenhülle, so auch die Melodie den Text von sich ab, um sich dafür den Rhythmen des Fußes um so inniger anzuschließen. So entstand der moderne Tanz mit seinem Reichthum an Weisen aller Art.

In den süddeutschen Bergen hat sich jenes Urbild des

Walzers ohne den modernen Lösungsprozeß noch erhalten. Hier auf den Halden, in den waldduftenden Thälern treibt er noch genau wie vor vielen Jahrhunderten sein lustiges Wesen. Wenn sich die Jugend zum frohen Beisammensein einfindet, läßt es sich der Bursch, welcher sein Mädchen im Kreise dreht, nicht nehmen, Melodie und Taktschritt durch das Wort zu ergänzen. Er stampft den Estrich mit dem Fuße, er überjohlt die Weise der Spielleute, und als Produkt dieser frohen Stimmung jubeln seine Lippen den „Schnadahüpfel“.

An dem äußersten Fuße dieser Gebirgszüge hatten alte Kolonisten den Grund zum heutigen Wien gelegt. Basierend auf glücklichen Bedingungen, wuchs die Stadt. Zu der Pracht und Macht reicher Fürstengeschlechter, welche hier ihren Hof aufschlugen, gesellte sich die Schönheit der Landschaft. Felder, die vom Erntesegen strotzten, säumten die Ufer der Donau ein und dichte Nebengelände schoben sich zwischen die Häuserzeilen der Vorstädte. Schon das früheste Mittelalter kennt Wien als die sanges- und tanzeslustigste Stadt unter den deutschen Stämmen. Fürsten und Volk wetteiferten mit einander in der Pflege und Bethätigung solchen Frohsinns. Wie märchenhaft klingen aus jenen Zeiten die Berichte, die uns von den schönen Tanzliedern erzählen, welche schon Walter von der Vogelweide zur Reigenlust in Wien erklingen ließ. Man sieht im Geiste den lustigen Spielmann Heini von Steier und hört den Jubel der Wiener, wenn sie sich zurufen: „Der Heini von Steier ist wieder im Land!“ Und als ihr sanges- und reigenkundiger Fürst Erzherzog Leopold VII.

von Oesterreich im Jahre 1230 von ihnen schied, klagten sie in wirklicher Betrübniß:

„Wer singet uns nu vor
Zu Wienn uff dem tor,
Als er viel dicke (oft) hat getan,
Der viel tugendreiche Mann!
Wer stift uns an den Reien
In dem Herbst und in dem maien!“

So liegen alle Anzeichen vor, daß man jenen Gebirgstanz mit seinem Schnadahüpfel bereits zu den Zeiten der Babenberger in Wien ebenso gut gekannt hat, wie nur in irgend einer anderen Stadt, welche von deutschen Nelsplern bewohnt wurde. Durch das ganze Mittelalter hielt dann diese Stimmung an. Denn die Habsburger pflegten sie ebenfalls. Kaiser Max war ein Minnesänger mit jener Lust am Frohsinn, wie sie dem gesammten Süden Deutschlands aufgeprägt ist. Erst als unter seinem Enkel und Nachfolger Karl V. der Hof in Wien spanische Sitten annahm, erlitt jene vorwiegend deutsche Strömung eine gewisse Einschränkung. Aber das Volk in seiner Gesamtheit ließ sich zu der neuen Richtung nicht bekehren, wie seine Sprache blieb auch seine Belustigung gut deutsch. An den Kirchtagen und Weinlesefesten tanzte man noch immer den alten gemüthlichen Ländler und schmetterte dazu den Schnadahüpfel in die Luft, wie es die Altvordern vor Jahrhunderten gethan.

Gleichwohl konnte diese fremde Richtung für die Entwicklung der Musik, welche den Tanz begleitete, nicht förderlich sein. Der spanische Einfluß erstreckte sich ja natur-

gemäß bis auf die Kunst. Als darum die Musik zu Ende des verfloffenen Jahrhunderts in Wien einen so gewaltigen Aufschwung nahm, kam sie dem Deutschthum zuerst am wenigsten zugute. Sie sollte eben nur die Menuets und Quadrillen begleiten, welche Hof und Adel damals in Wien allgemein tanzten. Selbst Haydn und Mozart stehen noch unter diesem Einfluß. Die Tanzstücke, welche sie komponirten, athmen bei all' ihrer Schönheit und Ursprünglichkeit nichtsdestoweniger eine gewisse Bornehmheit, welche der deutsche Tanz des Volkes zu jener Zeit am allerwenigsten kannte.

Merding's tanzte man damals selbst in der vornehmen Gesellschaft einen Walzer, der aber mit dem modernen Tanze dieses Namens, wie er sich aus dem uralten Ländler der Gebirgsbewohner entwickelte, nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte. In einer Oper Martini's: „Una cosa rara“, welche damals viel bewundert wurde, tanzten ihn vier Damen als Einlage. Das gefiel so, daß sofort die vornehme Gesellschaft Wiens dies Beispiel nachahmte.

Es war allerdings ein deutscher Tanz, der uralte bayerische „Langaus“, welchen der wälsche Komponist hier mit fremdem Aufpuß in seiner Oper ausstaffirt hatte. Aber sein eigentlicher volksthümlicher Charakter war dadurch bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Für germanischen Ursprungs konnte er ebenso wenig gelten, wie die „deutschen Tänze“, welche sich gleichfalls in jener Zeit einer großen Beliebtheit erfreuten. Denn diese waren wiederum aus der „Allemande“ hervorgegangen, einem

allerdings ursprünglich elsässischen Tanz, welcher jedoch bei dem Umweg über den Hof Ludwig's XIV. jeden deutschen Zug vollkommen eingebüßt hatte. Die Bevölkerung Wiens in ihrer großen Allgemeinheit kümmerte sich um den verwälschten „Langaus“ Martini's ebenso wenig, wie um die französische „Allemande“. Wenn der Wiener sein Kirchweihfest beging, drehte er sich noch immer nach seinem alten prächtigen Ländler und juchzte seinen Schnadahüpfel dazu.

In demselben Maße, wie dann Herrscherhaus und Hof in Wien zum Deutschthum zurückkehrten, wurde auch die Musik dieses Volkstanzes dadurch beeinflusst. Die ersten Symptome der neuen Epoche zeigen sich unter Maria Theresia, um dann unter Joseph II. und Franz I. immer mächtiger anzuschwellen. Der volksthümliche Ländler findet endlich den Komponisten, welcher sich seiner annimmt, um ihn von seinen Schlacken zu befreien. Natürlich war dies ein echt Wiener Kind, ein Sohn des Volkes, durchströmt von dem Blute der Aelpler, die sich einst bis in die Niederungen der Donau hinein ansiedelten. Die Ländler, welche Franz Schubert komponirte, mahnen noch an die Gebirgsluft. Bei all' ihrer berausenden Schönheit athmen sie gleichsam die echte Naivetät eines jubilirenden Volksgemüthes. Es konnte auch Niemand für eine solche Schöpfung berufener sein, als Franz Schubert. War er doch in der That aus der untersten Schicht des Volkes hervorgegangen, noch dazu aus jener Vorstadt, wo sich Ländler und Schnadahüpfel am frischesten erhalten hatten — aus Rußdorf, wo sich Rebe an Rebe über den Bergrücken spinnt bis herunter zur schönen blauen Donau.

Die Ländler Schubert's fanden denn auch den Beifall, welchen sie verdienten. Auf den Kirchweihfesten jodelte sie das Volk, und auf den glänzenden Festen der Hofburg drehte sich der Cavalier nach ihnen mit seiner reifrocktragenden Dame. All' die Tänze, welche zu Beginn unseres Jahrhunderts in Wien beliebt waren — Polonaise, Eccossaise, Polka, Mazurka — sie mußten sich flüchten vor der Beliebtheit, welchen der deutsche Ländler Franz Schubert's fand. Uebrigens hat er selber auch für jene fremdländischen Tänze Compositionen geliefert. Gewiß verrathen sie den großen Meister, welcher sie geschaffen, aber seinen Ländlern kommen sie darum doch nimmer gleich; man merkt ihnen bei aller Schönheit gleichwohl an, daß sie ein fremder Tropfen in dem Blute dieses echt deutschen Tondichters sind.

Aus der Reihe Derjenigen, welche, durch Schubert's Beispiel angeregt, dem volksthümlichen Ländler ihre Aufmerksamkeit nunmehr zuwandten, ragt Joseph Vanner hervor. Wie Jener ein echter Sohn Wiens, war er auch aus Dürftigkeit und Arbeit hervorgegangen. Alte Wiener erinnern sich noch aus den zwanziger Jahren eines jungen Mannes, welcher sich in dürftiger Kleidung vor dem Burgthor sein Brod ergeigte. Gleichgiltig warfen sie ihm im Vorübergehen ihre Spende in den abgegriffenen Hut, ohne zu ahnen, daß der bescheidene Geiger einst als Liebling der Kaiserstadt Wien das Ehrenbürgerrecht derselben erhalten werde. Zuerst trat Vanner vollkommen in die Fußstapfen Schubert's. Wie Jener pflegte er den volksthümlichen Ländler. Aber bald entpuppt er sich unter seinen emsig spielenden und komponirenden Fingern als Walzer.

Wie ein prächtiger Schmetterling flattert er nun durch alle Kreise Wiens.

Der Erfolg blieb Lanner treu. Jeder neue Walzer, welchen er schuf, trug diesem Tanz eine größere Beliebtheit und Verbreitung ein. Ueber Deutschland hinaus fand er, getragen von den Melodien Joseph Lanner's, bei allen kultivirten Völkern diesseit und jenseit des Oceans einen gleichen Anklang. Die Walzer Lanner's sind noch heute unvergessen. Vor Allem haben sie sich in der Erinnerung des Volkes erhalten. Wenn der Wiener in eine echt frohe Stimmung geräth, begehrt er ganz gewiß, daß man ihm einen Walzer von Lanner aufspielt. Besonders beliebt ist der „Schönbrunner“. Der Volksmund hat diesem Walzer auch einen schlichten Text angefügt, und Beide erben sich von Generation zu Generation fort.

Lanner's Nachfolger war Johann Strauß, der Vater des „Walzerkönigs“. An Erfindung wie Vertiefung des melodischen Elements konnte er sich mit Lanner keineswegs messen. Aber seine Kompositionen waren sprühender, lebhafter, als die zumeist bedächtige, getragene Weise desselben. Sie verloren gleichsam den spezifisch wienerischen Charakter, um dafür einen beinahe internationalen einzutauschen. Während man bei den Walzern Lanner's noch recht gut ihre Entstehung aus dem volksthümlichen Ländler bemerkt, ist bei denen von Johann Strauß die Verwandtschaft bereits gänzlich verwischt. Aber dadurch wurde auch seine Verbreitung noch mehr beschleunigt. Die Wiener Walzer riefen schon damals überall, wo sie vernommen wurden, lebhaften Beifall hervor.

Seine Söhne Eduard, Joseph und Johann setzten den Beruf des Vaters fort. Man weiß, daß der jüngste, welchen die musikalische Welt den „Walzerkönig“ getauft hat, der genialste von ihnen ist. Die beliebtesten seiner zahlreichen Kompositionen sind wohl die Walzer: „An der schönen blauen Donau“, „Wiener Blut“, „Wein, Weib, Gesang“; ferner aus der Operette „Indigo“ der Walzer „Tausend und eine Nacht“, aus der „Fledermaus“ der Walzer „Du und Du“, aus dem „Spizentuch der Königin“ der Walzer „Rosen aus dem Süden“, aus dem „Lustigen Krieg“ der Walzer „Nur für Natur“, aus „Eine Nacht in Venedig“ der „Lagunenwalzer“. Dabei kann uns jeder Tag aus der Feder des ebenso fleißigen wie begabten Meisters einen neuen Walzer bringen. Johann Strauß ist nach dem einstimmigen Urtheil der bedeutendste Walzerkomponist, welcher bisher gelebt hat. Er verbindet die gemüthvolle Vertiefung eines Vanner mit der prickelnden Geschmeidigkeit seines Vaters. Seine Kompositionen haben nicht nur Glanz und Feuer, sie besitzen auch Seele und Gemüth.

Damit wären wir bis zu der neuesten Phase der Entwicklung des Walzers gelangt. Aber außer von dem „Walzerkönig“ Johann Strauß wird er in Wien noch von mehreren sehr bedeutenden Komponisten gepflegt. Vor Allem sind hier Suppé, Genée und in jüngster Zeit Millöcker zu nennen, welche in ihren Operetten die Welt fortdauernd mit neuen Walzern beschenken. Und wie sie Alle insgesammt in oder bei Wien wohnen, weisen auch ihre Kompositionen ein echt wienerisches, deutsches Kolorit auf. Jeder, der selber tanzt, weiß, wie sehr sich diese

Walzer von denen anderer unterscheiden. Der geniale Chopin hat Walzer von klassischer Schönheit komponirt und Karl Maria v. Weber hat mit seiner „Aufforderung zum Tanz“ ein Tonstück von unsterblichem Werth geschaffen. Aber sie wahren nur den bestimmten Rhythmus, ohne daß man im Grunde nach ihnen tanzen kann. Dagegen schmeicheln die Walzer der Wiener Meister ebenso sehr dem Ohr, wie sie den Fuß elektrisiren. Der Wiener weiß aber auch sehr wohl, daß der Ruhm, welchen jene Komponisten in der ganzen musikalischen Welt genießen, nicht gering anzuschlagen ist. Einen Theil davon nimmt er auch für sich selber in Anspruch, wie das Lied beweist, welches heute die Gassenjungen allüberall in der prächtigen alten Kaiserstadt an der Donau nicht ohne einen Anflug von Selbstbewußtsein jodeln:

„Dös waß nur a Weaner,
A wean'risches Blut,
Woß a wean'rischer Walzer
Dem Weaner anthut.“

oder:

„Denn a wean'rischer Tanz
An a wean'risches Liad —
Dös is was für'n Weaner,
Für's wean'rische G'müath.“

Ebenso natürlich ist es, daß man in Wien wie überhaupt in Deutschland den Walzer am besten tanzt. Der Takt desselben scheint dem Fuß bei uns nun einmal angeboren zu sein. Das erkennen auch die anderen Nationen offen an, und es gibt wohl dafür kaum einen charakteristischeren Beweis, als der Ausspruch, welchen der geistvolle

Franzose Alfred de Musset einstmals gethan. „Madame,“ sagt er in einem seiner schönsten Gedichte, „Sie haben alle Reize der Welt; ich bewundere Sie nach allen Richtungen; nur eines möchte ich Ihnen wünschen: daß Sie nämlich so gut walzten, wie ein deutscher Bauernbursch.“ Aufrichtiger kann man die Ueberlegenheit der Deutschen in der Ausführung des nationalen Tanzes nicht zugestehen, als es an dieser Stelle aus dem Munde eines Franzosen geschehen ist, und wir schließen daher auch mit dieser Bemerkung unsere Skizze über den Wiener Walzer.

Die Marshall-Inseln.

Unsere jüngste Erwerbung im stillen Ocean.

Geographische Skizze.

Von

Karl Sager.

(Nachdruck verboten.)

Als im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts einige Hamburger Kaufleute begannen, mit mehreren Inseln der Südsee in Handelsbeziehungen zu treten, da ahnte wohl Niemand, daß aus diesen bescheidenen Anfängen im letzten Viertel des Jahrhunderts sich die Schutzherrschaft des deutschen Reiches über jene Inselgruppen der Südsee ent-

wickeln würde, wie dies jetzt thatsächlich der Fall ist, eine Schutzherrschaft, welche durch die jüngst erfolgte Besitzergreifung der Marschall-Inseln abermals eine Erweiterung erfahren hat.

Längst hatten dort zwei deutsche Firmen (die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft und Robertson Herzheim, beide in Hamburg) die Handelserfolge der englischen und amerikanischen Konkurrenten weit überflügelt, haben vielfach auch eigenen Grundbesitz erworben, und von 56 fremden Schiffen, die im Jahre 1883 den Hafen von Jaluit (spr. Dschalut) besuchten, waren 39 unter deutscher Flagge. Aber erst am 15. Oktober 1885 erfolgte durch den Kreuzer „Nautilus“ die längst berechtigte Erklärung der Schutzherrschaft des deutschen Reiches über diese Inselgruppe.

Unter den Marschall-Inseln ist kein einziges hohes Eiland; mehr als 3 Meter überragen nur wenige die Fluthlinie. Sie gehören fast sämmtlich zu jener bekannten Art von Korallenbildungen, wo eine Anzahl von größeren und kleineren, oft winzig kleinen Eilanden perlförmig aufgereiht auf einem Riff liegen, das mehr oder minder ringförmig eine ruhige, grünliche Flachsee, die Lagune, umschließt, während sich tosend am Riff die weiße Brandung bricht. Hier und dort ist dieses von Lücken durchschnitten, welche Booten und Schiffen die Einfahrt in die Lagune gestatten, auch trägt kleinere Fahrzeuge die Fluth mitunter ohne Anstoß über das Riff hinweg. So bieten diese eigenartigen Inselbildungen (Atolle) oft die vorzüglichsten Naturhäfen, und Jaluit, der deutsche Konsulatsitz, hat einen der besten der Welt.

Die Marschall-Inseln bestehen aus 32 solcher Atolle, die in zwei nahezu parallelen Reihen, der Ralik- und der Ratak-Kette, in dem Theil des Oceans, den wir Mikronesien nennen (von $4^{\circ} 37'$ bis $11^{\circ} 40'$ südl. Br. und $165^{\circ} 24'$ bis $171^{\circ} 12'$ östl. L.), in der Richtung von Südost nach Nordwest sich ausbreiten. Die Gesamtbodenfläche dieser Inseln ist sehr gering, sie beträgt nur 400 Quadratkilometer oder 7,3 deutsche geographische Quadratmeilen, kommt also gerade dem Gebiete der freien Stadt Hamburg gleich. Das größte Atoll ist Jaluit, am Südeude der östlichen, der Ratak-Kette, dessen Korallenbank 55 kleine Eilande trägt, die zusammen 90 Quadratkilometer Areal aufweisen und im Jahre 1878 von 1006 Menschen (335 Männern, 398 Frauen und 273 Kindern) bewohnt waren. Die Gesamtbewohnerschaft der Marschall-Inseln beträgt 10,700 Menschen.

Fast anderthalb Jahrhunderte lang war dieser Archipel der Welt verloren, als ihn Byron im Jahre 1765 zum zweiten Male entdeckte — der erste Entdecker war der Spanier Saavedra im Jahre 1529 gewesen — und noch ein halbes Jahrhundert blieb er trotz verschiedener Besuche durch Europäer unbekannt, bis eine russische Expedition unter Rozebue 1816 und 1817 eine systematische Durchforschung der Ratak-Inseln unternahm.

„Uns trat überall,“ schreibt Chamisso, der diese russische Expedition begleitete, „das Bild des Friedens bei einem werdenden Volke entgegen, wir sahen neue Pflanzungen, fortschreitende Kultur, viele aufwachsende Kinder bei einer geringen Menschenzahl, zärtliche Sorgfalt der Väter für

ihre Erzeugten, anmuthige leichte Sitten, Gleichheit im Umgang zwischen Häuptlingen und Mannen, keine Erniedrigung vor Mächtigeren, und bei größerer Armuth und minderem Selbstvertrauen keine der Laster durchblicken, welche die Völkerschaften des östlichen Polynesien entstellen.“ Seine Schilderung, die nimmer müde wird, Lobenswerthes zu erzählen, schließt er mit den Worten: „Die dürftigen und gefahrdrohenden Riffe Katakas haben nichts, was die Europäer anziehen vermöchte, und wir wünschen unseren kindergleichen Freunden das Glück, in ihrer Abgeschlossenheit zu beharren. Die Anmuth ihrer Sitten, die holde Scham, die sie ziert, sind Blüthen der Natur, die auf keinen Begriff von Tugend gestützt sind. Sie würden sich unseren Lastern leicht bildsam erweisen, und wie das Opfer unserer Lüste, unsere Verachtung auf sich ziehen.“

Indessen — die Riffe der Marschall-Inseln boten doch etwas, das den Europäer reizte, und ihre Bewohner wurden hineingezogen in das Jagen nach irdischen Gütern. Die „holde Scham“, die vielleicht schon damals mehr der Dichter als der Forscher gesehen hatte, ward zerstört. Eigenen und fremden Lastern fielen die Bewohner zum Opfer. Heute sind sie ein im Niedergange begriffenes Volk und ziehen, wenn auch nicht unsere Verachtung, doch unser Mitleid auf sich.

Die Marschall-Inulaner sind ein kleiner, schwächlicher Menschenschlag von schmutzig-brauner Hautfarbe; nur die Häuptlinge und die Bewohner der nördlichen Inseln, die mit Fremden weniger in Berührung kommen, erscheinen als große, wohlgebaute Gestalten. Ihre Gesichtszüge sind nicht

unangenehm, der Mund hie und da anmuthig geformt, die Nase nicht sehr platt, die Stirne stark zurückfliehend. Sie altern früh, die Weiber, ehe sie ganz zur Blüthe kommen. Selten krauseln sich die schwarzen Kopfhaare, meist sind sie glatt; früher trug man sie lang und schlang sie um einen Knoten auf dem Wirbel; wo die Mission gebietet, ist diese Tracht jetzt verpönt. Spärlich ist der Bartwuchs; doch kommen sehr lange, aber dünne Bärte mitunter vor.

Die Frauen sind gewöhnlich kleiner und schwächer von Gestalt als die Männer, dafür aber auch zierlicher, gelenkiger und anmuthiger; bei diesen erscheint das Gesicht mehr länglich, bei den Frauen rund und voll. Junge Mädchen bekleiden sich nur mit einem Mattenschürzchen; später wird eine zweite Matte über die erste geschoben. Den Oberkörper deckt ein buntes Kattunjäckchen, das die Mission eingeführt hat. Kränze und wohlriechende Blumen schmücken das Haar. Die Männer gehen mit einem Gürtel (Kangur) und darüber haben sie einen weit abstehenden Bastrock. Halsbänder von Kokoschale, Korallen, Thierzähnen, Knochen, Blumen und Blättern dienen als Zierrath, namentlich aber Rollen von Pandanusblättern, manchmal mit feinen Schildpattlagen überzogen, die man in das durchlochte Ohrläppchen steckt. Häufig wird, wenn das Läppchen für den Schmuck nicht ausreicht, auch noch die Backenhaut dazu genommen.

Die Tättowirung, die sich in reicher Abwechslung und anmuthigen Linien fast über den ganzen Körper erstreckt, stand ehemals unverkennbar mit der Religion im Zusammenhang. Ein Priester (Dritanan), dem dafür ein hoher Preis

zu entrichten war, malte sie mit der schmalen Schwanzfeder eines Seevogels auf die Haut, und Monate lang dauerte das Einähen, während vor der Hütte Frauen Tag und Nacht einen Gesang unterhielten. Der Verkehr zwischen Männern und Frauen war unterdessen verboten. Frauen sind nur wenig tätowirt, Knaben vor dem Jünglingsalter tragen nur einige Zeichen. Heute hat die Hautzeichnung ihre Bedeutung verloren; die Eingeborenen selbst wissen nichts mehr von ihrer früheren Wichtigkeit, obwohl sie noch angewendet wird. Ein Muster von vier Linien, die von den Schläfen zur Kinnlade laufen, ist das Kennzeichen hoher Häuptlinge.

Als diese Insulaner noch in ihrer ursprünglichen Vorstellungswelt befangen waren, da verehrten sie einen Gott Anidsch, dem das Kopfende des Lagers geweiht war, wohin man jeden ersten Bissen der Mahlzeit warf. Dem Drifanan erschien der Anidsch und offenbarte die Zukunft. Während dessen nahm der Priester weder Speise noch Trank zu sich und fastete oft drei Tage. Dann aber brachte das Volk dem einflußreichen Mann reichliche Gaben und erfuhr nun, ob man Krieg unternehmen solle, ob die Dürre noch länger dauere, ob günstiger Wind für eine beabsichtigte Reise eintreten würde oder nicht.

In neuerer Zeit hat man das Christenthum einzuführen gesucht, und zwar war es die amerikanisch-hawaiische Missionsgesellschaft, die seit dem Jahre 1856 hier thätig war. Vor einigen Jahren sind die amerikanischen Missionäre nach den Karolinen übergesiedelt, und das geistige Heil der Marschall-Insulaner ruhte seitdem in der Hand

einiger einheimischer und hawaiischer Lehrer, die zum Theil vor kurzer Zeit selbst noch Heiden waren.

Die Eingeborenen, welche Aufnahme in die Gemeinde gefunden haben, zahlen Abgaben an die Missionäre, welche ihnen auch Lesen und Schreiben beizubringen suchen. „Bergegenwärtigt man sich,“ sagt ein Reisender, „die Schwierigkeit, Naturlaute mit unseren Schriftzeichen wiederzugeben und die unregelmäßige Aussprache von Vokalen in der englischen Sprache, so wird man begreifen, daß bei den begabtesten Schülern die Schreib- und Lesefertigkeit nicht über diejenige hinausreicht, die bei uns ein sechsjähriger Knabe zu entwickeln pflegt. Der König Kabua z. B. kann lesen, es passirte ihm aber, daß er, als er zufällig zwei Seiten der Bibel zu gleicher Zeit umschlug, den auswendig gelernten Text ruhig weiter hersagte, ihn aber mit dem Finger aus den Worten der folgenden Seite buchstabirte. Seine Namensunterschrift bringt er zur Noth zusammen, doch gelingt ihm dies schwierige Experiment bei weitem nicht immer.“

Die Eingeborenen sind ein munteres Völkchen. Die Zeit, welche nicht auf Beschaffung und Zubereitung der Lebensmittel, auf den Bau eines Hauses oder Rahnes, auf Herstellung von Matten u. dergl. verwendet wird, benützen die Insulaner zu Tanz und Spiel. Anlaß dazu kann Alles bieten: Besuch und Abschied, Fertigstellung eines Kanoes oder Hauses, Geburt, Tod, Regen, Dürre, Fischfang und hundert andere Dinge. Namentlich in klaren Mondnächten versammeln die Einwohner von Jaluit sich zu diesem Zweck. Der Gesang wird nur von Frauen und Mädchen ausgeführt. In zwei Reihen kauern sie einander

gegenüber, breiten zwischen sich eine Matte aus und singen unter regelmäßigen Bewegungen und Verdrehungen der Augen, des Kopfes, des Oberkörpers und der Arme leise beginnend ein mehrstrophiges Lied, das immer stärker und stärker im Ton steigt und schließlich in gräßliches Schreien ausartet. Mit kleinen Stöckchen, die bald nach rechts, bald nach links, bald mit dem der gegenüberliegenden Nachbarin zusammengeslagen werden, begleiten die Mädchen ihren Gesang. Er ist kein Genuß für europäische Ohren; die Pausen füllt man durch den Ton einer Trommel aus, sie ist das einzige Musikinstrument der Marschall-Inulaner und besteht aus einem ausgehöhlten, mit einer Fischhaut überzogenen Stück Holz von flaschenförmiger Gestalt, das mit den Händen bearbeitet wird.

Ernster sind die Vorträge, die zuweilen einige Häuptlinge ihrem Volke widmen, das stumm und respektvoll einen weiten Kreis um sie bildet. In vollem Schmucke sitzen Jene in der Mitte und singen unter Pantomimen und krampfhaften Verzerrungen des Gesichtes mit ernster, schmerzbewegt klingender Stimme ein Lied. Man glaubt Erinnerungen an alte Zeiten, Verehrung von Helden oder Gebete zu hören, es sind aber meist einfache Begebenheiten aus dem alltäglichen Leben, die in so feierlicher Weise zum Ausdruck gebracht werden.

Bei jeder Gelegenheit entstehen neue Lieder, und jeder noch so alltägliche Gedanke liefert den willkommenen Stoff zu einem Gesang. Einfälle, wie z. B.: „Der fremde Kapitän trinkt gerne Kokosmilch und gibt dafür Tabak!“ fanden schon zu Chamisso's Zeit all-

gemeinen Beifall und erfreuen noch heute das Gemüth des liederfrohen Volkes. Doch vererben sich auch Gesänge aus früherer Zeit. Als sich Kokebue mit seiner Expedition hier aufhielt, dichteten die Insulaner Loblieder auf Totabu (Kokebue) und Tamiso (Chamisso) und sangen sie den liebgewonnenen Reisenden zum Abschied. Diese Lieder verbreiteten sich von Insel zu Insel, und aus dem Jahre 1862 berichtet Gulick, daß sie nicht bloß in Ratak, wo sie entstanden, sondern auch in Kalik noch gesungen werden.

Die Wohnungen sind nicht allenthalben von derselben Bauart und Einrichtung. Die ärmeren Inseln tragen nur niedrige Hütten, in denen man nicht stehen und kaum sitzen kann. Sie sind eigentlich nur Schlafwinkel, bieten keinen Schutz gegen Wind und Wetter, sind plump und unsymmetrisch aufgeführt, und noch weniger ansprechend ist die Umgebung solcher Hütten. Hohe Haufen von faulenden Kokosnußschalen und Küchenabfällen bedecken rings den Boden und erzeugen pesthauchende Gerüche. So ist es unter anderen auf Ebon. Auf reicheren Atollen freilich trifft man bessere Häuser. Sie sind viereckig, meist ungefähr 10 Meter lang und 7 Meter breit, mit hohen, spizen Dächern, die mit den Blättern des Pandanus gedeckt sind. Die Dächer ruhen auf vier Pfosten, zwischen denen man den Raum, um der Luft den Durchzug zu gestatten, frei läßt.

Das Innere zerfällt in zwei Abtheilungen, in die untere, sehr niedrige, die zwischen den Pfosten liegt und einen Boden aus Korallensteinen oder festgestampftem Kies und Sand besitzt, auf dem breite Matten liegen, und in

die obere unter dem Dach, die von der anderen Abtheilung durch ein horizontales Gitterwerk aus Stangen getrennt ist, in welchem zum Hinaufsteigen eine viereckige Oeffnung gelassen wird. Hier hebt man Hausgeräthe auf, die vor den Matten geschützt werden sollen; auch ist dies der Schlafraum für den Hausherrn mit seinen Frauen, während die übrigen Familienglieder im unteren Raum die Nacht verbringen. Man schläft auf Matten und das Kopfkissen bildet ein hölzerner Block. Mitunter dienen auch kleine, zeltartige Hütten, die um die Wohnhäuser stehen, zum Schlafen.

In solchen Hütten werden auch meist die Speisen zubereitet. Fische und Krabben röstet man über einem Feuer aus Kokosnußfasern, über dem rostartig einige Stäbchen liegen, ohne daß die Thiere von den Schuppen und Eingeweiden gereinigt und ohne daß Salz oder Gewürze beim Zubereiten benützt werden. Yamswurzeln bäckt man in der Erde vermittelst heißer Asche.

Trinkwasser bieten die Koralleninseln nicht; doch liefern junge Kokosnüsse die nöthige Erfrischung. Zu Kokos, Pandanus, Brodfrucht treten noch Pfeilwurzeln als Nahrung, die von den nördlichen Inseln geliefert werden; sie bilden, mit heißem Wasser und geschabten Kokosnüssen angerührt, eine Lieblingsspeise der Insulaner. Eine große Rolle im Küchenzettel spielt das Pire. Es wird bereitet, indem die reife Brodfrucht geschält, in Stücke zerschnitten, zwei Stunden lang in Meerwasser gelegt und mit Stöcken geklopft wird. Dann wird sie in Haufen an einen schattigen Platz gelegt und mit Blättern überdeckt. Die zu Brei gewordene

Masse wird am zweiten Tage durchgeknetet und in einer Grube aufbewahrt, die mit Blättern ausgelegt ist. Nach einer Woche knetet man wieder, dann ist das Pire genießbar und hält sich fünf bis sechs Monate. Den jeweiligen Bedarf entnimmt man täglich der Grube. Wie kleine Kinder essen die Eingeborenen darauf los, wenn sie Vorrath an Nahrungsmitteln besitzen, und müssen daher häufig später darben.

Schweine, Hühner und Eier werden selten gegessen, und gewöhnlich gegen Reis, Brod und Zucker in Tausch gegeben.

Das beliebteste Genußmittel ist neben den Spirituosen der Tabak, die beide durch den Handel eingeführt sind. Leider nimmt die Trunkenheit immer mehr überhand; viel haben in dieser Hinsicht die ersten Weißen verdorben, die sich hier niederließen, meist Leute schlimmer Sorte, gewöhnlich englische Matrosen, die ihren Schiffen entlaufen waren. Im Rauchen üben sich schon Jungen im Alter von fünf bis sechs Jahren während des ganzen Tages; auch wenn man des Nachts erwacht, wird die Thonpfeife in Brand gesetzt. Gewöhnlich hat eine ganze Anzahl von Knaben Theil an einer Pfeife, die dann von Mund zu Mund wandert.

Wenn kein Krieg im Gange ist, der übrigens selten mehr als vier bis fünf Menschenleben kostet, so bildet Fischfang mit Speer und Angel die Hauptbeschäftigung. Der fliegende Fisch wird in dunkler Nacht auf hell erleuchtetem Kanoe gefangen; er fliegt gegen den Schein, fällt entweder, gegen das Segel stoßend, in's Fahrzeug oder

wird mit einem kleinen, langstieligen Netz sehr geschickt gefangen. Der Halbschwanz schwimmt in Schaaren und wird von zwei Rähnen, die mit einer Schnur verbunden sind, langsam gegen das Land getrieben. Merkwürdigerweise schwimmt der Fisch wohl hie und da über die auf dem Wasser schwimmende Schnur, schwimmt aber nie unter derselben weg. Ein einziger solcher Fang liefert bis zweihundert dieser vier- bis fünfspündigen Fische. Eine kleine, sehr schwachhaste Sardelle, die in Schwärmen in die Lagune kommt, wird auf das Riff getrieben, mit Netzwerk dort festgehalten, und nun wird abgewartet, bis Ebbe eintritt und nur einige Zoll Wasser das Riff bedecken. Dann wird mit Netzen, Speeren und Stöcken die Beute erlegt und in Körben und Stroh Hüten davon getragen. An solch' lustiger Jagd betheilt sich Alles: Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Häuptling und Missionar.

An dem Ruhm kühner Seefahrten, der die Mikronesier umgibt, hatten früher auch die Marschall-Inulaner hervorragenden Antheil. Heute werden nur noch Reisen von Insel zu Insel im heimischen Archipel unternommen, und auch das Verschlagen der Schiffe an ferne Küsten, das zur Mischung der Stämme ehemals sicherlich viel beigetragen hat, kommt nicht mehr vor. Doch sind die Kanoes noch von derselben kunstvollen und zweckmäßigen Bauart als sonst, und es ist räthselhaft, wie die Leute ohne Modell und Zeichnung, lediglich mit der Art (früher Muschel- oder Steinbeil) die einzelnen Stücke mit solcher Genauigkeit herstellen konnten. Die Fahrzeuge bestehen nicht immer aus der gleichen Anzahl von Stücken, sondern diese

ist von der Größe des verwendeten Holzes abhängig. Die einzelnen Theile werden zusammen gebunden, nachdem Pandanusblätter dazwischen gelegt sind. An beiden Enden läuft der Kahn hoch und spitz zu; nach der Außenseite ist er fast ganz gerade, nach der dem Ausleger (Schwimmbalken) zugekehrten Seite dagegen baucht man ihn aus und verhindert so, daß er vom Ausleger, der durch ein starkes Gestell mit ihm verbunden nebenher schwimmt und das Umschlagen verhüten soll, im Kreise gedreht wird. Eine Plattform, auf der ein beweglicher Mast mit dreieckigem Mattensegel befestigt ist, liegt quer über dem schmalen Fahrzeug, und auf ihm ruhen bei Bedarf zwei kleine Häuschen, die sechs bis acht neben einander liegenden Menschen leidlichen Schutz bieten. Ohne diese finden zehn bis fünfzehn Mann genügenden Raum auf der Plattform.

Das Bedürfniß größerer Reisen zu Tauschzwecken, die der Handel mit den Europäern jetzt überflüssig macht, hat bei den Mikronesiern, und besonders den Bewohnern der Karolinen- und Marschall-Inseln, eine Entwicklung geographischer, astronomischer und nautischer Kenntnisse erzeugt, die bei Naturvölkern staunenerregend ist. Man erfand sogar eine Art von Segelanweisungen (Modo), die im Besitze der Häuptlinge waren, welche die Lehre des Gebrauches auf ihre Nachkommen vererbten. Sie bestanden aus dünnen Stäben und Steinen oder Muscheln, auch wohl Schnüren mit Knoten. Die Steine, Muscheln oder Knoten bezeichneten die einzelnen Inseln, zwischen denen die Eingeborenen verkehrten, und die Stäbe (Schnüre) die

Woge, d. h. die Richtung, aus welcher der Seegang kommt. Diese Richtung der Woge und danach die Lage der Stäbchen mußte für jeden Tag kurz vor Sonnenaufgang bestimmt werden, so daß sich die Schiffer dadurch für ihre Fahrt orientiren konnten. Heute kennt man diese Segelkarten kaum mehr dem Namen nach.

Auf allen Marschall-Inseln ist der Ausgangspunkt der sozialen Einrichtungen der durch die Einheit des weiblichen Blutes bedingte Stamm, was stets ein sehr tiefes sittliches Niveau anzeigt. Alle Rechte und Pflichten vererben sich von der Mutter auf den Sohn.

In gesellschaftlicher Hinsicht gliedert sich die Bevölkerung in vier Rangstufen. Der gemeine Mann, der den größten Theil der Eingeborenen ausmacht, ist der Rajur. Er besitzt kein Eigenthum; der Häuptling theilt ihm ein Stück Land zu, dessen Früchte er in gewisser Quantität und Qualität in Form von zubereiteter Nahrung an den Häuptling abgeliefert, der ihm auch das Land jederzeit wieder abnehmen kann. Auf diesen Stand folgt der des Scatafatak, der sein Eigenthum nicht zugetheilt erhält, sondern erbt. Will der Häuptling sich sein Gut zueignen, so muß er ihn tödten; sonst steht er dem Rajur gleich. Die dritte Stufe ist die des Burak oder Budag, zu der die Familie des Oberhäuptlings gehört. Der Burak kann sehr reich und einflußreich sein. Am höchsten stehen die Troij (spr. Trodsch), Oberhäuptlinge oder Könige, und aus ihnen wird der Troij-Capelap, der oberste König, gewählt. Troij ist, wessen Vater und Mutter zum Stande der Troij gehörten oder wessen Mutter Troij war, wenn

auch der Vater Burak gewesen, und Burak ist, bei der Strenge der weiblichen Erbfolge, wessen Mutter zum Burakstande gehörte, mag auch der Vater Troij, ja Troij-Capelap gewesen sein. Die Oberhäuptlinge beherrschen zuweilen mehrere Inseln und waren früher arge Tyrannen, die auch das geringste Vergehen mit dem Tode bestrafen.

Was Fremde nach diesen Inseln zog, war hauptsächlich die Kokospalme, die trotz der dünnen Erdschicht, die den Boden bedeckt, doch auf den meisten Inseln in ausgiebigen Mengen gedeiht. Außerdem finden noch die Pflanzen, die wir als Nahrungsmittel der Eingeborenen schon erwähnten, ihr Fortkommen. Sonst nährt der Boden nur Gestrüpp und Schlinggras. Auch die Thierwelt ist dürftig, die Schweine, Hühner, Enten, Hunde, Katzen und Ratten sind europäischen Ursprungs, heimisch sind nur Tauben, Strandläufer, Eidechsen, Krabben und Schmetterlinge.

Der Werth dieser jüngsten Erwerbung des deutschen Reiches erleidet durch die geringe Flächengröße der Inseln jedoch keinen Eintrag, denn diese Inseln liegen in dem schmalsten Theile des Oceans, durch den, wie mit Sicherheit vorauszusehen, eine belebte Schifffahrtsstraße führen wird, wenn mit dem Panamakanal einst ein neuer Weg nach den Wunderländern Asiens aufgethan sein wird. Daß dann in jenen Inselhäfen der Marshall-Gruppe ein reicher Verkehr sich entwickeln und der Nation beträchtliche Vortheile bringen wird, deren Flagge hier die herrschende ist, das voraus zu verkünden, braucht man kein Prophet zu sein.

Mannigfaltiges.

Die Hinrichtung eines Königsmörders. — Am 5. Januar 1757 machte Robert François Damiens (geb. 1715) einen Mordversuch auf den König Ludwig XV. von Frankreich. Als dieser in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte Damiens mit einem Messer dem Könige einen Stich in die rechte Seite. Er wurde sofort ergriffen. Trotz der grausamsten, von dem Kanzler selbst angeordneten Martern, die er standhaft ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringste Geständniß zu entreißen, daß er Mitschuldige habe, oder daß er von Andern angestiftet worden sei, was der König argwöhnte, da er wohl wußte, daß er viele Feinde habe. Damiens behauptete, daß er den König nicht habe morden, sondern nur warnen wollen, er habe geglaubt, ein verdienstliches Werk zu thun. — Auch vor seiner Hinrichtung, am 28. März, sollte er nochmals auf eine neue Art gefoltert werden, weil man hoffte, daß er doch noch Diejenigen angeben würde, von denen man glaubte, daß sie ihn zu seinem Unternehmen gereizt hätten. Man hatte auf dem Grèveplaze einen Kreis eingeschlossen, der mit starken hölzernen und drei Fuß hohen Schranken umgeben war. Das Straßenpflaster wurde an dieser Stelle ausgehoben und der Platz von einer Wache besetzt. Gegen drei Uhr holte man Damiens aus dem Gefängnisse. Man ließ ihm die Beinkleider und die Weste, nachdem ihm ein langes Hemd darüber gezogen war. In dieser Kleidung wurde er auf einen Karren mit einem Strick um den

Hals gestellt und nach der Richtstätte geführt. Seine Standhaftigkeit verließ ihn keine Minute. Als er bei dem Schaffot angelangt war, erklärte er von Neuem und bezeugte feierlich, daß er sein Verbrechen allein begangen und weder von Jemandem angereizt worden sei, noch Mitschuldige habe. Weil man mit der Vorbereitung zu seiner Hinrichtung noch nicht ganz fertig war, befahl man ihm, sich auf die Erde zu setzen, wo er zwei Gläser Wein trank und allen Zurüstungen mit Gelassenheit zusah, ohne auch nur eine Spur von Unruhe zu verrathen, obgleich er wußte, daß ihm die entsetzlichsten Martern bevorstanden.

Endlich war Alles bereit. Die Henker stellten sich an die eine Ecke des Schaffots, einige hielten ihm den rechten Arm und ein anderer durchstach seine Hand mit dem Messer, mit dem er den König verwundet hatte. Hierauf legte man diese Hand so lange auf einen Ofen, bis die Hälfte der Finger verbrannt war. Während die Hand verbrannte, sah man seine Haare wie die Mähne eines Pferdes zu Berge stehen. Er schrie zwei oder dreimal und bat seine Henker, den Tod doch zu beschleunigen. Jetzt zog man ihm die Kleider aus und legte ihn auf eine Tafel, die fünf oder sechs Zoll dick und sechs oder sieben Fuß lang war. Diese Tafel ragte nur ungefähr drei Fuß über die Erde empor. Mitten in der Tafel war ein eiserner Gürtel befestigt, der sich vermittelst eines Gelenks öffnete, so daß der Körper des Missethätters hineingelegt werden konnte, außerdem war der Gürtel von innen mit spitzen Stacheln versehen. Nachdem man ihn hineingelegt hatte, band man auch die Arme und Beine an die Tafel, um ihm jetzt mit glühenden Zangen das Fleisch von den Armen und Beinen zu reißen, und während dies geschah, gossen andere in die Wunden flüssiges Blei, siedendes Del und Pech. Während dieser Marter schrie er einmal: „Ach, mein Gott, mein Gott!“ Sonst sagte er nichts, trotzdem man ihn fortwährend aufforderte, doch seine vermeintlichen Mitschuldigen

zu nennen. Als dies vorüber war, banden die Henker seine Arme und Beine los. Diese wurden jetzt an Stricke gebunden, an welche vier ausgesucht starke Pferde gespannt waren. Der Missethäter küßte oft das Kruzifix, die ausgestandene Marter mußte ihn sehr entkräftet haben. Plötzlich schlugen die Knechte auf die Pferde los, diese zogen innerhalb sechs Minuten achtmal, blieben dann aber jedesmal stehen, ohne daß sie die Gliedmaßen hätten trennen können. Der Verbrecher war noch immer voll Leben, er redete fortwährend mit seinem Beichtvater, welcher sich wieder näherte, wenn die Pferde nicht mehr zogen. Er richtete den Kopf noch einmal auf, um das Kruzifix zu küssen und suchte die Arme zu Hilfe zu nehmen, die aber keine Kraft mehr hatten, es zu fassen. Man wechselte die Pferde, man spannte zwei an jedes Bein, aber alle Mühe war fruchtlos. Nachdem sie zehn Minuten gezogen hatten, mußte man von Neuem anfangen. Man wiederholte den Versuch dreimal, aber immer ohne Erfolg. Jetzt zerschnitt man dem Unglücklichen die Sehnen an den Schenkeln und Schultern, und da gelang es denn endlich, ihm die Glieder auszureißen. Die ganze Hinrichtung hatte bis jetzt drei Viertelstunden in Anspruch genommen. Damiens lebte noch immer. Nun wurde ein Haufen Holz angezündet, auf den man seine Glieder warf, um sie zu verbrennen. Als der Henker den Rumpf von dem Gerüste aufhob, um ihn ebenfalls in's Feuer zu werfen, sah man die Augen des Gerichteten noch offen und fürchterlich rollen.

Schwerlich läßt sich eine schauderhaftere Scene denken, und dennoch waren viele Personen, darunter Frauen und Mädchen aus allen Ständen, von Anfang bis zu Ende Zuschauer des schrecklichen Schauspiels, und Tausende schienen sich an einem Anblick zu weiden, der jedes menschliche Herz hätte erweichen müssen. Die Familie des Verbrechers wurde aus Frankreich verbannt und das Haus, worin er geboren, dem Erdboden

gleich gemacht. — Auf solche entsetzliche Weise strafte man im vorigen Jahrhundert im civilisirtesten Lande Europa's. S. Wtz.

Der Weiße bei den Schwarzen. — In der Erscheinung weißer Männer, sagt Livingstone, muß für die Eingeborenen Afrika's, die solche noch nie gesehen, etwas furchtbar Abstoßendes liegen. Denn wenn wir beim Eintritt in Dörfer, die vorher von Europäern nicht besucht worden waren, einem Kinde begegneten, das ruhig und arglos auf uns zukam, so wollte es stets in dem Augenblicke, wo es seine Augen erhob und die weißen Männer sah, in einer Todesangst, wie wir sie etwa empfinden würden, wenn wir einer lebendigen egyptischen Mumie begegneten, Tersengeld geben. Durch das wilde Geschrei des Kindes aufgeschreckt, stürzt die Mutter aus ihrer Hütte heraus, fliegt aber beim ersten Blick auf dasselbe furchtbare Gespenst wieder zurück. Hunde ziehen den Schwanz ein und laufen im Schrecken davon, und Hühner lassen ihre Küchlein im Stiche und fliegend schreiend auf die Firsten der Häuser. Das jüngst noch so friedliche Dorf wird ein Schauplatz der Verwirrung und des Tumults, bis die Bewohner durch die lachende Versicherung unserer Mannschaft, daß weiße Männer keine schwarzen Leute essen, beruhigt werden. Manche unserer jungen Stuzer könnten beim Eintritt in ein afrikanisches Dorf erfahren, wie ihre Aufgeblasenheit zusammenfällt, wie sie alle jungen Mädchen vor sich, wie vor scheußlichen Menschenfressern fliehen sähen, oder wie wir Zeuge davon wären, wie sie selbst in öffentliche Kobolde verwandelt werden, indem die Mütter unartige Kinder von ihnen fern halten und sagen: „Seid gut, sonst werde ich den weißen Mann rufen, damit er Euch beiße,“ (gerade so wie bei uns umgekehrt der schwarze Mann seine Rolle spielen muß.) Ebenso viel Verwunderung, wie wir selbst, erregten unsere beiden Esel. Groß war das Erstaunen, wenn einer derselben zu schreien anfing. Die Furchtsamen zitterten mehr, als wenn ein Löwe neben

ihnen gebrüllt hätte. Sie waren Alle erschrocken und starrten den Gesel mit stummem Entsetzen an, bis der letzte gebrochene Ton heraus war. Als sie sich dann überzeugten, daß es nichts weiter auf sich habe, sahen sie einander an und brachen über ihre Bestürzung in ein lautes Gelächter aus. Hsch.

Chemie und Hauswirthschaft. — Chemie ist eine praktische Wissenschaft und täglich haben wir Gelegenheit, sie anzuwenden. Gehen wir im Geiste einmal durch ein nach neuesten Grundsätzen eingerichtetes Wohnhaus. In der Küche riechen wir gleich, daß etwas überkocht oder brozelt. Nun, da steht ein Braten auf dem Feuer, aber das Feuer ist nicht lebhaft genug und im Bassin ist kein Wasser. Was sagt die Chemie dazu? Das Feuer soll so heiß sein, daß es die Poren des Fleisches schließt, damit der Fleischsaft darin zurückgehalten wird, und um dies ohne Anbrennen der Außenseite des Fleisches zu thun, muß Wasser im Bassin sein, damit das Feuer uns keinen Kohlenbraten liefert. Wird das Fleisch überdies mit Mehl bestreut, so ist der Abschluß der Poren noch vollkommener. — Da steht für den Backofen fertig zugereitetes Brod. In jedem Brodlaib verursacht die Hefe Gährung, welche die Stärke im Getreidemehle in Zucker verwandelt, der seinerseits zu Alkohol und Kohlensäure wird, und dann ist der Teig fertig für den Ofen. Die Kohlensäure macht ihn beim Aneten locker und hält ihn warm. Zwei Hauptbestandtheile des Mehles sind Kleber und Stärke. Keiner Kleber ist dunkel gefärbt und zähe wie Leim; seine Aufgabe ist, die Bläschen des Kohlensäuregases zurück zu halten, um das Brod leicht und porös zu machen. Werden in der Mühle die Steine zu enge gestellt, so entwickelt sich Hitze, diese zerstört die Zähigkeit des Klebers, und das entstehende Mehl ist todt — es geht als Teig nicht auf. Warten wir mit dem Einbringen der Laibe in den Ofen zu lange, so wartet doch die Kohlensäure nicht, sondern bewirkt die Entstehung

von Essigsäure — und das Brod wird sauer. Der Grund, weshalb Backpulver kein so gutes Brod ergibt, wie das gewöhnliche Verfahren, liegt darin, daß es sich nicht so innig mit dem Teige mischen läßt, wie die Natur dies besorgt. Sobald das Gemisch befeuchtet wird, entwickelt sich sogleich Kohlensäure und entweicht zu schnell. — Wir treten in die Vorrathskammer. Wie bewahrt man wohl am besten Fruchtkonserven und andere Nahrungsmittel auf? Ein minimaler Zusatz von Salicylsäure zu den Früchten, Behandeln der Fleischwaaren mit ein wenig Schwefeldampf wird das Geforderte leisten. Was sind da für Klümpchen in dem Fruchtgelée? Das ist Glucose, die entsteht, wenn man saure Früchte mit Zucker einkocht. Nimmt man diese Klümpchen heraus, so sieht man, daß sie ganz so aussehen, wie der weiße Anflug auf Rosinen, deshalb nennt man sie „Traubenzucker“ oder „Glucose“. Traubenzucker ist um zwei Fünftel so süß wie unser gewöhnlicher Rohr- oder Rübenzucker. Sein Entstehen beim Bereiten von Gelée bedingt einen Zuckerverlust, und diesen kann die ökonomische Hausfrau vermeiden, wenn sie den Zucker erst gegen Ende des Kochens zusetzt, wenn der Saft bald vom Feuer genommen werden soll. Das Verbinden mit Papier schützt die Fruchtpräparate nicht vor dem Schimmeln. Man werfe ein Stückchen Paraffin oben in das Konservengefäß, wenn dessen Inhalt noch so heiß ist, daß das Paraffin darin schmilzt und beim Erkalten ein Schutzhäutchen bildet. Früchte, welche kein Gelée geben, sind zu reif. Beim ersten Reifen erhalten sie eine Pectase genannte Substanz, die nach dem Erhitzen beim Erkalten fest wird. Bei dem weiteren Reifen der Früchte wird die Pectase zu Pectin, das keine Gallerte ergibt. Zu Gelées zu verwendende Früchte dürfen nicht überreif sein, sondern müssen sich eben dem Reifen nahen. — Butter wird ranzig, wenn Bakterien darin zu hausen beginnen; Schutz gegen Bakterien erhält sie süß. Dies kann durch Luftabschluß geschehen, denn die Luft

ist erfüllt von darin schwebenden Bakterien. Einschließen von Butter in dichten Steinkrügen oder Einsenken in Salzlake entspricht dem Zweck. Bestreuen mit Salz hilft nichts, die Butter muß rings von Salzlauge umflossen sein. Die Butter säure, welche die Butter ranzig macht, kann nur entstehen, wenn diese einem Gährungserreger zugänglich ist, und diese Gährungserreger sind die stets aus der Luft stammenden Bakterienkeime. R.

Das Einfangen einer Klapperschlange mit dem Lasso. — Daß man mit dem Lasso nicht nur Pferde, Ochsen und andere Vierfüßler, sondern auch Reptilien fangen kann, davon sollte ich mich vor Kurzem selbst überzeugen. In der Gegend von San Diego in Kalifornien lebte ein junger amerikanischer Farmer, der mich eingeladen hatte, zu ihm hinaus zu kommen, um mir seine Wirthschaft anzusehen; er beschäftigte sich nur mit Wein- und Obstkultur, bei welchem ihm eine Anzahl Mexikaner als Knechte halfen. Da ich schon mehrfach von der Geschicklichkeit der Mexikaner gehört hatte, sich der gefährlichen Klapperschlange lebend zu bemächtigen, so bat ich meinen Gastgeber, er möge doch einen seiner Leute veranlassen, gelegentlich eine solche zu fangen. An demselben Nachmittage befand ich mich auf dem Felde, wo etwa ein Duzend Arbeiter beschäftigt waren, Land von Gestrüpp zu reinigen. Einer der Mexikaner hatte, wie ich bemerkte, eine lange zusammengewickelte Lederleine an der Seite hängen, zu welchem Zweck konnte ich mir nicht erklären; doch ließ die Lösung dieses Räthsel nicht lange auf sich warten. Plötzlich nämlich warf der Mann seine Hacke fort und sprang etwa zehn Schritte vor. Ich folgte ihm mit den Augen und sah, wie sich nicht weit davon eine große Schlange soeben aufgerichtet hatte und die beste Lust zu haben schien, auf den Feind, der sich ihr so unverhofft genähert, loszustürzen. Doch der Mexikaner kam diesem Angriffe zuvor. Schon beim Laufen hatte er das lederne Seil, das die Dicke eines guten Bindfadens

bejaß, los gemacht und derartig in die Hand genommen, wie es die Laffowerfer zu thun pflegen, wenn sie einen Fang beabsichtigen. Als die Schlange sich völlig erhoben hatte und eben sich auf ihren Gegner werfen wollte, der etwa sechs bis sieben Schritte von ihr entfernt sein mochte, sauste mit scharfem Wurf die Lederleine durch die Luft; die Schlinge traf mit einer solchen Genauigkeit, daß sie sich unmittelbar hinter dem Kopfe um den Hals des Thieres legte, das sofort kraftlos zusammenfiel. Der bewußte lederne Strick war also ein regelrechter Lasso, den sich der Mexikaner speziell zu diesem Behufe gefertigt hatte, da er für Rindvieh und Pferde doch stärker hätte sein müssen. Die Schlange verhielt sich in ihrem zusammengeschnürten Zustande ganz ruhig, weshalb man heran gehen konnte, um sie genau zu betrachten. Es war ein altes Thier mit vierzehn Klappen und maß mindestens sieben bis acht Fuß, während ihre Dicke derjenigen eines Armes nicht nachstand. War das Thier auch gefesselt, so hielt mich doch ein ängstliches Gefühl ab, mich allzu sehr zu nähern. Nicht so der Mexikaner; seine Leine, vermittelst deren er sie in der Gewalt hatte, hatte er inzwischen befestigt und nun ging er dicht an sie heran, ja er faßte sie trotz ihres Gezüngels ganz gemächlich an und hob sie, vorsichtig hinter dem Kopfe zugreifend, sogar in die Höhe. Die Schlange blieb noch mehrere Tage an ihrer Fessel, an der sie gleichsam wie ein angefetteter Hund lag. Späterhin, als man ihrer überdrüssig geworden war wurde sie getödtet.

D. v. Briesen.

Respekt vor der Arbeit. — In den sechziger Jahren, da Napoleon III. noch im Zenith seiner Macht stand, weilte einst der Hof in Compiègne. Schon zu früher Stunde liebte der Kaiser, von wenigen Intimen begleitet, einen Spaziergang in die Umgebung des Schlosses zu unternehmen. Bei einem solchen befanden sich die Herren eben auf einem schmalen, von Gebüsch umsäumten Pfad, als von der entgegengesetzten Richtung ein Last-

träger, schwer mit einem Bund Holz beladen, desselben Weges kam. Sofort schickte sich der Herzog von Morny an, dem Nahenden entgegen zu eilen, um ihn zur Umkehr zu veranlassen, als Napoleon's Ruf ihn zurückhielt. „Ich meine,“ sagte er, „wir haben eher Zeit zu einem Umweg, als der gute Mann; lassen wir ihn ungehindert passiren. Wir sind es, welche die Arbeit zu ehren haben, ihr danken wir, was wir sind, läßt sie uns fallen, sind wir gewesen!“ Mit diesen Worten kehrte Napoleon um und ging eine ganze Strecke zurück bis zu einer Stelle, wo er mit seinen Begleitern zur Seite treten und den unter seiner Last keuchenden Mann passiren lassen konnte. Erst dann setzte er seinen Spaziergang fort. S—d.

Reich belohnte Botschaft. — Wenn der Papst einen im Auslande lebenden Geistlichen zum Kardinal ernennt, wodurch derselbe Mitglied des heiligen Collegiums wird, welches nach dem Ableben eines Papstes aus seiner Mitte den Nachfolger zu wählen hat, so wird ein päpstlicher Nuntius abgesandt, welcher dem Ernannten das Käppchen und das Barett zu überbringen hat. Es bestand nun der Gebrauch, daß das Käppchen mit Goldstücken gefüllt und der Inhalt desselben dann als Ehrenlohn für die Botschaft dem Nuntius geschenkt wurde. Wenn man eine mittlere Kopfgröße annimmt, so faßte das gefüllte Käppchen wenigstens für 10,000 Lire (8000 Mark) Gold und die Nuntien sollen sich daher einer derartigen Aufgabe keineswegs ungern unterzogen haben. Diese Belohnung für den Ueberbringer der Botschaft wurde übrigens in der Regel nicht von dem neu gewählten Kardinal selbst, sondern, insoweit rein katholische Staaten in Betracht kamen, von der Regierung des Landes gezahlt. U. G.

Ein charakteristischer Bericht. — Die unter Peter dem Großen am russischen Hofe herrschende Trinkwuth war auch unter Katharina dieselbe geblieben. Der sächsische Gesandtschafts-

ekretär Frensdorf schreibt im August 1726: „Wenn Fürst Mentchikoff die Zarin des Morgens besucht und vor ihr Bett kommt, fragt er: ‚Was wollen wir trinken? Belieben Eure kaiserliche Majestät eine Schale Branntwein?‘ Hat man nun davon eine starke Portion eingenommen, so wird dann den Tag über bis in die späte Nacht mit allerhand Wein und Prostoi (d. h. mit gemeinem Branntwein) die Fortsetzung gemacht, solcher- gestalt, daß man wenig nüchtern, sondern allezeit schwindlich und dösig ist.“ J. D.

Eine brave Frau. — Als König Erich XIV. von Schweden im Jahre 1562 seinen Bruder Johann, Großfürsten von Finnland, gefangen setzen ließ, gab er der Gemahlin desselben, der jagellonischen Prinzessin Katharina, die Erlaubniß, zu ihrem Bruder, dem König Sigismund August, nach Polen zu gehen. Aber sie antwortete gefaßt: „Als ich meinen Mann heirathete, gelobte ich, in Glück wie im Unglück seine Gefährtin zu sein, und das will ich halten.“ Sie ward darauf mit ihm in's Gefängniß gesetzt und blieb darin sieben Jahre. E. R.

Ein vielversprechender Jüngling. — Ein reicher Berliner Hausherr hatte einen Sohn, der die meisten Tage seines Lebens mit Nichtsthun zubrachte. Eines Tages kam ein Freund und fragte: „Wo ist Dein Sohn?“ — „In der Schwimmschule!“ — „Was lernt er dort?“ — „Wassertreten.“ — „Bravo! Diese Wissenschaft hat ihm noch gefehlt, jetzt geht ihm nichts mehr ab, denn — Pflastertreten kann er schon!“ M. W.

Aus der Schule. — Ein Lehrer fragte einen seiner Schüler: „Wie unterscheidet sich das große von den kleinen Einmaleins?“ — „Dadurch, daß man bei dem ersten noch mehr Prügel bekommt, als bei dem letzteren.“ M. W.





